

42. 22 156, 1

Hq- 308 (56/57) 2.

EX. 5. 70  
BIBLIOTHEK -

# Braunschweigische Heimat



1970

56. Jahrgang · Heft 1 · April

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

PH

70.819

## Inhaltsverzeichnis

Die Vegetation des Heeseberges im Kreis Helmstedt. Von cand. rer. nat. Dietmar Brandes, Braunschweig, Fasanenstraße 31 . . . . .	1
St. Marien, die ehemalige Archidiakonatskirche in Nettlingen, ging in Flammen auf. Von Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	4
„Mödersprake“ und andere Bezeichnungen für die heimische Sprache in Texten aus dem Bereich des Ostfälischen. Von Rolf Steding, Braunschweig, Ahornweg 2 . . . . .	7
Die Cholera-Epidemie in Königsutter 1850. Von Konrektor Heinz Röhr, Königsutter, Pastorenkamp 13 . . . . .	11
Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert: II. Die Küche. Aus dem handschriftlichen Süpplinger Dorfbuch des verstorbenen Ackermanns Alfred Hesse . . . .	14
Das Dishgebet. Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders. Von Frau Friedel Bittersohl, Wendschott . . . . .	16
<b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Zum Europäischen Naturschutzjahr 1970. Von Forstmeister a. D. Rudolf Paes, Bodenstedt . . . . .	17
Naturschutz und Landschaftspflege in der Stadt Braunschweig. Überlegungen anlässlich des Europäischen Naturschutzjahres. Von Oberstudienrat Dr. Wolf Hartwich, Braunschweig, Kasernenstraße 10 . . . .	18
Das schöne Dorf im Zeitalter der landwirtschaftlichen Rationalisierung. Gedanken über beispielhafte bau- pflegerische Maßnahmen in Braunschweig-Riddagshausen. Von Oberkustos Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	21
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1969 . . . . .	28
Täneweidage. Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders. Von Frau Friedel Bittersohl, Wendschott . . . . .	30
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	31

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Braunschweigische Staatsbank Nr. 2017 762, Braunschweig.

# BRAUNSCHWEIG

Die sehenswerte Stadt  
zwischen Harz und Heide

Reich an Tradition und Kultur

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

---

## Inhalt

der Hefte 1—4 des 56. Jahrganges 1970

	Seite
Die Vegetation des Heeseberges im Kr. Helmstedt. Von Dietmar Brandes . . . . .	1
St. Marien, die ehemalige Archidiakonatskirche in Nettlingen ging in Flammen auf. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	4
„Modersprake“ und andere Bezeichnungen für die heimische Sprache in Texten aus dem Bereich des Ostfälischen. Von Rolf Steding . . . . .	7
Die Cholera-Epidemie in Königsutter. Von Heinz Röhr . . . . .	11
Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert. Von Alfred Hesse . . . . .	14, 45
Das Dischgebet. Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders von Frieda Bittersohl . . . . .	16
Zum Europäischen Naturschutzjahr. Von Rudolf Paes . . . . .	17
Naturschutz und Landschaftspflege in der Stadt Braunschweig. Überlegungen anlässlich des Europäischen Naturschutzjahres von Wolf Hartwich . . . . .	18
Das schöne Dorf im Zeitalter der landwirtschaftlichen Rationalisierung. Gedanken über beispielhafte baupflegerische Maßnahmen in Braunschweig-Riddagshausen. Von Werner Flehsig . . . . .	21
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1969 . . . . .	28
Tähneweidage. Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders von Frieda Bittersohl . . . . .	30
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	31, 96
Die Arbeit des Johanniterordens in Braunschweig bis in die Zeit Karls I. Von Adolf Quast . . . . .	33
Die Johanniter im Lichte der Braunschweiger Stadtkernforschung. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	37
Wilhelm Sandfuchs, dem ostfälischen Mundartdichter, zum Gedächtnis. Von Werner Flehsig . . . . .	50
Aus der neuostfälischen Fassung des Volksbuches von Till Eulenspiegel. Von Wilhelm Sandfuchs . . . . .	53

Plattdeutsche Gedichte von Wilhelm Sandfuchs . . . . .	54
Gipshöhlen bei Walkenried. Von Walther Reinboth . . . . .	56
Fleischfressende Pflanzen in der Umgebung Braunschweigs. Von Dieter Wilhelm Weber-Olderode . . . . .	57
Ein Vorschlag zur Behandlung der Okeraue im Nordwesten Braunschweigs. Von Klaus Schmidt . . . . .	59
Ist Braunschweig eine Stadt im Grünen und soll sie es bleiben? Von Kurt Schmidt .	60
Aus welcher Zeit stammen die „Kratzspuren“ am romanischen Nordeingang des Domes in Braunschweig? Von Adolf Quast . . . . .	65
Die St. Georgskirche in Jembke, Kr. Gifhorn. Von Ernst Pauer . . . . .	67
Die Ausbildung der braunschweigischen Forstbeamten im 19. Jahrhundert und das Collegium Carolinum. Von Rudolf Paes . . . . .	71
Die Pflanzengesellschaften der Wabeaue bei Braunschweig. Von Dietmar Brandes .	76
Herkunftsbezeichnungen in ostfälischen Familiennamen. Von Werner Flehsig . .	80
Die Orgel der St. Trinitatis-Kirche in Wolfenbüttel. Von Uwe Pape . . . . .	87
Um den Sachsenstein bei Bad Sachsa. Von Walther Reinboth . . . . .	94
Pack et Leben an! Gedicht in der Elm-Mundart von Wilhelm Sandfuchs . . . . .	95
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen. Von Werner Flehsig . . . .	97
Alte Grenzsteine. Von Friedrich Brandes . . . . .	105
Zierformen an Einrichtungsgegenständen der Süpplinger Bauernstuben des 19. Jahr- hunderts. Von Alfred Hesse . . . . .	107
Zum Gedenken an Gottfried Hartweg. Von Werner Flehsig . . . . .	111
Botanische Zwischenbilanz im Braunschweiger Heidberggebiet. Von Wilhelm Osterloh . . . . .	112
Vorwald — Bodenreife — Bestandsumwandlung. Ein Beitrag zur waldbaulichen Behandlung von Anschüttungsböden im Helmstedter Braunkohlenrevier. Von Otto Homuth . . . . .	117
En lüttjen Unterschied. Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders. Von Frieda Bittersohl . . . . .	128



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

56. Jahrgang

April 1970

Heft 1

## *Die Vegetation des Heeseberges im Kreis Helmstedt*

von Dietmar Brandes

Im südlichen Teil des Landkreises Helmstedt liegt der Heeseberg. Geologisch gesehen ist er ein Schmalsattel aus Buntsandstein und Muschelkalk, er zieht sich von WNW nach OSO zwischen Elm und Großem Bruch entlang. In floristischer Hinsicht zeichnet er sich so sehr aus, daß er ein Exkursionsziel für Botaniker aus ganz Deutschland ist.

Wie kommt der Heeseberg nun zu einer solchen „Beliebtheit“ bei den Botanikern? Das Klima des südlichen Kreises Helmstedt ist bereits deutlich kontinental getönt. Die Niederschläge betragen im Jahresmittel 550—575 mm. In der Vegetationsperiode (April bis September) betragen sie knapp 350 mm. Zu erklären sind die für unser Gebiet sehr niedrigen Niederschläge durch den Regenschatten des Harzes.

Klimatisch so begünstigt, können hier viele Pflanzen wachsen, die wir sonst nirgends in der nördlichen Bundesrepublik finden können. An mehreren Stellen finden wir kleine Bestände mit Arten der Subkontinentalen Trockenrasen (*Festucion vallesiaca*). Besonders herrlich ist der Frühlingsaspekt. Im Mai leuchten hier die großen gelben Blüten der Adonisröschen schon von weitem. Die subkontinentalen Trockenrasen enthalten viele östliche Florenelemente. An Charakterarten finden wir:

Adonisröschen  
Dänischer Tragant  
Deutscher Alant  
Furchen-Schwingel  
Walliser Schwingel  
Hügel-Scharfgarbe  
Pfriemengras  
Sand-Fingerkraut  
Sand-Veilchen

*Adonis vernalis* L.  
*Astragalus danicus* RETZ.  
*Inula germanica* L.  
*Festuca rupicola* HEUFF.  
*Festuca valesiaca* SCHLEICHER  
*Achillea collina* J. BECKER  
*Stipa capillata* L.  
*Potentilla arenaria* BORKH.  
*Viola rupestris* F. W. SCHMIDT

Diese Bestände sind meist mit Halbtrockenrasen (*Mesobromion*) verzahnt. Die Halbtrockenrasen haben einen ausgeglicheneren Wasserhaushalt und ertragen auch kühlere Sommer. Hier finden wir viele subatlantische und submediterrane Arten. Die Halbtrockenrasen sind bei uns auf Kalkhügeln häufiger, so z. B. auf dem Rieseberg, Dorm, Oder und Osel usw. Auf dem Heeseberg wachsen u. a. die folgenden Kennarten (*Mesobromion* und *Brometalia erecti*)

Aufrechte Trespe  
Dornige Hauhechel

*Bromus erectus* agg.  
*Ononis spinosa* L.

Gefranster Enzian	Gentianella ciliata (L.) BORKH.
Hopfenklee	Medicago lupulina L.
Karthäuser Nelke	Dianthus carthusianorum L.
Skabiosen-Flockenblume	Centaurea scabiosa L.
Stengellose Kratzdistel	Cirsium acaulon (L.) SCOP.
Tauben-Skabiose	Scabiosa columbaria L.
Gemeinsame Klassencharakterarten (Festuco-Brometea) sind:	
Erd-Segge	Carex humilis LEYS.
Feld-Beifuß	Artemisia campestris L.
Feld-Mannstreu	Eryngium campestre L.
Blaugrünes Labkraut	Galium glaucum L.
Frühlings-Segge	Carex caryophyllea LATOURR.
Kleines Mädesüß	Filipendula vulgaris MOENCH
Kleiner Wiesenknopf	Poterium sanguisorba L.
Große Braunelle	Prunella grandiflora (L.) SCHOLLER
Gemeine Sommerwurz	Orobanche vulgaris POIR.
Golddistel	Carlina vulgaris L.
Rötliches Fingerkraut	Potentilla heptaphylla L.
Wiesen-Salbei	Salvia pratensis L.
Zypressen-Wolfsmilch	Euphorbia cyparissias

Einige der oben aufgeführten Arten sind bei uns schon recht selten geworden.

An sehr sonnigen, sandigen Stellen gedeiht ein kleinflächiger, sehr lückenhafter Magerrasen. (Hünenburg). Bezeichnende Arten sind:

Felsen-Goldstern	Gagea saxatilis J. A. et J. H. SCHULT.
Knolliges Rispengras	Poa bulbosa L. var. vivipara
Finger-Steinbrech	Saxifraga tridactylites L.
Kleinblütiges Vergißmeinnicht	Myosotis stricta LK.
Drüsiges Hornkraut	Cerastium pallens F. W. SCHULTZ
Frühlings-Hungerblümchen	Erophila verna agg.

Diese Gesellschaft gehört wohl zum Verbände Alyso-Sedion (Fetthennen-Gesellschaften)! Auffallend ist die recht seltene Goldstern-Art (*Gagea saxatilis*), die rein kontinental ist. Ihr einziger Standort in der nördlichen Bundesrepublik ist bei der Hünenburg. Hier wurde sie erstmalig 1969 im Rahmen der Süd-Niedersachsenkartierung gefunden; ein weiteres Exemplar wurde in der Nähe gefunden.

Zwischen den Trocken- und Halbtrockenrasen, sowie an den Rändern der Gebüsche haben sich Saumgesellschaften (*Trifolium medii*-*Agrimonia*-Gesellschaften) mit folgenden Arten herausgebildet:

Kleiner Odernenning	<i>Agrimonia eupatoria</i> L.
Mittlerer Klee	<i>Trifolium medium</i> L.
Wirbeldost	<i>Calamintha clinopodium</i> SPENN.
Süße Bärenschote	<i>Astragalus glycyphyllos</i> L.
Echtes Labkraut	<i>Galium verum</i> agg.
Deutscher Ziest	<i>Stachys germanica</i> L.
Sichelklee	<i>Medicago falcata</i> L.
Dürrwurz	<i>Inula conyzia</i> DC.

Alle diese Gesellschaften sind Bestandteile eines sehr reizvollen Vegetationsmosaiks. Durch eine weitere Gesellschaft wird das farbenfrohe Bild vervollständigt: In den wärmeliebenden und trockenheitstragenden Unkrautgesellschaften des Verbandes *Onopordion acanthii* gedeihen:

Nickende Distel  
Schwarzes Bilsenkraut  
Natternkopf  
Färber-Reseda  
Gewöhnliche Hundszunge  
Großblütige Königskerze

*Carduus nutans* L.  
*Hyoscyamus niger* L.  
*Echium vulgare* L.  
*Reseda luteola* L.  
*Cynoglossum officinale* L.  
*Verbascum thapsiforme* SCHRAD.

Diese Übersicht der Heeseberg-Vegetation erhebt natürlich keinerlei Ansprüche auf Vollständigkeit; es sollte nur das Besondere und Erhaltenswerte des Heesebergs beschrieben werden. Wenn auch ein Teil der aufgeführten Pflanzen bei uns an einigen anderen Orten wachsen, so ist doch die Artenkombination des Heesebergs für unser Gebiet einmalig.

So gehören Kleines Mädesüß (*Filipendula vulgaris*), Felsen-Goldstern (*Gagea saxatilis*), Furchen-Schwingel (*Festuca rupicola*), Adonisröschen (*Adonis vernalis*) der pontischen Florenregion an. Unter pontischer Florenregion wollen wir das heutige Hauptverbreitungsgebiet dieser Arten um den Nord- und Westrand des Schwarzen Meeres verstehen. Ihre Hauptverbreitung sowohl in der Steppenregion, als auch in mediterranen Trockenrasen haben Pfriemengras (*Stipa capillata*), Feld-Mannstreu (*Eryngium campestre*), Deutscher Ziest (*Stachys germanica*) und Rosen-Malve (*Malva alcea*). Das Knollen-Rispengras (*Poa bulbosa* var. *vivipara*) kommt hier fast ruderal auf trockenen Sandfluren vor, es gehört zur turanischen Florenregion (aralokaspiische Halbwüsten).

Bei so vielen botanischen Raritäten ist es besonders traurig, daß immer wieder Aufforstungsversuche gemacht werden. Die Zahl der Adonisröschen über Beierstedt wurde durch Anpflanzung völlig standortfremder Hölzer empfindlich verringert. Eine beabsichtigte Aufforstung des Ringwalls der Hünenburg mit Fichten brächte nicht einmal einen Holzertrag, von einem „Wald“ ganz zu schweigen. Ebenso wäre eine Aufforstung des Heesebergs, wie sie die Studie des Seminars für Dorferneuerung (Lehrstuhl f. Landwirtsch. Baukunde der TU Braunschweig) vorschlägt, nur eine Vernichtung der Vegetation. Einen Erholungswert würde ein schlechtwüchsiger Wald auf den flachgründigen, trockenen Hangboden nie haben, außerdem ist der Heeseberg durch ehemaligen Steinbruchbetrieb sehr zerklüftet. Zum Beweis sehe man sich nur den Wald um den Aussichtsturm herum an, der noch auf der günstigsten Stelle (!) steht.

ELLENBERG bezeichnet die Onopordion- und Festucion- vallesiaceae-Bestände als eigentliche Trockenvegetation Mitteleuropas. Aus klimatischen Gründen finden sich diese Gesellschaften in Nordwestdeutschland nur hier am Heeseberg. Eine Vernichtung dieser einmaligen Vegetation können wir uns nicht leisten, zumal vor ca. 90 Jahren zwei ähnliche, inselartige Vorkommen am Dorm und Rieseberg (ebenfalls Krs. Helmstedt) durch Kieferaufforstungen vernichtet wurden. Eine Aufforstung des Heesebergs mit sehr zweifelhaftem Erfolg wäre ein schlechter Beitrag zum Europäischen Naturschutzjahr (1970!) und zum Internationalen Biologischen Programm.

#### Literatur:

ELLENBERG: Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen. Stuttgart 1963. — WALTER/STRAKA: Arealkunde. Stuttgart 1970. — HAEUPLER: Bemerkenswerte Neufunde und Bestätigungen in: Gött. Flor. Rundbriefe 2/1969. — EHRENDORFER: Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas Graz 1967. — POHLENDT (Hrsg): Der Landkreis Helmstedt (Kreisbeschreibung) Bremen 1957.

# *St. Marien – die ehemalige Archidiaconatskirche in Nettlingen ging in Flammen auf . . .*

von H. A. S c h u l t z

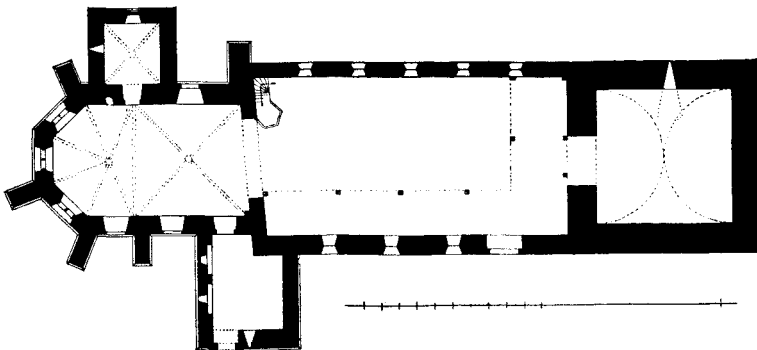
Gerade zu dem Zeitpunkt, an dem unsere Mitglieder die Vorschau für unsere Studienfahrten 1970 erhalten, ist das Ziel der ersten Fahrt, die Archidiaconatskirche in Nettlingen, das Opfer eines Brandes geworden. Dies ist sehr bedauerlich. Gerade diese Kirche war von einzigartiger geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Bedeutung.

Nettlingen, Kreis Hildesheim/Marienburg, verkehrsgünstig an der alten Ost-West-Handelsstraße gelegen, ist urkundlich bereits 1022 als „Nitelogon“ genannt, als das Michaelis-Kloster von Hildesheim hier 20 Hufen und eine Mühle erhielt. Zur Zeit Heinrichs des Löwen bestand hier ein Ministerialgeschlecht, das sich bis ins 15. Jahrhundert verfolgen läßt, in Nettlingen selbst saß aber schon ab 14. Jh. das Geschlecht von Saldern. Ein Kurt von Saldern erbaute 1570 das Schloß.

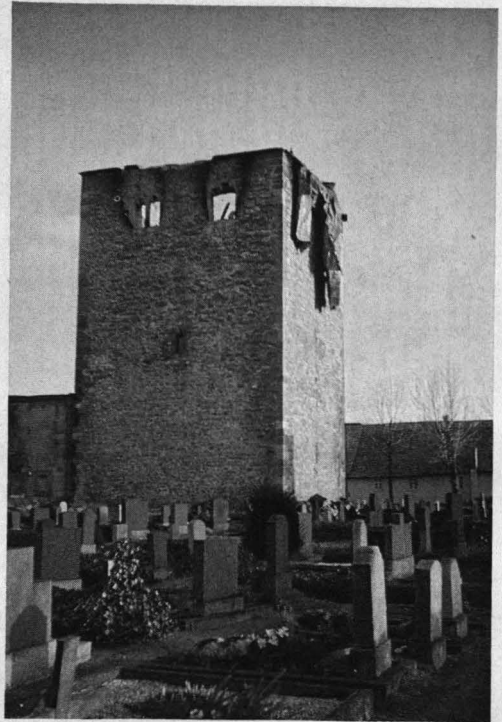
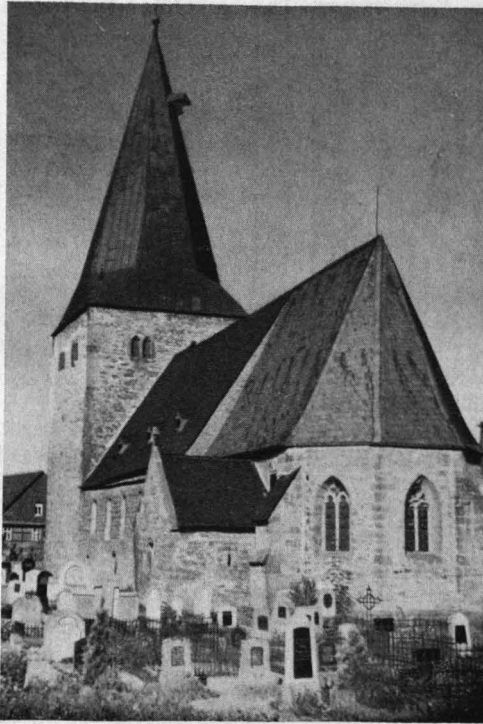
1022 wird die Kirche noch nicht erwähnt. Es spricht jedoch alles dafür, daß sie bereits damals bestanden hat. Das Archidiaconat Nettlingen umfaßte ein verhältnismäßig großes Gebiet: die Orte Garmissen, Eggelsen, Elvede, Ottbergen, Veltbergen, Beerle, Wohlde, Bettrum, Himstedt und Schellerten.

Auf den Grundmauern einer älteren Kirche, vielleicht sogar aus der Zeit des Hildesheimer Bischofs Godehard (1022—1038) erbaut, erhielt die Kirche 1328 im großen ihre heutige Gestalt. Weithin grüßte der grüne, kupferbedeckte, 48 m hohe Turm. Seine Mauern wie die des Schiffes und des Chores bestehen aus Bruchstein. Im Mauerverband selbst lassen sich noch alte Mauerteile erkennen. Die spitzbogigen zweiteiligen Fenster zeigen verschieden ausgebildetes Maßwerk und gekahltes Pfostenprofil. Der Chor wird äußerlich durch Strebeböfeler gegliedert, der an der südlichen Ecke der Ostwand fehlt allerdings. Dagegen ist besonders stark der Strebeböfeler an der Südseite zwischen Schiff und Chor, mit Gesims zweimal abgesetzt. Unter dem oberen Gesims finden sich zwei schräggestellte Wappenschilde: das eine zeigt die Rose der Familie von Salder, das andere ist verwittert.

Sowohl an der Süd- wie an der Nordseite finden sich Anbauten (s. Grundriß), die wohl ebenfalls auf das 14. Jh. (evtl. auf 1328) zurück gehen. Auf der Südseite findet sich die gewölbte Sakristei, die mit dem Chorraum durch eine rechteckige



Grundriß der Kirche in Nettlingen



Marien-Kirche in Nettlingen vor und nach dem Brande

Aufn. H. A. Schultz

Tür verbunden ist. Das auf ihr quergerichtete Satteldach besitzt einen Steingiebel mit einem Kreuz darauf. In der Wand sitzt ein rechteckiges Fenster, umrahmt von einer Hohlkehle.

Der Anbau an der Nordseite, gewissermaßen eine Vorhalle, „Leichenhalle“ genannt, entspricht durchaus dem südlichen Sakristeianbau. Er besitzt eine schlichte Balkendecke. Die Tür nach dem Chor hat einen rechteckigen Sturz mit einspringenden Ecken.

Ein Blick in das Langhaus, das ungewöhnlich breit (9 m) war, zeigte einen flachgedeckten Raum mit rundbogigen Fenstern. Der Chorraum, nicht ganz so breit wie das Schiff, 1328 erneuert, war vom Schiff durch einen rundbogigen Triumphbogen getrennt und besaß einen  $\frac{5}{8}$  Abschluß. Unvermittelt wuchsen die gekehlten Gewölberippen aus den Wänden hervor. Der Schlußstein war mit Blattwerk geziert.

So schön diese Architektur war, so schön war ebenfalls die nun zerstörte Malerei an den Wänden und an den Gewölben. Hier fanden sich reiche figürliche Darstellungen des 15. Jh., so Maria — fälschlich als Christus ergänzt — und die musizierenden Engel. Sie waren von handwerklich tüchtiger Hand geschaffen. In Unkenntnis waren sie 1615 einmal übermalt worden. Im östlichen Chorraumfenster sitzen zwei kleine gemalte Glasscheiben (15. Jh., so Anna Selbdritt und wiederum musizierende Engel). Der schwere Weststurm trug einst Kugel, Kreuz und Wetterhahn. Heute — nach dem Brande hängen die Reste des Kupferdaches wie alte Fetzen herunter. Die Kugel mit dem Gestänge, Wetterhahn und Kreuz



Die verkohlten Reste  
des Turmaufbaues  
(Kugel, Kreuz,  
Wetterhahn).

Aufn. H. A. Schultz

liegen zwischen verkohlten Balken auf den Gräbern. Die steinernen, ebenfalls geborstenen Wände des Turmes (Mauerstärke 1,75 m) stehen noch als letzte Reste da. Auch die zu zweien gekuppelten Spitzbogenöffnungen im Obergeschoß — auf jeder Seite des oberen Gesimses zeigen schwere Brandeinwirkungen.

Das Innere der Kirche macht heute einen grauenvollen Eindruck. Das gotische Sakramentshäuschen an der inneren Nord-Ost-Wand des Chores ist noch da. Vielleicht können einzelne Teile gerettet werden, so vom Barockaltar, von diesem Sakramentshäuschen und den erwähnten zwei gotischen Kirchenfenstern.

Endgültig verloren sind, soweit es sich jetzt überblicken läßt, die wertvolle Barockorgel (1750), eine der wenigen Denkmalsorgeln der hannoverschen Landeskirche. Sie war reich gegliedert und geschnitzt und vermutlich eine Arbeit des Hildesheimer Orgelbauers Johann Conrad Müller.

Völlig zerstört ist die ebenfalls mit reicher Malerei versehene Balkendecke. Diese war 1907 vom damaligen Hofmaler Quensen, Braunschweig, von der Übermalung befreit worden.

Weiterhin verloren sind die Wandgemälde, so die 23 Bilder an den Emporen mit Darstellungen aus dem Alten- und Neuen Testament.

Der Brand traf diese Kirche gerade in dem Augenblick als die letzten Arbeiten der Renovation vollendet werden sollten.

Bedauerlich ist ferner, daß auch die alte Kirchenglocke von 1250 vom Feuer zerstört worden ist. Sie gehörte zu den ältesten des Hildesheimer Landes, sie war noch etwa 30 Jahre älter als die von St. Michaelis zu Hildesheim. Ihr Durchmesser betrug 1,08 m, ihr Gewicht 775 kg. Sie war auf den Ton „as“ gestimmt. Am Hals wies sie eine niederdeutsche Inschrift in Großbuchstaben auf, die auf Hochdeutsch lauten: „Gott durch dein Kreuz herrsche im Himmelreich.“ An diese Glocke spann sich die Legende, daß sie unter Herzog Julius aus West-Friesland gekommen sei, zuerst im Kirchturm von Groß Himstedt geläutet habe und im 30jährigen Kriege von dort nach Nettlingen überführt sei. Dem Schicksal, im 2. Weltkriege beschlagnahmt und eingeschmolzen zu werden, entging sie.

Nicht nur Nettlingen, sondern auch das gesamte Gebiet zwischen Hildesheim und Braunschweig hat durch diesen Brand in der St. Martien-Kirche zu Nettlingen einen schweren Verlust erlitten.

# „Modersprake“ und andere Bezeichnungen für die heimische Sprache in Texten aus dem Bereich des Ostfälischen

von R o l f S t e d i n g

„Muttersprache“ ist für uns Heutige ein so fester, geradezu urtümlicher Begriff, daß man zunächst rein gefühlsmäßig geneigt sein wird, ihn ohne weiteres den ältesten Wortprägungen zuzurechnen. Verwundert aber muß man bei näherer Untersuchung feststellen, daß dieser Begriff zum ersten Male überhaupt Anfang des 12. Jh., in deutscher Sprachform gar erst seit dem 15. Jh. belegt ist.

Das Lateinische, das sprachliche Medium der mittelalterlichen Bildung, hatte bereits in seiner klassischen Periode zur Bezeichnung der heimischen Sprache außer den Volks- und Stammesnamen eine Vielzahl von Wortprägungen besessen, die auch in späterer Zeit noch aus dem Mittellateinischen überliefert sind; die allermeisten auch in den aus dem ostfälischen Bereich stammenden mittelalterlichen Texten. Hinweise auf die heimische Sprache finden sich vor allem dann, wenn der Schreiber genötigt war, deutsche Flurnamen oder deutsche Sachwörter wiederzugeben, für die er im klassischen Latein keine genaue Bezeichnung wußte — sei es aus Unkenntnis, sei es vor allem aber deswegen, weil die Gegebenheiten der niederdeutschen Landschaft von der Sprache der Römer nicht in allem erfaßt werden konnten und zudem die technische und zivilisatorische Entwicklung neue Zustände und Begriffe mit sich gebracht hatte, die kaum in den alten Formen ausgedrückt werden konnten.

Unter den Bezeichnungen für die heimische Sprache läßt sich eine besondere Vorliebe im Gebrauch der Wortsippe „vulgus“ (Volk) feststellen. „*Vulgariter*“, „*vulgo*“ und Konsorten werden vor allem in Urkunden, in denen man wohl am ehesten das spezifisch Ostfälische fassen kann, weit mehr verwendet als alle anderen Benennungen. Auch das Wort „deutsch“, das in den deutschen Texten aus dem Ostfälischen als „*Düdisch*“, „*to Düde*“ gegenüber der reichen Differenziertheit der lateinischen Ausdrücke die einzige gängige Bezeichnung der heimischen Sprache ist, tritt in seiner mlat. Gestalt „*theutonicus*“ gegenüber „vulgus“ zumindest in den Urkunden des 13. und 14. Jh. weit zurück. Zur Veranschaulichung des Gebrauchs mögen einige Belege aufgeführt werden: 1. „*officium ... quod lingua vulgi scimus vicedom vocitari*“ (Hiotsvit v. Gandersheim, Theophilus Z. 16/17) 2. „*duas utilitates lignorum que vulgariter dicuntur holtnut*“ (27. 2. 1330; Brs. UB III 290) 3. „*in monte qui vulgo Notberch vocatur*“ (1265; Brs. UB II 206). — Gelegentlich wird das Sachwort auch in lateinischer Sprache wiedergegeben: 4. „*X denarii in Rothinge de duobus, ut vulgo dicitur, capitibus agrorum*“ (1204; Hildesheim. UB 55). 5. „*dimidiam sartaginem in salina apud Soltdalem mee proprietatis, que vulgariter unum opus nuncupatur*“ (28. 8. 1286; Brs. UB IV N. 164). Trotz der lateinischen Sprachform des Sachwortes beziehen sich hier „vulgo“ und „vulgariter“ eindeutig auf die „Sprache des Volkes“ — und das bedeutet in jener Zeit für Ostfalen natürlich auf das Niederdeutsche. Sicherlich erfaßt J. F. Niermeyer (*Mediae Latinitatis Lexicon Minus*, Preface p. VII) durchaus einen richtigen



Aspekt, wenn er sagt, daß die Formel „*ut vulgo dicitur*“ einfach bedeute, der Autor rühme sich, ein besseres Latein als andere Zeitgenossen zu schreiben. Dabei darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß die Einfügung des deutschen Begriffes — in deutscher oder latinisierter Sprachgestalt — durchaus auch aus dem Bestreben nach möglichst genauer Kennzeichnung des Sachverhaltes herrührt.

Aber zweifelsohne wird bei dem Gebrauch von „*vulgo*“ und Konsorten — unter aller Anrechnung der Traditionsgebundenheit und gar einer möglichen Sinnentleerung in der Verwendung der Urkundenformeln — auch eine mehr oder weniger abwertende Einstufung der Volkssprache mitgeklungen haben, auch ohne daß sich darin ein Bildungsdünkel des — um mit Eberhard von Gandersheim (Reimchronik, Z. 44) zu sprechen — zu den „*latinschen Lüden*“ gehörenden Schreibers ausgedrückt haben muß. Die deutsche Sprache war eben keine der drei „*heiligen Sprachen*“, sondern die Sprache der „*ungelarden Lüde*“ (Reimchronik, Z. 83). Sie war — bei aller im späten Mittelalter auch kirchlicherseits wieder betonten Geltung der Volkssprachen — eben nur die Sprache der Laien, als die sie in einer Urkunde des Halberstädter Bischofs bezeichnet wird: „*tradiderunt unioni se fratrum Kalendarum, quos unionis fratres kalant brodere vulgus layca lingua vocat*“ (2. 4. 1318; UB St. Halberstadt 375). Allerdings darf man hierbei nicht zu der Annahme verführt werden, daß unter Laien keine gründlichen Kenntnisse des Lateinischen vorhanden waren. Nicht von ungefähr ist in dem weiter unten noch zu zitierenden Bericht über die „*Machinatio fratrum minorum*“ in Braunschweig von „*laycis literatis et illiteratis*“ die Rede; und — um nur noch einen weiteren Hinweis zu geben — gerade um 1300, als die Schriftlichkeit im Handelswesen eine wichtige Funktion erlangt hatte, wissen wir von der Verwendung des Lateinischen als Geschäftssprache durch die hansischen Fernhandelskaufleute.

Keineswegs aber lassen sich mit „*vulgo*“ solch moderne Begriffe wie „*Mundart*“ und „*Dialekt*“ verbinden, auch wenn man bei folgendem Beleg zunächst daran denken könnte: „*duarum arearum . . . quarum una Conradinge wort et alia brunes wort vulgariter ab incolis dicte ville nuncupatur*“ (1329; Marienroder UB 268).

Wie schon erwähnt, werden neben der Wortsippe „*vulgus*“ auch noch eine Reihe anderer Bezeichnungen verwendet (auf eine numerische und chronologische Aufgliederung der Belege darf an dieser Stelle verzichtet werden). Einige von ihnen finden sich nacheinander in einer Urkunde als Synonyme in stilistischer Variierung vereint: „*in jure tali, quod herscilt vulgariter dicitur . . . per illud, quod volga communiter appellatur, ac heredes habent, qui lenerve in theutonica nunenpatur: bona tamen castrensia, que borchlen vocantur*“ (10. 12. 1289; UB St. Halberstadt 223). Erscheinen die hier aus dem Streben nach sprachlicher Schönheit verwendeten verschiedenen Bezeichnungen in ihrer Funktion zwar gleichwertig, so muß man doch wohl zögern, allgemein ihren Bedeutungsinhalten die volle Kongruenz zuzumessen. So hatten gegenüber „*vulgus*“ das Wort „*deutsch*“ längst eine anders wertende Sichtweise auf die heimische Sprache hin erlangt, die auch in dem mlat. „*theutonicus*“ einbegriffen ist. L. E. Schmitts Feststellung (Entstehung und Struktur der nhd. Schriftspr., Bd. I, S. 150), daß in der ersten Hälfte des 14. Jh. in steigendem Maße „*theutonice*“ statt „*vulgariter*“ usw. in mitteldeutschen Urkunden geschrieben wird, kann auch für Ostfalen zutreffen, vielleicht in zeitlicher Ver-



schiebung; sicher aber ist, daß „*vulgo*“ in der Zahl der Belege „*theutonice*“ im ganzen 14. Jh. bei weitem übertrifft. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch, daß das in früheren Texten zuweilen verwendete „*saxonice*“ in den Urkunden des 14. Jh. nicht mehr erscheint.

Ein anderer Aspekt als bei „*vulgo*“ liegt sicherlich auch bei dem öfters begegnenden „*proprie*“ zugrunde: „*me unionem que proprie eyn borgherscaf dicitur . . . resignasse*“ (24. 8. 1321; UB Göttingen I, 101). Schließlich sei auch noch auf zwei seltene Bezeichnungsweisen hingewiesen: 1. „*unam aream que etiam kothof dicitur*“ und 2. „*unam aream que alio nomine kothof dicitur*“ (20. 3. 1323; Brs. UB III 73 bzw. 74).

Gänzlich zu fehlen scheinen in den Urkundentexten des 13. und 14. Jh. Wendungen wie „*lingua barbara, gentilis, patria, rustica, vernacula*“. Da sie sonst im Mittellateinischen durchaus begegnen, ist es jedoch gut möglich, daß die eine oder die andere dieser Bezeichnungen noch nachgewiesen werden kann. Ermitteln ließ sich aber — allerdings nur spärlich belegt — der klassische Terminus „*lingua nostra*“. So heißt es in einer Urkunde des Bischofs Bernward: „*possessiones autem diversas que nostra lingua dicuntur w(u)rthe*“ (1. 11. 1022; UB Hochstift Hildesheim I 67). Dieses an „*vulgo*“ gemessen stolze „Unsere Sprache“ entspricht gewiß einem anderen Verhältnis zur heimischen Sprache, das dann im späteren Mittelalter sich immer stärker Geltung verschafft hat.

Anders aber als z. B. im Italienischen hat sich im Deutschen späterer Zeit „Unsere Sprache“ als bevorzugte Bezeichnung nicht durchgesetzt. Diese Stellung wird jener Ausdruck einnehmen, der zum ersten Male überhaupt in dem Bericht eines Straßburgers Magisters über eine Kirchenversammlung zu Reims im Jahre 1119 belegt ist: „*Materna lingua*“ — „Muttersprache“. (Das klassische Latein hatte diese Bildung nicht besessen. Bemerkenswerterweise ist auch heute im Bereich der katholischen Kirche „*materna lingua*“ nicht die übliche Bezeichnung. In A. Sleumers Deutsch-Kirchenlateinischem Wörterbuche von 1962 wird „Muttersprache“ mit dem klassischen „*sermo patrius*“ übersetzt; in den Verhandlungen des II. Vatikanischen Konzils über die Verwendung der heimischen Sprachen im Gottesdienst ist von der „*lingua vernacula*“ die Rede — s. J. Hennig in: „Muttersprache“ 74, S. 161 ff). Obschon diese neue Wortprägung aus einer lebendigen Volkssprache erwachsen ist, tritt sie der Zeit entsprechend in lateinischem Gewande auf. Als ursprüngliche Bedeutung muß man „Haussprache in einer zweisprachigen Gegend“ ansetzen, die Bedeutungsentwicklung führt zu „heimische Sprache überhaupt im Gegensatz zum Lateinischen“ (zu der Auseinandersetzung, ob Entstehung in der Germania oder in der Romania anzunehmen ist, vgl. K. Heisig, ZfMdaf. 22/1954, S. 144 ff).

„*Materna lingua*“ war rasch Gemeinbesitz der mittelalterlichen Gelehrtensprache geworden; jedoch ist erst im Laufe des 14. Jh. eine Zunahme der bis dahin zwar räumlich weit verteilten, in der Zahl aber nur spärlichen Belege zu verzeichnen. Als ältester Beleg auf niederdeutschem Gebiet war von der bisherigen Forschung ein „*ydeoma maternale*“ aus dem Schöffenbuch von Treuenbrietzen (um 1360) ermittelt worden, das zwar nicht in der Form von „*materna lingua*“ auftritt, jedoch den Kern des Begriffs „Muttersprache“ trifft. Dabei hatte man jedoch einen Beleg übersehen, der sich in der bereits 1868 von Hänselmann in den Chroniken der dt. Städte, Bd. VI veröffentlichten „*Machinatio fratrum minorum*“

findet (s. dazu Näheres in meinem Beitrag im Nd. Korrespondenzblatt 1969). Bei einer Protestversammlung der braunschweigischen Geistlichkeit und Bürgerschaft gegen das Interdikt des Hildesheimer Bischofs werden 1279 die der Stadt und den Herzögen früher erteilten päpstlichen Privilegien der Exemption verlesen, und zwar „*latina maternaque lingua*“. Die Handschrift der „*Machinatio*“ stammt aus dem Jahre 1307 oder kurze Zeit danach; ob der Beleg für „*materna lingua*“ bereits in der anzunehmenden Vorlage enthalten war, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf jeden Fall aber läßt sich mit diesem Beleg nachweisen, daß Anfang des 14. Jh. „*materna lingua*“ bereits im niederdeutschen Gebiete in die städtische „*Schreibe*“ eingedrungen ist, und zwar an dem Zentralort des Ostfälischen, Braunschweig.

Einen weiteren Beleg konnte ich einer Urkunde aus dem Staatsarchiv Wolfenbüttel entnehmen: Die Äbtissin Lutgardis von Gandersheim verkauft einen Teil des Allodiums gelegen „*in villa et campis Anghersteyne dicti materna lingua sud vorwerk*“ (29. 6. 1387; Urk. Abt. 6, 227). Interessanterweise liegen zwei weitere sachlich einen ähnlichen Vorgang betreffende Urkunden des Klosters Gandersheim über dieses Vorwerk vor. Jedoch wird hier einmal „*vulgariter*“ verwendet (19. 10. 1323), in der anderen Urkunde (27. 6. 1357) fehlt jeglicher Hinweis auf die heimische Sprache (Urk. Abt. 6, 125 bzw. 181). Bei der nicht seltenen Anlehnung eines Urkundentextes an früher in gleicher Sache ausgestellte Urkunden verdient dieser Umstand wohl Beachtung. Weitere Belege für „*materna lingua*“ ließen sich in Gandersheimer und anderen ostfälischen Urkunden bisher nicht ermitteln; die Suche ist vor allem dadurch erschwert, daß die Masse der Urkunden 1387 längst in mnd. Sprache abgefaßt worden war.

Mit diesem Gandersheimer Beleg gelangen wir in die räumliche und zeitliche Nähe jenes Mannes, in dessen „*Nova Cronica*“ „*materna lingua*“ überhaupt zum ersten Male in deutscher Sprachform erscheint: Der 1365 in Einbeck geborene und 1443 im Stift Wittenburg bei Hildesheim verstorbene Dietrich Engelhusen verfaßt 1424 seine Chronik in der „*modersprake*“. In der Vorrede zum „*Sechsten Weltalter*“ schreibt Engelhusen: „*Nu de lude orer modersprake so sere eret und vorteyt, dat beyde, gheistlike unde wertlike, cappitele unde stichte dudisches landes ore breve scrivet, utgevet unde innomet in dudisscher sprake, dar doch vor korten tyden ok de leygen latinsche breve gheven und neymen: hiryimme dunket my nicht unbillik syn ok dusse croneken, dat is eynde der leggen tydebok, to dude setten.*“

Bemerkenswert ist, daß dem Mittelhochdeutschen „*Muttersprache*“ fremd bleibt (die ungefähre mhd. Entsprechung lautet „*lantsprache*“). Die Möglichkeit, daß der Ausdruck doch auch in der gesprochenen Sprache Mittel- und Oberdeutschlands lebendig gewesen ist, erscheint bei der reichen schriftlichen Überlieferung aus diesen Gebieten als unwahrscheinlich.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Engelhusen selber die Aufnahme oder Wiederaufnahme — wie immer man sich die Entstehung der Wortprägung vorstellt — von „*Muttersprache*“ im Deutschen zuzuschreiben ist. Was den Anstoß dazu gegeben haben wird, daß „*Muttersprache*“ zuerst im Niederdeutschen auftritt (und zwar bei Lage der Überlieferung im Ostfälischen), wird bei der geringen Belegdichte für das 15. Jh. nicht leicht zu entscheiden sein. Daß es, wie H. F. Rosenfeld ...

# Die Choleraepidemie in Königsutter 1850

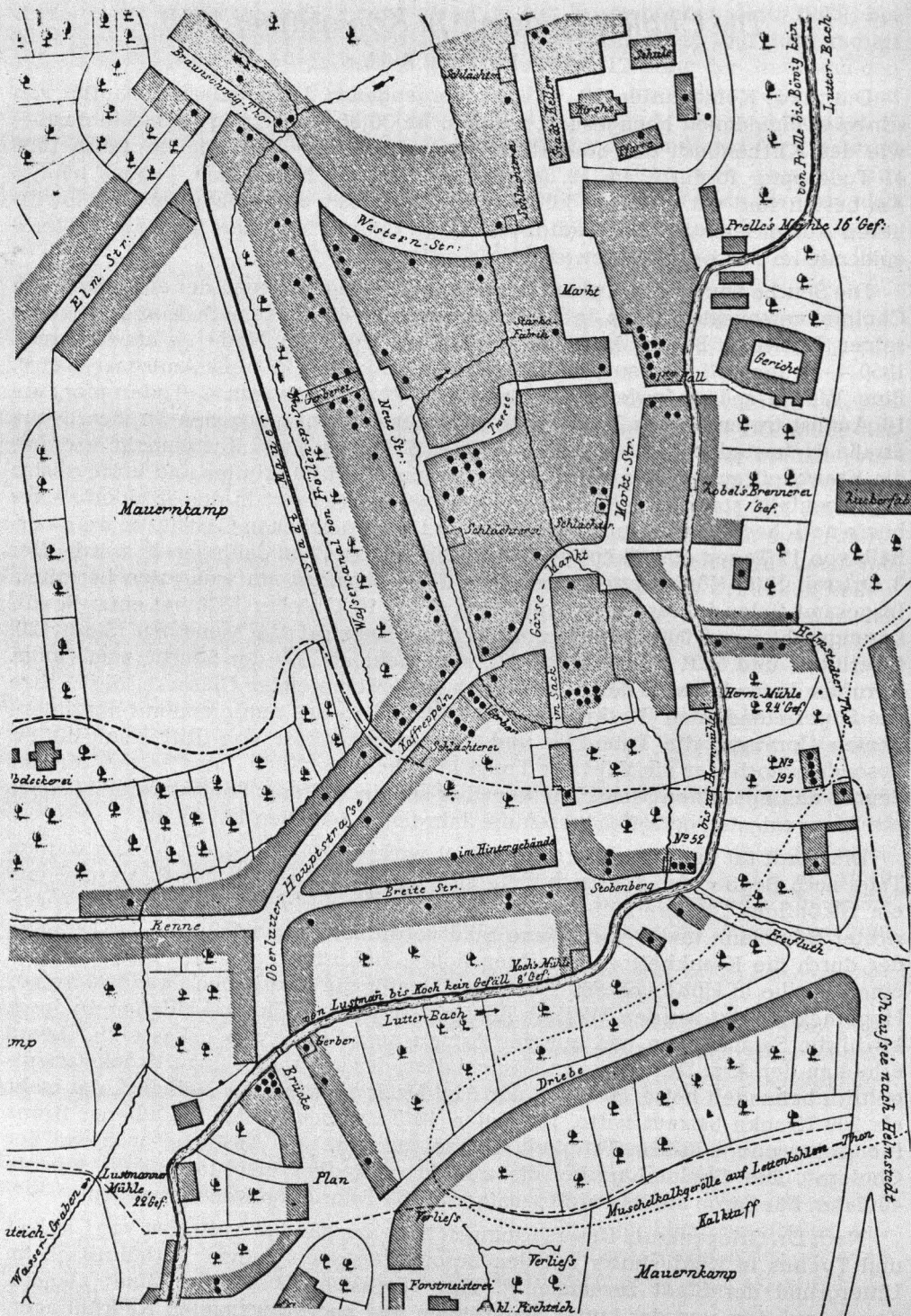
von Heinz Röhr

Die Stadt Königsutter ist in den vergangenen Jahrhunderten häufig von schweren Epidemien heimgesucht worden. Im 30jährigen Krieg herrschte dort — wie das Kirchenbuch der Stadtkirche ausweist — die Pest, die im Jahre 1626 47 Todesopfer forderte. Im 19. Jahrhundert waren Cholera und Typhus häufig. Am besten sind wir dank der kürzlich im Stadtarchiv aufgefundenen handschriftlichen Aufzeichnungen des Stadtphysikus Dr. Otto Griepenkerl über die Choleraepidemie im Jahre 1850 unterrichtet <sup>1)</sup>).

Die Seuche wurde durch einen jungen Nadler eingeschleppt, der aus einem von Cholera verseuchten Haus in Braunschweig mit der Post nach Königsutter zu seinen Eltern zu Besuch kam und noch in der gleichen Nacht — am 8. August 1850 — in dem elterlichen Wohnhaus an der Ecke Marktstraße/Amtsgasse starb. Eine Woche später forderte die Seuche in Nachbarhäusern 2 Todesopfer, am 16. August traten bereits Todesopfer in weiter entfernt gelegenen Straßen (Neue Straße, Helmstedter Straße, Sack) auf. Über Stobenberg und Kattreppehn erreichte die Krankheit auch das vor der Stadt gelegene Dorf Oberlutter und breitete sich dort ebenfalls stark aus. Am schlimmsten wütete sie dort in der „Brücke“, einer heute noch bestehenden unmittelbar an der Lutter gelegenen Gaststätte, wo innerhalb von 17 Tagen eine 6köpfige Familie bis auf ein Kind dahingerafft wurde. Der 3. Ortsteil Stift Königsutter wurde mit 5 Todesopfern am wenigsten betroffen. Insgesamt fielen in der Zeit vom 8. August bis 10. Oktober 1850 bei einer Bevölkerungszahl von 3 000 Einwohnern für den Gesamtort 162 Menschen (Stadt 120, Oberlutter und Stift Königsutter 42), also mehr als 5% der Seuche zum Opfer. Darunter befanden sich der Stadtverordnete Färbermeister Giesecke, die Witwe des Superintendents Dieckmann, das Töchterchen des amtierenden Superintendents Corvinus, die Totenfrau und der Leichenwärter von Stift Königsutter. Besonders hoch war die Zahl der Toten in Arbeiterfamilien. Etwa  $\frac{1}{5}$  der von der Seuche dahingerafft Menschen war über 60, ein weiteres Fünftel unter 14 Jahre alt. Am wenigsten betroffen waren die Jahrgänge zwischen 15 und 40.

Die Stadt tat alles, um der großen Not wirksam zu begegnen. Bereits wenige Tage nach Beginn der Seuche bildete sich unter der Leitung des Bürgermeisters ein 10köpfiges Cholera-Hilfskomitee, dem u. a. Superintendent Corvinus, Amtsrichter Schumann und verschiedene Stadtverordnete angehörten <sup>2)</sup>. Zur Deckung der durch die Krankheit verursachten hohen Unkosten nahm der Bürgermeister eine Anleihe in Höhe von 500 Talern auf, wofür die städtischen Grundstücke zur Hypothek gesetzt wurden. Weitere Beträge flossen dem Cholera-Hilfsverein durch kirchliche Sammlungen und aus der Armen- und Bürgervereinskasse zu. Davon erhielten der Arzt Dr. Wecke in Königsutter, der zahlreiche arme Kranke unentgeltlich behandelt hatte, 50 Taler, der Arzt Dr. Ridderhoff aus Neindorf, der mehr als 200 Kranke betreut hatte, 100 Taler. 10 Taler bekam der Stadtdiener Bruns für „seine unermüdliche Tätigkeit und seinen Mut und Ausdauer während der Cholera“. Die Choleraabaracke, die auf dem Friedhof errichtet wurde, kostete 40 Taler. Für Särge mußten nicht weniger als 83 Taler aufgewendet werden.

Nach Dr. Griepenkerls Untersuchungen hing das häufige Auftreten von Cholera und Typhus in Königsutter mit den besonderen geologischen Verhältnissen im Untergrund der Stadt zusammen <sup>4)</sup>. Fast sämtliche Häuser der Stadt standen damals auf dem von der Lutter abgesetzten und angeschwemmten Kalktufflager,



Stadtplan von Königs-Lutter mit Punktierung der Cholera-Fälle von 1850

das durchschnittlich 2—3 Meter mächtig ist und in Elmnähe aus festem „Duckstein“, flußabwärts aus lockerem „Scheuersand“ besteht und außerordentlich wasserdurchlässig ist <sup>5)</sup>). Die Durchlässigkeit des Kalktufflagers wird durch zahlreiche Höhlungen, die nach Dr. Griepenkerls Ansicht ehemalige, später versinterte Lutter-Betten darstellen und die Ursache für manche Sagenbildung gebildet haben, noch verstärkt. Besonders bei vermehrter Wasserzuführung sickerte — wie der Arzt beobachten konnte — leicht Wasser aus der Lutter und den von ihr abzweigenden Ausgängen durch das poröse Gestein hindurch, drang auf die Höfe, floß über die Dungstätten und verunreinigte die Wasserläufe und die wenigen Brunnen, die in der Stadt vorhanden waren. Diese Verunreinigungen waren um so größer, als Königsutter in jener Zeit noch eine reine Landstadt war und fast auf jedem Gehöft noch Landwirtschaft betrieben wurde. Sehr nachteilig wirkte sich auch jedes Mal das Durchleiten des Lutterwassers durch die Straßen der Stadt, wie es bei Bränden üblich war, auf die hygienischen Verhältnisse aus.

Bei der Untersuchung der Lage der Cholera- und Typhuserde stellte der Arzt eine Häufung in der Nähe der Lutter und der Ausgänge fest. Sie waren z. B. an der Ostseite der Marktstraße, an der Südseite der Breiten Straße und an der Westseite der Neuen Straße, wo die Lutter bzw. der Rennebach entlangflossen, sehr viel zahlreicher als an den jeweils gegenüberliegenden Straßenseiten. Insgesamt ließ sich deutlich ein verhältnismäßig gesunder oberer und ein stark gefährdeter unterer Teil des Gesamtortes Königsutter erkennen, der durch den Lauf der Lutter in Oberlutter voneinander geschieden war. Als starke Miasmenherde erwiesen sich die Gerbereien und Fleischereien, die ihre flüssigen Abgänge mit Hilfe sogenannter Verließe (Versinkgruben) in die Erde einziehen ließen.

Zur Besserung der untragbaren Verhältnisse und zur Beseitigung der immer wiederkehrenden Not schlug der Arzt folgende Maßnahmen vor: „Vor allem mußte das Bett der Lutter überall wasserdicht hergestellt werden, ebenso die übrigen kleinen Wasserleitungen, die Dungstätten, die Aborte, die Böden unter den Viehställen, es mußte für eine zweckmäßige Ableitung des Regenwassers gesorgt, die Verließe mußten fortgeschafft und die Stellen mit hohem Grundwasserstand trockengelegt werden. Daß dies alles durchaus vonnöten sei, wird niemand bestreiten wollen, aber freilich gehört dazu neben der Einsicht auch Zeit, Geld, guter Wille und das einmütige Zusammenwirken vieler. Die moderne Wissenschaft tut das ihrige, wenn sie nicht müde wird, die Quellen so unsäglich Leiden aufzudecken und die Mittel der Abhilfe zu bezeichnen <sup>4)</sup>).“

Aber es dauerte Jahrzehnte, bis durchgreifende Maßnahmen zur Beseitigung der Ubelstände vorgenommen wurden. Noch in den Jahren 1905 und 1907 konnte es in Königsutter geschehen, daß in den Häusern am Glockenkamp und am Steinfeld Typhusfälle auftraten, weil die Einwohner — wie üblich — ihr Trink- und Gebrauchswasser aus der Fröhlspringrinne (Rennebach) entnommen hatten <sup>3)</sup>). Erst als Königsutter im Jahre 1910 auf Betreiben der Ärzteschaft und der zuständigen Geologen <sup>3)</sup> eine Wasserleitung, die ihr Wasser der Lutterquelle entnimmt, erhielt <sup>6)</sup>), besserten sich diese Verhältnisse. Heute wird Königsutter von vielen Städten wegen seines klaren und gesunden Trinkwassers beneidet.

#### S c h r i f t t u m

- <sup>1)</sup> Stadtarchiv Königsutter St. VIII, 3 (Handschriftliche Aufzeichnungen von Dr. Griepenkerl). — <sup>2)</sup> Stadtarchiv Königsutter St. VIII, 4 (Cholera-Hilfsverein). — <sup>3)</sup> Stadtarchiv Königsutter St. III, 89 (Typhusfälle, geologisches Gutachten). — <sup>4)</sup> Dr. Griepenkerl: Die örtlichen Ursachen des Typhus und der Cholera in Königsutter. Zeitschrift für Biologie, München 1867. — <sup>5)</sup> Dr. Griepenkerl: Die Kalktufflager von Königsutter. Braunschweigische Anzeigen 1877, 30. Oktober. — <sup>6)</sup> Adolf Lüders: Unsere neue Wasserleitung. Amtsblatt für Königsutter und Umgebung 1911, 9. Juli.

# Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert

von Alfred Hesse \*

## II. Die Küche

Der 2. Raum mit ganz besonderer Einrichtung, die „Köke“, hatte nicht die Breite und auch nicht die Tiefe der Stube. Diese war der lichtvollste Raum, die Küche dagegen hatte nur ein kleines Fensterchen. Meistens schatteten von der Mitternachtsseite noch die Bäume des Gartens oder die Hauslinde hinein. Die Küche lag fast ganz unter dem Schornstein, sie war eigentlich ursprünglich nichts als der unterste Teil von ihm. Der Schornstein war die Fortsetzung der massiven Brandmauern der Küche, die sich nach oben zu verengten, wodurch sie als ein nach dieser Richtung hin offener Raum des Hauses zu bezeichnen war.

Die ältesten Häuser wiesen hiervor schon eine Abweichung auf. Der Schornstein ruhte nicht mehr an der Nordseite auf der Außenwand, sondern auf einem starken, tiefer als mannshoch gelegten Eichenholzträger, der mit seinen beiden Enden auf Pfeilerartig vorspringenden Vorsprüngen der Brandmauern lag, wo durch diesen und die Hinterwand nischenartige Vertiefungen entstanden, in deren einer der „Waschstein“ stand, ein hohlausgehauener, würfelförmiger Sandsteinblock aus dem Lappwalde, der die Aufwäsche der Küche und der Milchwirtschaft aufnahm, womit das Schweinfutter angerührt wurde, eine Flüssigkeit, die die Küche mit ihren eigenartigen Gerüchen füllte, weil sie nie restlos ausgeschöpft wurde und deshalb säuerte.

Der Schornstein hing wie ein umgestülpter mächtiger Trichter tief in die Küche hinab und hatte etwas Beängstigendes an sich, nicht nur seiner Form, sondern auch seines dunklen Aussehens wegen. Sein Inneres war gänzlich mit Ruß bedeckt, der von der Wärme des Herdes vielfach geschmolzen und an den Wänden herabgelaufen war als glänzende Masse, in denen sich oft der Feuerglanz rot widerspiegelte.

Man hat nun, um mit der Ruß- und Rauchfarbe nicht zu sehr in Widerspruch zu geraten, den Wänden der Küche einen dunkelrotbraunen Anstrich gegeben, im Gegensatz zu den „gewitscheten“ Wänden der übrigen Räume des Hauses. Infolge dieser, teils beabsichtigten, teils unbeabsichtigten Färbung war die Küche ziemlich duster, und das kleine Fenster der Nordseite genügte nicht, um mehr als Dämmerchein in ihr hervorzurufen.

Da das Innere des Schornsteins noch mit zur Küche gerechnet werden mußte, sei hier noch einmal gesagt, daß er nicht gerade zum Dache hinausführte, sondern im Dachraum eine Krümmung erfuhr, welche Einrichtung verhinderte, daß der Regen auf den Feuerherd fiel. Harte Schlossen prallten allerdings an dieser Krümmung ab und rasselten in die Küche hernieder. Es gab auch nur eine kleine Stelle in ihr, von der aus man, infolge dieser Krümmung, den Himmel über dem Dache erblicken konnte.

Im Schornstein waren übereinander zweimal zwei Balken eingebaut, die zur Aufnahme der „Wostspilen“ dienten, vermittels der man Wurst und Speck u. a. dem Rauch übergab, denn Rauchkammern kannte man noch nicht.

In solch einem Schornstein hochsehend, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sähe man in einem kraterartigen Schlunde hoch, der durch einen massiven Bergkern nach oben führte; ließ doch nichts darauf schließen, daß um

diese dunklen Wände herum die wabenartigen Hohlräume des Hauses, die Kammern lagen. Im Gegenteil, ein paar ganz enge Öffnungen, aus denen mitunter Rauch quoll, nahmen sich aus, als kämen sie aus dem unergründlichen Innern des Berges. Auch der Feuerherd mit seinen beiden ringbelegten Kochöffnungen hatte seinen eigenen kleinen Schornstein dicht an der Wand des großen hoch, so auch das „Kettellock“ mit dem großen Schlachtekessel in der Ecke hinten, vor dem, aus der Schürze der Mädchen lose hingeschüttet, ein Haufen Splitter lag. In der Nähe der Kochofenfeuerung waren in der Brandmauer ein paar viereckige Nischen angebracht, in der einen das früher hausübliche Feuerzeug, später die „Strieksticken“, in der andern die zinnerne Ölfunzel, die abends und morgens die Küche mit magischem Dämmerchein erfüllte und der genügte, um dabei die nötigen bekannten Arbeiten zu verrichten, wie in neuester Zeit bei einer 40er Osrambirne.

Der Herd, der in der Küche frei stand, hieß der Sommerherd, die Feuerung im Ofen der Winterherd. Damals wurde beim Kochen auf letzterem die Stube im Winter mit erwärmt. Die Feuerung lag eigentlich gar nicht in der Küche, sondern gänzlich in der dicken Brandmauer des Schornsteins. In dieser Ofennische oben ist oft ein eiserner Haken angebracht, der zum Aufhängen eines kleinen „Ölkrüssels“ (kleine Öllampe) diente.

Wurde der Feuerherd oder der Kochofen regelmäßig jeden Tag benutzt, so war die Benutzung des Kettellocks selten.

„De grote Kettel“ wurde nur beim Waschen gebraucht und beim Schlachten, Zwetschenmus- oder Ziropkoken. Syrup kochte man früher aus Rummel, der allerdings nicht so viel Zucker lieferte als die aus diesem gezüchteten Zuckerrüben. Der große Kessel war ein großes Wertobjekt, da er aus Kupfer bestand. „Kettellock“ deshalb, weil im Gegensatz zu der Platte des Feuerherdes keine Ringe zum Abdecken vorhanden waren.

Der Waschstein stand in der Nische zwischen der Buttenwand (butten = außen) und dem pfeilerartigen Vorsprung der Brandmauer, auf dem der Schornsteinträger ruhte, an der, dem Gange zugedeckten Seite der Küche, ein Steingeschirr, plump und mächtig wie von Cyklopenhand geformt, war.

Nicht weit davon, ebenfalls an der Buttenwand, stand der „Stumpeltrog“, in dem jeden Tag das Schweinefutter, Rummel oder Kartoffeln mit dem „Stumpisen“ (Stampfeisen) „estumpet“ wurden.

Auch die „Wäscheemmers“ gehörten ehemals in die Küche. Sie standen gleich dicht am Waschstein. In ihnen wurde das Schweinefutter gleich in der Küche angerührt aus dem „Opwaschewater“ des Waschsteins, den Kartoffeln des Stumpeltrogs und dem „Gastenschroat“ (Gerstenschrot), das häufig in der Futterkammer neben der Diele sich befand.

Die „Blänke“ war ein Regal ohne Fußgestell, das an die Wand genagelt wurde und zur Aufnahme von Teller und Schüssel Verwendung fand. Sie war an der Wand, an der der Stumpeltrog stand, angebracht, neben dem Fenster. Ob der Name von blank, blänkern, blinken (blank maken heißt rein machen) abgeleitet ist, weil sie reingemachtes Geschirr aufnahm? Blank und rein heißt auch mitunter so viel wie „ganz und gar“, z. B.: er ist blank verrückt, rein verrückt.

Das Eßgeschirr bestand bis zur Separation 1848 aus „eer'n Tüch“ (irdenes Zeug), sogar bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurde an mancher Stelle aus solchem gegessen. Porzellan war nicht vorhanden, und aus Tassen

wurde nicht getrunken, weil es keine Tassen gab, sondern statt dessen gab es morgens hier zu Lande Mehlsuppe aus einem Napf zu essen, der in der Mitte des Tisches stand.

Neben dem „eer'n“ gab es noch „hölt'n Tüch“, d. h. hölzernes Eßgeschirr. Die Eßlöffel, genannt „Sleif“, steckten meist mit in der Blänke — das eine Börd Brett hatte auf der Vorderkante eine Reihe Löcher zur Aufnahme der Löffel — oder in einem besonderen Börd, dem „Leppelbörd“.

Zur Kücheneinrichtung gehörte auch noch der „Stridden“, ein eiserner Dreibein mit Kochtopf, der direkt in das Feuer gesetzt werden konnte, und der „Smärdäjje“ (Schmirtiegel), ein Stridden im kleinen, doch war bei letzterem Gefäß kein Griff, alles in einem verbunden. War ersterer so groß, daß darin Wasser und Essen gekocht werden konnte, so diente letzterer nur dazu, Fett (meist Tran uit Fett-abfällen des Hauses) zum Schmieren des Schuhzeugs warm und flüssig zu machen.

Als die Ziegelbrennerei in unserer Gegend aufkam, mauerte man Feuerherd und Kesselloch aus Barnsteinen, auch später eingesetzte Brat- und Dörröfen waren davon aufgeführt. Später, als die moderne Zeit einzog, zogen die weißen Fliesen als Belag der Küchenwände und Herdstellen mit ein, und mit dieser Zeit verschwanden auch die offenen Schornsteine, wodurch es möglich war, die Küche als Wohnraum herzurichten, da auch die Steinherde durch eiserne, saubere Sparherde ersetzt wurden, die zugleich als wärmende Öfen wirkten.

Und die gestampften Lehm Böden der Vorzeit, die sich in manchen Häusern bis über die Jahrhundertwende hinaus bis in die Jetztzeit erstreckten in den zurückgebliebenen Kotsassenhäusern, und die massigen Sandsteinplatten des Lappwaldes wichen bunten Tonfliesen oder dem Terrazzo, dem Idealfußboden aller Hausfrauen.

Forts. folgt

## *Dat Dishgebet*

Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders  
von Friedel Bittersohl

Inne Schaule will de Lehrer de lütjen Gören  
Sau langsam nu ok dat Bären lehren.  
Hei will nu mal seihn wat sei von Hus ut all wett't,  
Un ob sei dat Dishgebet woll nich vergett't  
Un ob dei Mudder woll darup süht,  
Dat alles, watter tauhört, ok geschüht.  
„Also Kinder, so sagt mir doch mal jetzt,  
Wenn ihr euch zuhause zu Tische setzt,  
Was sagt Mutter, wenn ihr schon essen wollt,  
Was ihr vorher niemals vergessen sollt?  
Woran erinnert euch Mutter dann?  
Na, Fritzchen Meier, du kleiner Mann,  
Ich glaube, du weißt es schon, also sprich.“  
„Use Mudder secht: Kinder beklickert jüch nich!“



# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Zum Europäischen Naturschutzjahr 1970*

von Rudolf Paes

Das Jahr 1970 wurde durch gemeinschaftliche Planung der 18 Mitgliedstaaten des Europarates und einiger anderer Länder zum „Europäischen Naturschutzjahr“ (ENJ) erklärt mit der Zielsetzung, der Bevölkerung die für ihren natürlichen Lebensraum gefährlich gewordene Entwicklung deutlich zu machen und Mittel und Wege zu deren Abwendung aufzuzeigen.

Hauptmerkmale dieser gefährlichen Entwicklung sind:

Die Verschmutzung der Luft, die alljährlich durch zweieinhalb Millionen Tonnen Staub, fünf Millionen Tonnen Schwefeldioxyd und sechs Millionen Tonnen Kohlenmonoxyd erfolgt und gesteigert wird durch zunehmende Industrialisierung, vermehrte Verwendung von Heizölen und Kraftfahrzeugen, und die neben der direkten Wirkung auf die menschliche Gesundheit eine indirekte dadurch ausübt, daß sie Zehntausende von Hektaren Wald zum Absterben bringt.

Die Verunreinigung der Gewässer, die z. B. für Westdeutschland dadurch charakterisiert wird, daß von den 14 Millionen Kubikmetern Abwasser noch 26 % ungereinigt und 40 % ungenügend geklärt bleiben, und die nicht nur die am Wasser sich freuenden Menschen gefährdet, sondern zur massenweisen Vernichtung von Tieren (Fische) und Pflanzen führt. Die Mißhandlung der heimatlichen Naturlandschaft durch übermäßige und zu wenig planvolle Beanspruchung (etwa 100 ha täglich in Westdeutschland) für Bauten, Verkehrsanlagen, Versorgungsanlagen (Hochspannungen), Stein- und Sandgewinnung, Verteidigungszwecke; durch zu wenig nachhaltig-pflegliche Bodenbewirtschaftung („Monokulturen“ in Land- und Forstwirtschaft, Giftstoffe zur Schädlingsbekämpfung) und durch Besudelung mit Abfallstoffen aller Art.

Die Dynamik der Ballungsräume mit ihrer Belästigung für Menschen (Lärm, Abgase usw.) und Landschaft (Zersiedelung, Waldzerstörung, Ausverkauf usw.). Die Entfremdung der Bevölkerung von den natürlichen Quellen für körperliche und seelische Gesundheit infolge Verstädterung (85 % unseres Volkes leben in Städten!) und mangelhafter Aufklärung und Einsicht; deren steigender Bedarf an Erholung in natürlicher Landschaft — bei vermehrter Freizeit — und deren Unzulänglichkeit, pfleglich mit den Werten der Landschaft umzugehen.

Der Europarat proklamierte in Straßburg: Das Europäische Naturschutzjahr 1970 soll eine neue Basis schaffen, von der aus die Einflüsse des technischen Fortschrittes, der Bevölkerungsentwicklung und einer veränderten Gesellschaftsordnung auf die Landschaft beurteilt werden können. Nationale Komitees der Mitgliedstaaten sollen im Sinne der Zielsetzung wirken. Das aus 15 Persönlichkeiten des Naturschutzes und der Landschaftspflege zusammengesetzte Komitee der Bundesrepublik hat die Trägerschaft für das Europäische Naturschutzjahr 1970 der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Beauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege, der Bundesanstalt für Vegetationskunde, Naturschutz und Landschaftspflege und dem Deutschen Naturschutzring übertragen. Letzterer Dachorganisa-

tion, bestehend aus 100 Mitgliedsverbänden und über zwei Millionen Einzelmitgliedern, wurde die Federführung übertragen.

Die Proklamation des Naturschutzjahres für Deutschland soll im Rahmen der Grünen Woche mit einer Ausstellung über aktuelle Probleme des Naturschutzes und der Landschaftspflege erfolgen, und der Höhepunkt der Veranstaltungen im Bundesgebiet soll der vom 25. bis 30. 5. 1970 in Berlin begangene „Deutsche Naturschutztag“ sein. Gleichfalls in Berlin findet im Rahmen des internationalen Agrarfilm-Wettbewerbs ein Europäisches Naturschutz-Filmfestival statt, bei dem die Naturschutz-Filme des In- und Auslandes prämiert werden. Außer durch Filme wird die Bevölkerung durch Rundfunk und Fernsehen sowie durch Veranstaltungen, Ausstellungen, Vorträge und Plakate über die Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege aufgeklärt, und die Jugend wird besonders in den Schulen und in Lagern hierüber unterrichtet. Ein Rechtsausschuß erarbeitet Anregungen für gesetzliche Erfordernisse, und den maßgeblichen Politikern und den Volksvertretern sollen vom Deutschen Naturschutzring konkrete Forderungen gestellt und ihre Stellungnahmen dazu veröffentlicht werden. Mehr Mittel und ein höheres Ansehen für die Belange der Umwelterhaltung sollen erkämpft werden; überhaupt soll das Naturschutzjahr 1970 Veranlassung zum Handeln sein „ehe es zu spät ist“.

Soweit das Vorhaben zum ENJ 1970, wie es uns von der Dachorganisation für Naturschutz, dem Deutschen Naturschutzring, übermittelt ist. Wir begrüßen diese Initiative europäischer Gemeinschaft als Aktion „fünf Minuten vor Zwölf“ im Sinne der Erhaltung oder Restaurierung von Gütern der Schöpfung in unserem heimatlichen Lebensraum und wünschen, daß das Vorhaben mit bestem Erfolg durchgeführt wird. Besonders erhoffen wir eine bessere Erziehung, Schulung und Hinführung der Jugend zur Natur und zur Heimatliebe und ein für Naturschutz und Heimatpflege verständnisvolleres Wirken aller in Frage kommenden Dienststellen, an dem es bisher infolge Fehlens ausreichender Verordnungen und Bekennungen oft mangelte. Unsere Aufgabe ist, das Vorhaben dadurch zu unterstützen, daß wir noch tatkräftiger als bisher uns einzusetzen, jeder in seinem Bereich und nach seiner Möglichkeit, und entsprechend den im Aufruf unseres letzten Heftes gegebenen Richtlinien!

## *Naturschutz und Landschaftspflege in der Stadt Braunschweig*

Überlegungen anläßlich des Europäischen Naturschutzjahres (ENJ)

von Wolf Hartwich

Bei dem Wort Naturschutz denkt der Braunschweiger unwillkürlich an Riddagshausen, das Europa-Reservat, das Natur- und Wildschutzgebiet. Und das mit gutem Recht, ist doch Riddagshausen das Herzstück unserer mehr als dreißigjährigen Naturschutztradition. Wir verdanken dieses Kleinod dem ersten Stadtbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, dem tatkräftigen Braunschweiger Arzt Dr. Otto Willke, der mit genialem Blick die Bedeutung dieses Gebietes für Wissenschaft und Erholung erkannte und es noch rechtzeitig dem Schutz der Öffentlichkeit empfahl. Sein temperamentvoller und wortgewaltiger Nachfolger, der Studienrat Gerhard Schridde hat dieses Erbe gut verwaltet und gemehrt. So wurden 1960 das von Pawelsche Holz, das Olper Holz, die Okeraue nördlich der Stadt, die Schunter- und Wabeaue, der Prinz-Albrecht-Park und das

Nußberggebiet als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen. Diesen folgten 1968 das Broitzemer Holz und das Parkgebiet Richmond. Damit waren praktisch alle reizvollen und natürlich wirkenden Landschaftsteile unseres Stadtgebietes unter Schutz gestellt. Dennoch müssen wir uns nach wie vor mit der Frage auseinandersetzen, ob sich kommende Generationen in unserer Heimatstadt noch wohlfühlen können oder ob sie in ihrer Zivilisation ersticken. Zum Wohlbefinden des Menschen gehört nun einmal neben vielen anderen Faktoren die Möglichkeit zur Erholung in der Natur. Eine wesentliche Rolle fällt hierbei der Naherholung zu.

Ein Naherholungsgebiet sollte zweierlei Forderungen gerecht werden:

1. Es sollte von langsamen Fußgängern innerhalb einer Viertelstunde erreichbar sein. Unter langsamen Fußgängern verstehen wir Spaziergänger, insbesondere ältere Leute und Mütter mit Kinderwagen und Kleinkindern an der Hand. Das Naherholungsgebiet sollte also nicht weiter als einen Kilometer von der Wohnung des Erholungsuchenden entfernt sein.
2. Der Erholungsuchende will von den störenden Faktoren der Zivilisation möglichst nichts hören, nichts sehen und nichts riechen. Die einzig möglichen Störungsdämpfer sind hinreichend ausgedehnte Heckengürtel und Baumanpflanzungen, m. a. W. Parks und Wälder.

Wie sieht es nun diesbezüglich in Braunschweig aus? Im Osten der nord-südlich verlaufenden Okerachse unserer Stadt sind die Verhältnisse geradezu als ideal zu bezeichnen. Fast in der Stadtmitte liegt der Schloßgarten. Weniger als einen Kilometer vom Stadtzentrum entfernt bilden die Grünanlagen der ehemaligen Befestigungswälle einen fast geschlossenen Ring. Ein Kilometer weiter östlich liegt die weiträumige Erholungsanlage von Prinz-Albrecht-Park, Stadtpark und Nußberg. Fast unmittelbar anschließend folgt das Landschaftsschutzgebiet der Wabeaue, und dieses geht nahtlos über in das Naturschutzgebiet Riddagshausen. — Den jüngeren Siedlungen im Norden und Süden Braunschweigs stehen als Naherholungsgebiete das Querumer Holz, der Hauptschulgarten, sowie das Mascheroder und Rautheimer Holz (in Zukunft auch das Südseegebiet) zur Verfügung. Diese liegen teilweise schon außerhalb der Stadtgrenze, auch sind die Entfernungen von den Wohngebieten nicht immer so günstig. Die Auen von Oker und Schunter sind noch recht wenig zugänglich; eine behutsame Erschließung ist hier notwendig. — Ganz ungünstig aber sind die Verhältnisse im Westen Braunschweigs, wenn wir vom Olper und v. Pawelschen Holz absehen. Zwar haben wir westlich der Okerachse noch die schmale und recht lückenhafte Wallanlage, aber dann folgt im Grunde genommen gar nichts mehr. Der Timmerlaher Busch liegt viel zu weit entfernt, um von den vorhin erwähnten langsamen Fußgängern in einer annehmbaren Zeit erreicht werden zu können.

Der krasse Unterschied zwischen dem Ost- und Westteil Braunschweigs ist zweifellos historisch bedingt und kann der heutigen Stadtverwaltung nicht angelastet werden. — Östlich der Oker lag das ehemalige Schloß, in seiner Nähe wurden bedeutende Kultur- und Bildungsstätten errichtet. Die Oststadt wurde daher zum bevorzugten Wohngebiet der wirtschaftlich gutgestellten Bürger. Diese haben zweifellos ein sehr feines Gespür für eine ausgewogene Verteilung von Wohn- und Naherholungsgebieten gehabt und dieses auch realisiert. Demgegenüber wurde die Westhälfte der Stadt vernachlässigt. Heute ist aber gerade dieser Raum interessant als Siedlungsgebiet, weil hier noch große bebaubare Flächen vorhanden sind. Der nunmehr entstehenden „Weststadt“ fehlen bis jetzt äquivalente Naherholungsgebiete. Eine Grünanlage, die o. a. Forderungen ge-

recht werden soll, müßte nämlich den Timmerlaher Busch bis in die Nähe des Altstadtringes verlängern. Diesbezügliche Überlegungen werden vom Planungsamt bereits angestellt.

Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß das Problem der Naherholungsgebiete auch dann bestehen bleibt, wenn das Areal unserer Stadt im Rahmen der bevorstehenden Gebietsreform erweitert wird.

Neuerdings wird die Stadt Braunschweig mit einem Ring von Autostraßen umgeben, die die Innenstadt vom Fernverkehr entlasten sollen. Die Südspange ist fertig, die Westtangente ist im Bau und die Osttangente rückt in das Blickfeld der Planung. Damit wird zwar dem Fernverkehr die gebührende Reverenz erwiesen, und auch der motorisierte Nahverkehr wird davon profitieren; aber der langsame Nahverkehr (Fußgänger und Radfahrer) wird hoffnungslos vernachlässigt. Außerhalb des „Wilhelminischen Ringes“ ist der langsame Nahverkehr im Bereich der Oker- und Schunteraue ausgesprochen problematisch. Die kürzeste Entfernung zwischen Olper und dem Schwarzen Berge beträgt beispielsweise nur 500 m. Um aber von der Nordostecke Olpers zur Südwestecke des Schwarzen Berges zu gelangen, muß man einen Weg von etwa 2,5 km zurücklegen; und dieses ist keineswegs immer möglich. Sehr wünschenswert ist eine möglichst kurze Direktverbindung für Fußgänger und Radfahrer durch die Okeraue. Am schönsten wäre freilich ein Steg im Niveau der Niederterrasse, also oberhalb der Hochwasserlinie, damit der Verkehr von der Wasserführung unabhängig wäre. Überdies hätten Erholungsuchende das unbestrittene Vergnügen, ein Hochwasser aus nächster Nähe betrachten zu können, ohne nasse Füße zu bekommen.

Kürzlich erhob die Bürgerschaft Riddagshausen die Forderung, den motorisierten Durchgangsverkehr durch Riddagshausen zu sperren. So reizvoll und verlockend dieser Wunsch dem Ohre des Naturschutzbeflissenen klingt, so können wir ihn öffentlich doch so lange nicht mit gutem Gewissen unterstützen, wie keine vernünftige Alternativlösung angeboten werden kann. Weder der Brodweg, noch der Umweg über Schapen und Weddel, ebenso wenig aber auch eine stärkere Belastung des Ringes bedeuten eine annehmbare Alternative. Diese wird erst durch die zukünftige Osttangente gegeben sein. Die Planung der Osttangente ist insofern problematisch, als die Straße um keinen Preis östlich um das Naturschutzgebiet herumgeführt werden darf, weil sonst dessen Verbindungsschneisen zu seiner natürlichen Umgebung durchgeschnitten werden. Folglich wird die Osttangente zwischen Nußberg und Wabe hindurchgeführt werden müssen. Hier darf sie aber auf keinen Fall den Naturgenuß stören!

Nach all den Betrachtungen wenden wir uns wieder Riddagshausen selbst zu. Dessen Umgebung ist einerseits das wichtigste Naherholungsgebiet für die Stadt Braunschweig, andererseits ist es Europa-Reservat und Naturschutzgebiet. Beide Funktionen sind im Grunde genommen unvereinbar. Die Erholung besteht in einer möglichst ungehinderten Bewegungsfreiheit des Erholungsuchenden. Der Naturschutz hingegen, besonders der eines Europa-Reservates, gebietet möglichst wenig Störung durch Besucher. Seltene Tierarten ertragen die Beunruhigung durch den Menschen einfach nicht, und seltene Pflanzenarten verschwinden, wenn menschliche Einflüsse zu stark werden. Die logische Konsequenz aus dieser Tatsache ist, daß Riddagshausen von Erholungsuchenden entlastet werden muß. Diese „Entlastung“ ist nicht als „Vertreibung“ gedacht und könnte als solche den Braunschweigern auch niemals zugemutet werden. Die einzig vertretbare Mög-

lichkeit ist das „Fortlocken“ der Erholungsuchenden in andere attraktive Naherholungsgebiete.

Notgedrungen erhebt sich natürlich die Frage nach der Finanzierung derartiger Projekte. Die städtischen Finanzen sind auf Jahre im voraus verplant. Zuschüsse von Bund und Land werden nur für Projekte geleistet, an denen die Geldgeber interessiert sind; das gilt erfahrungsgemäß vor allem für die teuren Fernverkehrswege. Nach Abzug aller weiteren Kosten für vordringliche und routinemäßige Leistungen bleibt für Naturschutz und Landschaftspflege kaum noch etwas übrig; jedenfalls reicht es nicht für großzügige Investitionen auf diesem Sektor. Die Bürger Braunschweigs stehen daher vor der Alternative entweder zu warten, bis die Umstände günstiger werden (das kann sehr lange dauern oder wird nie eintreten), oder aber sie greifen zur Selbsthilfe, indem sie freiwillig in Form von Spenden bzw. Anleihen einen Teil der erforderlichen Mittel für solche Anlagen aufbringen. Erfahrungsgemäß genügt es nicht, wenn sich die Aktivität bezüglich derartiger berechtigter Forderungen nur in Bittschriften und Deklamationen erschöpft.

## *Das schöne Dorf im Zeitalter der landwirtschaftlichen Rationalisierung*

Gedanken über beispielhafte baupflegerische Maßnahmen  
in Braunschweig-Riddagshausen  
von Werner Flechsig

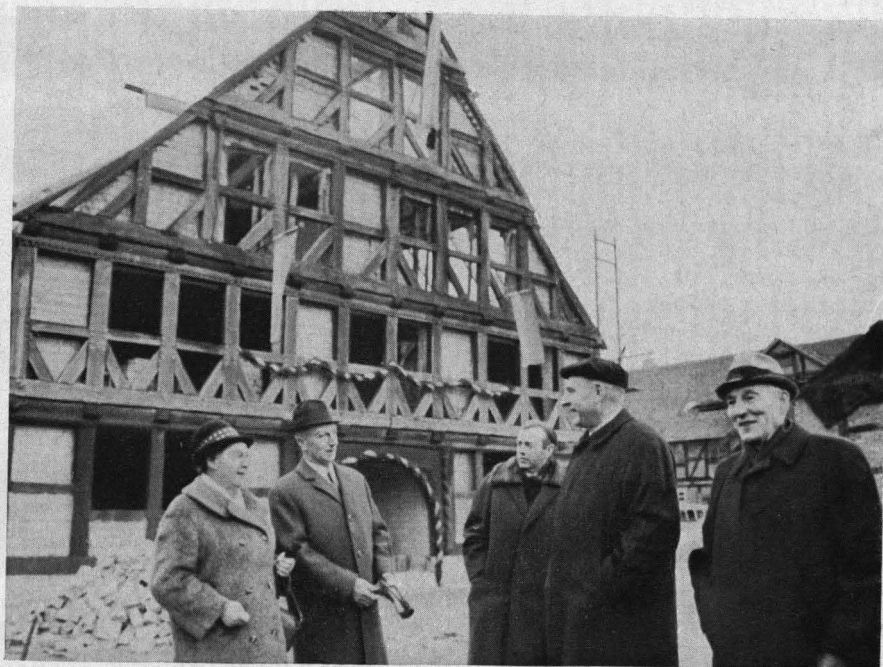
Die Bedürfnisse des Gemeinsamen Marktes in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zwingen die deutsche Landwirtschaft zu fortschreitender Rationalisierung. Dieser Entwicklung werden nach Meinung der Fachleute immer mehr kleinbäuerliche Betriebe zum Opfer fallen, die nicht mehr rentabel genug arbeiten können, um für ihre Erzeugnisse gesicherten Absatz zu finden. Das bringt nicht nur schwerwiegende volkswirtschaftliche und soziale Umwälzungen mit sich, sondern auch tiefgreifende Wandlungen im baulichen Erscheinungsbild unserer Dörfer. Schon jetzt stehen selbst auf leistungsstarken und krisenfesten Bauernhöfen teils Scheunen, teils Stallgebäude leer, weil die Hofbesitzer, dem Zuge der Zeit folgend, die überkommene gemischte Betriebsform aufgegeben und sich auf nur einen Produktionszweig spezialisiert haben, sei es nun nur Feldbau, nur Milchwirtschaft, nur Schweinemast oder nur Geflügelzucht. Zwar kann manche Scheune, in der seit der Einführung des Mähdreschers keine Kornernte mehr zu lagern braucht, und manche Stallung, in der kein Vieh mehr steht, zur Unterbringung des Landmaschinenparkes mit seinem Zubehör oder zur Lagerung von Dünger- und Futtermitteln weiter verwandt werden. Aber nicht überall ist der Raumbedarf so groß wie das Raumangebot, und früher oder später wird dann die Frage brennend, ob es noch verantwortet werden kann, mit erheblichem Kostenaufwand solche Wirtschaftsgebäude wie bisher beizubehalten, die nur in veränderter Gestalt wirklich sinnvoll und rentabel genutzt werden könnten. Der Eigentümer muß sich dann entscheiden zwischen Umbau oder Abbruch und Neubau zur Gewinnung einträglicherer Gewerbe- oder Wohnräume.

Solche Veränderungen werden das Erscheinungsbild eines Dorfes in der Regel dort nicht allzu stark stören, wo es durch häßliche Neubauten aus der sogenannten

Gründerzeit des 19. Jahrhunderts auf großen Höfen ohnehin schon verunstaltet war. Anders liegen die Dinge aber bei den kleinen Höfen. Auf vielen von ihnen stehen noch alte Fachwerkgebäude von baugeschichtlichem oder volkskundlichem Wert, weil die Eigentümer — zum Glück für die Wahrung alter dörflicher Baukultur — in den letzten hundert Jahren niemals wohlhabend genug gewesen waren, um ihre schönen alten Bauten durch weniger schöne neue zu ersetzen. Ähnlich erginge es manchen Kleinhöfen, die durch Erbgang oder Kauf mit größeren Höfen vereinigt worden waren und seitdem nicht mehr selbständig bewirtschaftet wurden, wenn der neue Eigentümer sich nur für die zugehörige Länderei und nicht für die Hofstelle selbst interessierte und die Gebäude Tagelöhnern oder gar hoffremden Mietern zur Nutzung überließ. Auch hier wurde bisher zwar meist nichts zur Beseitigung ihrer alten Bausubstanz getan, aber auch nichts oder nur wenig zu ihrer Pflege. So kam es, daß gerade die ältesten und künstlerisch oder wissenschaftlich bedeutsamsten bäuerlichen Gebäude in unseren Dörfern heutzutage doppelt gefährdet sind, einmal durch ihre natürlichen Altersgebrechen, gegen die in der Regel nicht früh genug etwas getan wurde, und dann wegen ihrer Zugehörigkeit zu unrentabel gewordenen Höfen, die entweder bereits stillgelegt sind oder dieses Schicksal in absehbarer Zeit erleiden werden.

Was soll nun aus solchen dörflichen Baudenkmälern werden, wenn sie nicht mehr ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung dienen können und wenn die bisher in der Landwirtschaft tätigen Bewohner im Zuge der Umschulung auf andere Berufe aus dem Dorfe abwandern? Wird man bei den immer mehr steigenden Lebensansprüchen noch Käufer oder Mieter finden, die gewillt sind, in ein altes Haus einzuziehen, bevor es durchgreifend restauriert und durch Veränderungen an Fenstern, Türen und Treppen, an der inneren Raumaufteilung und Geschoßgliederung modernen Bedürfnissen städtischer Art angepaßt ist? Zwar wäre vielleicht der eine oder andere Bauherr dazu bereit, bei einem solchen Umbau im Interesse der Denkmalpflege Unbequemlichkeiten und Mehrkosten auf sich zu nehmen, sofern er mit entsprechenden Zuschüssen aus der öffentlichen Hand rechnen könnte. Aber da ist leider der Knüppel an den Hund gebunden. Der staatliche Denkmalpfleger benötigt die ihm zur Verfügung gestellten bescheidenen Mittel in der Hauptsache für die meist sehr aufwendigen Maßnahmen zur Restaurierung von Monumentalbauten wie Kirchen, Burgen, Schlössern, Rathäusern und anderen öffentlichen Gebäuden überdurchschnittlichen Ranges, deren Erhaltung im Rahmen der gesamten Kulturpflege noch vordringlicher erscheint als die eines noch so schönen alten Bauernhauses.

Der sicherste Weg, ein bäuerliches Baudenkmal der Nachwelt in Dach und Fach zu erhalten, ist und bleibt daher seine Überführung aus priatem in öffentlichen Besitz und seine Einrichtung als Freilichtmuseum, wie es beispielsweise mit dem Hause Nr. ass. 50 von 1726 in Bortfeld geschehen ist, das der Landkreis Braunschweig erwarb und dem Braunschweigischen Landesmuseum zur Ausstattung und Verwaltung übergab. Aber unter Dutzenden von erhaltenswerten Bauernhäusern unserer Heimat, die ebenfalls einen solchen „gesicherten Lebensabend“ im Dienste der Volksbildung verdienen, können ihn nur ganz wenige erlangen, weil die laufenden Aufwendungen zugunsten einer solchen Einrichtung für den Staat, den Kommunalverband oder die Gemeinde zu hoch sind, um an vielen Orten Bauernhausmuseen oder gar ein ganzes „Museumsdorf“ wie im oldenburgischen Cloppenburg unterhalten zu können.



Richtefest nach Einbau des Warbsener Fachwerks

Wir werden uns also leider mit dem schmerzlichen Gedanken abfinden müssen, daß im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte mehr und mehr alte Fachwerkgebäude, die bisher das freundliche und harmonische Bild unserer Dörfer bestimmten, von der Bildfläche verschwinden werden. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, wenigstens die baugeschichtlich wichtigsten Architekturteile beim Abbruch sicher zu stellen und der Nachwelt zu erhalten, entweder ihre Überführung in ein Museum oder ihre Wiederverwendung als Schmuck an den Außen-seiten lebensfähiger anderer Gebäude.

Den ersten Weg hat man früher schon oft beschritten und von abgebrochenen Häusern beschnittene Schwellbalken, Türstürze und Knaggen, verzierte Haustüren, Fenster mit bleigefästen alten Butzenscheiben, Kamingewände, Wetterfahnen und ähnliche Dinge im Museum abgeliefert, wo sie teils an den Wänden der Ausstellungsräume angebracht und der Öffentlichkeit allgemein zugänglich gemacht, teils im Magazin zum Studium für besonders interessierte Fachkenner aufbewahrt wurden. Aber das Fassungsvermögen der Ausstellungs- und Magazinräume der Museen für solche Architekturteile ist nicht unbegrenzt, und es wird in Zukunft aus räumlichen Gründen wohl ein immer strengerer Maßstab an den künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert der anzunehmenden Bauteile gelegt werden müssen, wenn den Museen durch Erweiterungsbauten nicht neue Entfaltungsmöglichkeiten geboten werden können.

Man wird deshalb in steigendem Maße der Wiederverwendung von Bestandteilen abgebrochener Fachwerkhäuser als Schmuck für Neubauten das Wort reden müssen, auch wenn man vielleicht früher aus Gründen einer „ehrlichen Baugesinnung“ gegen die Vortäuschung nicht bestehender Konstruktionselemente und eines vermeintlich erheblichen Alters des Gebäudes Bedenken geltend ge-





Das wiederhergestellte Klostergerichtshaus

macht hat. Wem daran gelegen ist, das Holz abgebrochener Fachwerkhäuser vor Zweckentfremdung oder völliger Vernichtung im Feuer zu bewahren und es im Erscheinungsbild unserer Dörfer erneuert, wenn auch an anderer Stelle und in anderem Zusammenhange, zu einer ästhetisch befriedigenden Wirkung zu bringen, der wird einem solchen Verfahren seine Zustimmung nicht versagen können, das in Braunschweig schon 1901 unter allgemeinem Beifall der Fachleute wie der „Laien“ erfolgreich erprobt worden war. Damals wurde die Schmuckfassade des auf dem Sack abgebrochenen Huneborstelschen Hauses, eines der bedeutendsten Meisterwerke der deutschen Renaissance-Schnitzkunst, nur dadurch gerettet, daß man sie als Fachwerkschürze vor den Backstein-Neubau der Handwerkskammer am Burgplatz hängte. Wer möchte sie heute dort missen, wo sie einen wesentlichen Anteil an der unvergleichlichen Schönheit dieses Platzes hat und seit fast 70 Jahren tagein, tagaus ungezählte Einheimische und Fremde begeistert? Daß man auch heute ähnliche Lösungen finden kann, die sowohl der Erhaltung wertvoller alter Bausubstanz wie der Verschönerung des Ortsbildes dienen, zeigt beispielhaft das verdienstvolle Wirken eines Braunschweiger Bürgers im Ortsteil Braunschweig-Riddagshausen.

Der in Riddagshausen selbst ansässige Kaufmann Richard Borek hat nicht nur den Geldbeutel, sondern auch das Herz für die Heimatpflege auf dem rechten Fleck. Er erwarb im Einvernehmen mit dem Denkmalpfleger drei baufällige und an Ort und Stelle nicht mehr zu haltende Fachwerkgebäude vom Typ des niederdeutschen Längsdielenhauses aus dem 17. Jahrhundert, und zwar in Walle, Landkr. Braunschweig, das Haus Nr. ass. 36 a von 1631, in Parsau, Kreis Helmstedt, das Haus Nr. ass. 6 von 1655 und in Warbsen, Kreis Holzminden, das Haus Nr. ass. 9 von 1693. Dann ließ er sie durch Zimmerpolier Hornburg und dessen Helfer vom Betrieb des Zimmermeisters Heinz Feuge in Bortfeld handwerks-





Zimmerpolier Hornburg  
bei der Richtfest-Ansprache

Aufn. Bildarchiv Borek ((6)



oben: Oswaldscher Hof

unten: Nehrkornsches Haus

gerecht abtragen, nachdem genaue Zustandsfotos und Aufmessungen von Architekturstudenten der Technischen Universität Braunschweig gemacht worden waren, und alle noch verwendbaren Bauteile nach Riddagshausen überführen. Während hier das Material aus Wahle und Parsau einstweilen auf Stapel gelegt wurde, konnte gleich damit begonnen werden, die zum Teil reich beschnitzten Fachwerkteile aus Warbsen in der alten Weise an den Außenwänden eines im Rohbau bereits fertiggestellten massiven Neubaus auf dem ehemaligen Kniepschen Hofe zusammenzufügen. Am 28. November 1969 konnte das Richtfest nach zünftigem Handwerksbrauch mit einer altüberlieferten Reimansprache des Zimmerpoliers im Beisein des Bundestagsabgeordneten W. Schmidt, des Stadtdirektors Dr. Ringe, des städtischen Baudirektors Dr. Hempel und anderen Persönlichkeiten des Braunschweiger Kulturlebens eröffnet und anschließend deftig gefeiert werden. Dann stoppte allerdings der harte Winter bald den Fortgang der Bauarbeiten. Im Frühjahr 1970 soll es aber weiter gehen mit dem Innenausbau, nachdem die Gefache zwischen dem Balkenwerk der Außenseiten ausgefüllt sind und das Dach mit den aus Warbsen mitgebrachten alten Sollingsteinplatten eingedeckt ist, damit im September die Mieter in die neuen Wohnungen einziehen können.

In ähnlicher Weise soll danach auch das gelagerte Fachwerk aus Wahle und Parsau bei der Verkleidung zweier anderer Neubauten in Riddagshausen wieder verwendet werden. Damit wird jedoch der alte Klosterort keineswegs in ein „Museumsdorf“ verwandelt werden, wie manch einer in Verkennung der Absichten Boreks wohl vermutet haben mag. Unter einem Museumsdorf versteht man ja eine Ansammlung von umgesetzten dörflichen Baudenkmalen, die am neuen Standort innerlich wie äußerlich möglichst genau den ursprünglichen Zustand wieder zeigen sollen, den sie einmal an ihrem Entstehungsort gehabt

hatten, und mit Hausrat und Arbeitsgerät aus alter Zeit wie ein Museum ausgestattet sind, um den Besuchern die Lebens- und Wirtschaftsweise in der vorindustriellen Welt des Dorfes anschaulich vor Augen zu führen. Anders die Absicht von Richard Borek! Er will für moderne Menschen moderne Wohnungen in einem altertümlich wirkenden, anheimelnden Gehäuse schaffen und hofft, durch die eingehenden Mieten allmählich auch die Mehrkosten wieder decken zu können, die er aus Begeisterung für die Sache der Heimatpflege auf sich genommen hat.

Bei seinen Überlegungen kommt ihm der immer weitere Kreise ziehende Hang der wohlhabenden Schichten des bundesrepublikanischen Bürgertums zum „Rustikalen“ entgegen, der sie dazu antreibt, sich echte oder nachgemachte Bauernmöbel, Spinnräder, Ölkrüsel, Stallaternen und ähnliche schöne Dinge von dörflichem Gepräge in die Wohnungen zu stellen, um beim Blick in die romantisch verklärte „gute alte Zeit“ am Feierabend vorübergehend die entseelende, mechanistische Arbeitswelt der Gegenwart zu vergessen. Mag das Motiv für das wachsende Interesse an altem bäuerlichen Kulturgut nun echte Sehnsucht nach der verlorenen „heilen“ Welt der Vergangenheit sein oder nur snobistisches Geltungsbedürfnis, in jedem Falle wird die Heimatpflege daraus Gewinn ziehen können, wenn es darum geht, Fachwerk von abgebrochenen bäuerlichen Baudenkmalen sinnvoll an den Mann zu bringen, weniger baufällige Dorfhäuser unter gleichzeitiger Modernisierung im Innern äußerlich zu restaurieren oder auch nur Gebäude, die innerlich wie äußerlich noch gesund sind, durch Neuvermalung der Fachwerkwände wieder zu Schmuckstücken eines harmonischen Dorfbildes zu machen.

Wie stark dabei das mitreißende Vorbild einer tatkräftigen und zielbewußten Persönlichkeit in Sachen der Heimatpflege andere Dorfbewohner zur Nacheiferung anregen kann, lehrt uns die Dorfverschönerung in Riddagshausen. Bevor Richard Borek daran ging, das Fachwerk der drei Häuser in Wahle, Parsau und Warbsen für Riddagshausen sicherzustellen, hatte er schon ein verfallendes altes Haus in Riddagshausen selbst gerettet, und zwar das ehemalige Klostergerichtshaus von 1720 gegenüber vom Kreuzteich in der Nähe des Herrenkruges. Er ließ es behutsam abtragen, an gleicher Stelle in ursprünglicher Form massiv mit modernen Innenräumen wieder aufbauen, das Obergeschoß mit den gesund gebliebenen Teilen des ursprünglichen Fachwerks verkleiden und den Dachstuhl mit den geretteten alten Ziegeln behängen. Seit dem Frühjahr 1969 bietet es sich in seiner wiedererstandenen schmucken Gestalt an der Durchgangsstraße von Braunschweig zur Buchhorst und zum Elm den Blicken der vorüberkommenden Autofahrer und Spaziergänger als einladender Wegweiser zu den neben dem eigentlichen Klosterbezirk im Ortskern verborgenen reizvollen Winkeln mit alten Fachwerkgebäuden, Bauerngärten und weidenumsäumten Bachläufen. Frau Charlotte Nehrkorn, die Eigentümerin des dem alten Klostergerichtshaus benachbarten Gebäudes, wollte im Wettstreit um die Dorfverschönerung nicht nachstehen und ließ ihr ebenfalls mit einem Obergeschoß aus Fachwerk über massivem Erdgeschoß ausgestatteten Haus im Anstrich jenem erneuerten alten Hause anpassen. Ihr folgten Dipl. Ing. E. Oswald, der Besitzer des ehemals Buschhornschen Hofes, Bauer Heinz Bosse und andere mit dem Neuanstrich ihrer Fachwerkgebäude, mit der Herrichtung der Grundstückseinfriedi-



Hof des Bauern Heinz Bosse in Riddagshausen

gungen und ähnlichen Instandsetzungsarbeiten. Nachdem inzwischen auch die Brandschäden an den Wirtschaftsgebäuden des Klostergrundes völlig beseitigt, ihre Dächer neu gedeckt und ihre Fachwerkwände stilgerecht neu vermauert sind, kann man schon jetzt und erst recht nach der Vollendung der 3 Häuser mit dem Fachwerk aus Warbsen, Wahle und Parsau Riddagshausen ein schönes Dorf nennen, dessen Wohn- und Wirtschaftsgebäude sich als eine harmonische Fassung um das Juwel der ehrwürdigen Klosterkirche gruppieren. Mögen auch diejenigen Riddagshäuser Einwohner, die bisher noch nicht von dem heimatpflegerischen Eifer Boreks und seiner Mitstreiter erfaßt sind, nun nach diesen Erfolgen ebenfalls das Ihrige tun, um ihren Ort am Eingang zu dem als Europa-Reservat international anerkannten Naturschutzgebiet seinen ungezählten einheimischen und fremden Besuchern als liebenswertes Ausflugsziel in würdigem Zustande darzubieten!

Es geht uns aber nicht um Riddagshausen allein. Überall in unserer Heimat gibt es ähnliche Probleme bei der künftigen Gestaltung des Dorfbildes zu lösen. Allenthalben droht alten Fachwerkgebäuden Verfall und Abbruch, wenn es nicht gelingt, sie unter möglicher Wahrung ihrer äußeren Erscheinung im Inneren so umzugestalten, daß sie Menschen mit gehobenen Ansprüchen auf zeitgemäßen Komfort Anreiz genug bieten, darin zu wohnen. Wo ein solcher Umbau sich nicht durchführen läßt, sollte wenigstens versucht werden, bei Neubauten erhaltenswerte Bauteile verschwindender alter Häuser als Schmuck wiederzuverwenden, damit das Fachwerk, das bisher die Eigenart und den Reiz unserer Dörfer ausmachte, nicht ganz aus ihnen verschwinde. Möge das Riddagshäuser Beispiel in recht vielen anderen Orten Anklang finden und zur Nacheiferung anregen, auf daß diejenigen, die dort wohnen bleiben oder aus Stadtmüdigkeit künftig dorthin übersiedeln werden, sich wohl fühlen können in einer harmonischen, von alter Tradition geprägten und doch zeitgemäßen Umwelt ländlichen Friedens! Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

# *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz*

## *im Jahre 1969*

### 1. Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Die Reihe der öffentlichen Veranstaltungen des Jahres 1969 begann mit der traditionellen winterlichen Studienfahrt am 15. Januar. Besichtigt wurden die Institute für landwirtschaftliches Bauen und für Bodenkultur der Forschungsanstalt für Landwirtschaft bei Völkenrode, in denen die Abteilungsleiter mit Lichtbildern über ihre Aufgaben und Arbeitsmethoden berichteten. Dann folgte in der Gastwirtschaft „Zur Linde“ in Z w e i d o r f das gemeinsame Schlachtestessen nach deftiger ostfälischer Art. Für einen stimmungsvollen Ausklang sorgte der Braunschweiger Opernsänger Hans S c h a e b e n durch den stimmungsvollen Vortrag heiterer Baßarien und -lieder.

Am 26. Februar hielt Dr. Herbert R ö h r i g aus Hannover, der Vorsitzende des Niedersächsischen Heimatbundes, einen beispielhaft anregenden Lichtbildervortrag über das Thema „Ein Bürger erlebt den Aufbau seiner Stadt“, in dem denkmalpflegerische Fragen und Probleme moderner Baugestaltung und Stadtplanung gleich eindringlich zur Sprache kamen.

Auf der Jahreshauptversammlung am 20. März, die wie der vorhergegangene Vortragsabend im Saale des Landkreises Braunschweig am Eiermarkt in Braunschweig abgehalten wurde, kam es im geschäftlichen Teil nach dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, dem Kassenbericht des Schatzmeisters und dem Bericht der Kassenprüfer mit abschließender Entlastung des Vorstandes zur turnusmäßigen Neuwahl des Vorstandes. In ihren bisherigen Ämtern wurden durch Zuruf bestätigt Oberkreisdirektor Geffers als Vorsitzender, Oberkustos Dr. H. A. S c h u l t z als sein Stellvertreter und erster Schatzmeister, Diplom-Landwirt A. W. M ü l l e r als zweiter Schatzmeister, Oberkustos Dr. F l e c h s i g als Schriftführer sowie Museumsdirektor Dr. Hagen, Notar Mollenhauer und Museumsdirektor i. R. Dr. Tode als Vorstandsmitglieder ohne besonderen Geschäftsbereich. Wegen anderweitiger Inanspruchnahme schieden auf ihren Wunsch der Naturschutzreferent Dr. W. Hartwich und der stellvertretende Schriftführer Dr. Fr. Barnstorf aus ihren Ämtern aus. Als neuer Naturschutzreferent wurde Forstmeister a. D. R. P a e s aus Bodenstedt gewählt. An den geschäftlichen Teil schloß sich ein Lichtbildervortrag von Dr. Rudolf Denecke aus Bad Harzburg über „Historische Stätten und Landschaften im nördlichen Ostharz“, der die den Westdeutschen seit 24 Jahren nicht mehr zugänglichen alten Reiseziele jenseits der Grenze wenigstens in Wort und Bild einmal wieder nahe rückte.

Die halbtägige 1. Studienfahrt ging am 17. Mai in den Südostteil des Kreises Hildesheim-Marienburg. Besucht wurden in Bad Salzdetfurth nach einem Vortrag über die Geschichte des Ortes und seiner Salzgewinnung die Kuranlagen des Solbades unter Führung des Stadtdirektors A d a m, in B o d e n b u r g das mittelalterliche Burggelände mit dem Schloßpark unter Führung von Dr. H. A. S c h u l t z und — nach der Kaffeerast in B o c k e n e m — die Anlagen des Wasserschlosses S ö d e r mit seinem schönem Park und seiner alten Orangerie unter Führung durch den Eigentümer, G r a f e n v. d. S c h u l e n b u r g.

Die ganztägige 2. Studienfahrt am 15. Mai war dazu bestimmt, das niedersächsisch-hessische Grenzgebiet an der Oberweser kennen zu lernen. Besichtigt wurden in K a r l s h a f e n an der Weser die Anlagen und Baudenkmale aus der Gründungszeit der planmäßigen hessischen Hugenotten-Siedlung um 1700 (Führung durch Fr. H o m b a c h) und

nach der Mittagspause Helmarshausen am Unterlauf der Diemel mit seinen Erinnerungen an die romanische Blütezeit des kunstschöpferischen Benediktinerklosters und mit der Ruine der Krukenburg (Führung durch Bürgermeister Hold und Heimatpfleger Moritz). Die Rückfahrt im Wesertal abwärts bis Hameln bot unterwegs noch Gelegenheit zum Besuch der Klosterkirche Lippoldsberg unter Führung durch Dr. Schmidt.

Ziel der halbtägigen 3. Studienfahrt am 16. August war die Heidestadt Celle mit ihrer Umgebung. Zuerst konnte man beim Rundgang durch das Celler Welfenschloß mit seiner Renaissancekapelle, seinem Barocktheater und seinen reich ausgestatteten Prunkräumen den Geist des höfischen Kulturzentrums der Südheide auf sich wirken lassen. Dann fesselten wirtschaftliche Probleme der Gegenwart in der Bundesforschungsanstalt für Kleintierzüchtung die Aufmerksamkeit der Fahrtteilnehmer sowohl während der Lichtbildervorträge von Prof. Dr. Mehner und des Direktors Dr. Rauch in den Institutsräumen wie nachher beim Besuch des Geflügel-Musterhofes der Forschungsanstalt in der Heide bei Lachendorf unter Führung durch die beiden Wissenschaftler. Die abschließende Kaffeerast in Wienhausen bot Gelegenheit, sich einmal wieder an der Backsteingotik des ehemaligen Nonnenklosters zu erfreuen.

Am 14. September brachte die ganztägige 4. Studienfahrt den Heimatfreunden Teile der mittleren Lüneburger Heide nahe, die bisher wohl nur wenigen bekannt gewesen waren. Nach der Anfahrt auf der Straße nach Hamburg bis Holdenstedt im Kr. Uelzen übernahm Stadtarchivar Dr. Woelkens aus Uelzen die sachkundige und anregende Führung kreuz und quer durch die Kreise Uelzen und Lüchow-Dannenberg. Er zeigte zunächst den Grenzraum zwischen Niedersachsen und der Altmark von einer hölzernen Aussichtsrampe bei Harpe nahe der Sperrzone der DDR und von dem durch Gauß 1833 als Vermessungspunkt benutzten Wacholderberge „Pugelatz“ aus. Dann ging die Fahrt weiter durch den „Oberen Drawehn“ des westlichen Wendlandes zu der einsamen mittelalterlichen Kapellenruine im Walde bei Spital, zur Fachwerkkapelle in Gistenbeck und zu den typischen Rundlingsdörfern Mahmeusel und Güstritz. Von dort aus gelangte man in westlicher Richtung über Clenze und die waldreiche Moränenlandschaft der „Clenzer Schweiz“ nach Uelzen und nordwestlich der Kreisstadt nach Ebstorf, wo das Mittagessen in Marquardts Gasthof eingenommen wurde. Nachmittags besichtigten die Fahrtteilnehmer, in 3 Gruppen aufgeteilt, unter Führung von Stiftsdamen die mittelalterlichen Räume des ehemaligen Nonnenklosters mit ihrer musealen Ausstattung und der berühmten „Weltkarte“. Nach der Kaffeerast in der Ebstorfer Gaststätte „Tannenworth“ bildete ein Abendspaziergang durch den Wacholderhain des Landschaftsschutzgebietes Ellerndorf den stimmungsvollen Ausklang des erlebnisreichen, vom schönsten Wetter begünstigten Tages.

Weniger gut meinte es der Wettergott mit den Heimatfreunden am 18. Oktober bei der 5. und letzten Studienfahrt des Jahres. Trotz der neblig-naßkalten Witterung herrschte gute Stimmung sowohl beim Rundgang durch den verwilderten Park der im letzten Kriege durch Bomben zerstörten Hedwigsburg mit den Erdwällen der dort vermuteten frühmittelalterlichen Stecklenburg und den vereinsamten Steinfiguren der Barockzeit wie bei der Besichtigung des weiträumigen Werksgeländes des „Mafermo“-Werkes in Kissenbrück mit seinen imponierenden Montagehallen für Fertigbauteile. Die weit über die engere Heimat hinausragende Bedeutung dieses aus einem kleinen Baugeschäft nach dem letzten Kriege hervorgegangenen Großunternehmens war den Teilnehmern schon vorher klar geworden, als der Betriebsleiter im geheizten Kantinensaal einen Einführungsvortrag über die Produktionsmethoden und die Bauweise mit Fertigbauteilen gegeben hatte. In Anbetracht der Auswirkungen dieses neuartigen Bauverfahrens für das künftige Gesicht unserer Siedlungen waren die gewonnenen Eindrücke für jeden Heimatfreund sehr nachhaltig. Die Kaffeetafel im Kissenbrückener Gasthaus Schuster diente nicht nur behaglicher Aufwärmung, sondern auch dem besinnlichen Ausklang vieler schöner Gemeinschaftserlebnisse von 5 inhaltsreichen Fahrten des Sommerhalbjahres.

Den Abschluß der öffentlichen Veranstaltungen des Vereins im Jahre 1969 bildete ein Vortragsabend am 10. Dezember im Sitzungsaaale des Landkreises Braunschweig, auf dem Oberlandeskirchenrat Dr. Adolf Quast über den Johanniterorden in Braunschweig von Heinrich dem Löwen bis Herzog Carl I. aufgrund eigener Forschungen sprach.

## 2. Monatsversammlungen

Gesellige Zusammenkünfte der Mitglieder mit Kurzreferaten und Aussprachen fanden in der „Badeschänke“ zu Braunschweig am 6. Februar, 3. April, 5. Juni, 4. September, 2. Oktober und 6. November 1969 statt. Es referierten Dr. W. Flechsig zweimal über Familiennamen, H. Lippelt über Ortsgeschichtsforschung in Groß Gleidingen und H. Mollenhauer über heimatkundliche Reisebeobachtungen. R. Hartmann zeigte seine Lichtbilderreihe über Löwendarstellungen im Braunschweiger Stadtbild, und Dr. H. A. Schultz bot zu einem heiteren Fragespiel über Burgen- und Schlösserbilder aus der Heimat, die er vorführte, topographisch-geschichtliche Erläuterungen. Das lebhaftte Echo, das diese Veranstaltungen bei den anwesenden Mitgliedern immer wieder auslösten, zeigte auch im Jahre 1969 erneut, wie fruchtbar die Einrichtung der Monatsversammlungen geblieben ist.

## 3. Arbeiten des Vorstandes

Die Sitzungen des Vorstandes, die nach wie vor im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum abgehalten wurden, dienten in erster Linie der organisatorischen Vorbereitung der Vortragsveranstaltungen und Studienfahrten, der Beratung über die inhaltliche Gestaltung der Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ und der Erörterung finanzieller Fragen. Daneben wurden Aufgaben der praktischen Heimatpflege behandelt, u. a. die Abwendung von Plänen für die Einrichtung einer Autorennbahn im Amtsbereich Harzburg oder an den Lichtenbergen, die Formulierung heimatpflegerischer Anliegen für die „Rote Mappe“ des Niedersächsischen Heimatbundes, die Wiederverwendung von Bauteilen abgebrochener alter Bauernhäuser aus Wahle, Parsau und Warbsen zur Verkleidung von Neubauten im Braunschweiger Stadtteil Riddagshausen, und die Wiederaufstellung der restaurierten Reiterstandbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm in Braunschweig. Fl.

## *Tähneweidage*

Gedicht in der Mundart des Vorsfelder Werders

von Friedel Bittersohl

Zwei Frünne, Jochenn Pnösel un Krischan Bramme,  
dräpet eines Dages oppe Strate tausamme.  
Jochen secht: „Ick hebbe ne grote Plage;  
Mine Fru hat sau sheussliche Tähneweidage,  
Dat geiht bi Nacht un bi Dage an,  
Un sei bölket, dat dat en Hund jammern kann.“  
„Aber Jochen“, secht Krischan, „nu sech doch mal an,  
Wat haste denn all dagegen edahn?“  
„Wat ick edahn hebbe, dat segge ick dick genau,  
Ick stoppe mick de Ohren mit Watte tau!“



## Neues heimatliches Schrifttum

Bernhard Struckmeyer: Das Schauspiel im Hoftheater Braunschweig von 1890 bis 1918 (= Bd. 41 der Braunschweiger Werkstücke, hrsg. von Rich. Moderhack). 181 S. mit 15 Abb. auf 9 Kunstdrucktafeln. Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei Braunschweig 1969.

Die vorliegende Arbeit, die als Dissertation geschrieben wurde, ist mit gutem Grunde in die Schriftenreihe der Werkstücke aus Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig aufgenommen worden, schöpft sie doch in der Hauptsache aus Quellen dieser beiden Institute, unter denen an erster Stelle die vollständige Sammlung der Theaterzettel und die Theaterkritiken in den dort ebenfalls vollständig vorhandenen Jahrgängen der hiesigen Tageszeitungen aus dem behandelten Zeitraum stehen. Der Verfasser hat mit vorbildlicher Gründlichkeit diese und andere theatergeschichtlichen Quellen ausgewertet und dadurch im zeitlichen Anschluß an das bisherige Standardwerk „Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte“ von Fritz Hartmann, das im wesentlichen mit dem Tode des Herzogs Wilhelm abschließt, den folgenden Abschnitt in der Entwicklung des Braunschweiger Theaters hinsichtlich des Schauspiels mit einer Genauigkeit und kritischen Durchdringung des Stoffes behandelt, die weder dem genannten Werk Hartmanns noch der Festschrift zum 250jährigen Jubiläum unseres Theaters von Sievers, Trapp und Schum eigen gewesen war.

So kann Struckmeyers Arbeit den Theaterwissenschaftlern und -kritikern wie den Theaterpraktikern eine Fülle von wertvollen fachlichen Erkenntnissen bieten. Darüber hinaus dürfte sie aber auch jeden anderen Leser fesseln, der sich mit der Geschichte des Kulturlebens im ehemaligen Lande Braunschweig beschäftigt. Es geht hier ja nicht nur um die Würdigung der Persönlichkeiten und künstlerischen Leistungen der Intendanten, Spielleiter, Bühnenbildner und Bühnendarsteller, um Grundsätze der „Innenregie“ und um den Ensemblestil, sondern auch um die Spielplan-Entwicklung, in der sich das wech-

selnde Kräftespiel zwischen der künstlerischen Leitung des Theaters, der Hofhaltung, dem Abonnentenstamm und den Theaterkritikern der Tageszeitungen widerspiegelt. Daraus werden die geistigen Strömungen sichtbar, die damals das Braunschweiger Kulturleben beeinflussen und durch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse bedingt waren.

Die mit dem Tode des Herzogs Wilhelm im Jahre 1884 endende ältere Epoche des Braunschweiger Hoftheaters war gekennzeichnet gewesen durch die persönliche Vorliebe des Herzogs für italienische und französische Spielopern und für konventionelle Unterhaltungsstücke im Schauspiel, die den Spielplan in sehr einseitiger Richtung bestimmt hatte. Da Wilhelms Nachfolger, Prinzregent Albrecht von Preußen, weniger am Theater interessiert war als sein Vorgänger, hätten seit der Mitte der 80er Jahre Spielleiter und Theaterkritiker ihre Vorstellungen von einem fortschrittlicheren, dem Gegenwartsschaffen der Dramatiker Platz bietendem Spielplan ungehindert verwirklicht sehen können, wenn nicht nach Struckmeyers Meinung das am Althergebrachten hängende Publikum durch sein geringes Interesse an zeitgenössischen Problemstücken solche Absichten durchkreuzt hätte. Selbst der für neue Opern und Schauspiele recht aufgeschlossene Prinzregent Johann Albrecht von Mecklenburg, der 1905 die Regentschaft des Herzogtums Braunschweig übernahm, konnte durch Berufung des fortschrittlich gesinnten Intendanten v. Frankenberg keinen entscheidenden Geschmackswandel beim Publikum herbeiführen. Die Kriegsverhältnisse von 1914 bis 1918 waren vollends nicht dazu ange-  
tan, neuen geistigen Strömungen zum Durchbruch im Braunschweiger Theater zu verhelfen. So bedurfte es auch auf kulturpolitischem Gebiet erst der politischen Revolution, um die erstarrten Traditionen des Hoftheaters endgültig zu überwinden.

Struckmeyer sucht die Ursachen für den von 1830 bis 1918 spürbaren konservativen Geist des Braunschweiger Theaterpublikums einmal darin, daß der Abonnentenstamm sich zu einem großen Teil aus

den Angehörigen des Hofstaates und der bei Hofe zugelassenen Familien des Landadels, des Stadtpatriziats und der höheren Beamtenschaft zusammensetzte. Er glaubt andererseits, daß über diese konventionellen gesellschaftlichen Bindungen hinaus für die künstlerischen Neigungen der meisten Theaterbesucher hierzulande die nach E. Banse dem Ostfalen eigene Erbanlage zur Beharrsamkeit, zum Mißtrauen gegen Experimente und zu einem nüchternen, phantasiearmen Lebensgenuß entscheidend waren. Inwieweit aber die Rücksichtnahme auf diese Mentalität des zahlenden Stammpublikums für die Intendanten und Spielleiter bei der Gestaltung des Spielplanes eines vom Hofe subventionierten Theaters wirklich maßgebend sein mußte, geht aus Struckmeyers Arbeit nicht beweiskräftig hervor. Es fehlen in ihr nämlich statistische Angaben über Einnahmen und Ausgaben des Hoftheaters während des behandelten Zeitraums, aus denen man ersehen könnte, in welchem Ausmaße die Abonnementseinnahmen die Gesamtfinanzierung des Theaterbetriebes beeinflussten und inwieweit während der fortschrittlichen Ära v. Frankenberg von 1911 bis 1913 schockierende Stücke zum Rückgang der Einnahmen durch Abspringen alter Abonnenten geführt haben. Diese Frage nicht erörtert zu haben, ist aber auch der einzige Mangel der sonst so grundlegenden und förderlichen Veröffentlichung. Flechsig

Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 2: Niedersachsen und Bremen. 3. verbesserte und erweiterte Auflage. Hrsg. von Kurt Brüning (†) und Heinrich Schmidt. Stuttgart: A. Kröner Verlag 1969. XCI, 602 S. m. 26 Stadtplänen, 2 Stammtfln. und 14 Ktn. 22,— DM.

Herausgeber und Verlag haben die nach den beiden Ausgaben von 1958 und 1960 jetzt erforderlich gewordene 3. Auflage dazu benutzt, eine Reihe von Verbesserungen und Erweiterungen vorzunehmen. Die wichtigste ist, daß der neue Herausgeber, Archivdirektor Dr. Heinrich Schmidt, Oldenburg, unter dessen Namen das seit dem Tode Prof. Brünings verwaiste Werk nunmehr erscheint, den von diesem in der

2. Auflage gegebenen Überblick über den „politischen Raum“ Niedersachsens unter der Überschrift „Die territoriale Entwicklung zum Lande Niedersachsen“ verändert und neu gefaßt hat, während Brünings geographische Einleitung übernommen wurde. In mancher Hinsicht hat Schmidt dabei neue Forschungseinsichten berücksichtigt. Man denke nur an seine Forderung, daß man das Niedersachsen-Bewußtsein des 19. und 20. Jhdts. auf frühere Zeiten übertragen solle, oder an seine Warnung, mit dem Begriff „sächsischer Stammesstaat“ moderne Einheitsvorstellungen auf das alte Sachsen anzuwenden. Das früher von Brüning „Das Stammesherzogtum Sachsen“ überschriebene Kapitel heißt jetzt wegen der fragwürdigen Anwendungsmöglichkeit dieses Begriffes auf Sachsen: „Das sächsische Herzogtum“. In der neueren Geschichte sei auf die gewandelte Auffassung von der Bedeutung des Jahres 1866 für das Land Hannover hingewiesen. In den Schlußsätzen wird die Vorläufigkeit des Landes Niedersachsen in Gestalt und Existenz betont. Was die einzelnen ortsgeschichtlichen Artikel betrifft, so sind zwar einige hinzugekommen, andere auf einen neueren Stand der Forschung gebracht worden; leider sind jedoch etliche historische Stätten des Verwaltungsbezirks Braunschweig, deren Nachtragung W. Flechsig in seiner Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschrift (1958, S. 125 ff.) für wünschenswert erachtet hatte, noch immer nicht berücksichtigt worden.

Die Reihe der Bearbeiter wurde durch neue Namen ergänzt; bei einzelnen Artikeln hat der Verfasser gewechselt. So zeichnet für die Ortsgeschichte von Goslar jetzt anstelle von Dr. Bruchmann (†) Dr. Hillebrand verantwortlich. Von den etwa 109 auf den heutigen Verwaltungsbezirk Braunschweig und den Landkreis Holzminden bezüglichen Artikeln ließen sich bei etwa 27 Beiträgen Hinweise auf neuere Literatur aus der Zeit nach 1960 feststellen. Die von Prof. Dröggereit bearbeitete Bibliographie zur niedersächsischen Geschichte ist von 6 auf 39 Seiten erweitert worden.

J. König



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

56. Jahrgang

Juli 1970

Heft 2

## *Die Arbeit des Johanniterordens in Braunschweig von ihren Anfängen bis in die Zeit Karls I.*

von Adolf Quast

Mit der Frage nach der Wirksamkeit des Johanniterordens in Braunschweig vom Hochmittelalter bis hinein in das 18. Jh. wird zweifellos nur ein ganz kleiner Sektor der Geschichte Braunschweigs betrachtet, ein kleines Teilgebiet, von dem ohnehin nur ein spärliche Überlieferung berichtet.

Das Spital der Johanniter wird erstmalig 1224 urkundlich erwähnt, als nämlich Pfalzgraf Heinrich bei Rhein bei einem Aufenthalt in Braunschweig die Stiftung in seinen Schutz nahm und ihr die gleichen Freiheiten verlieh, wie sie die Johanniterhäuser überall besaßen.

1224 ist also der früheste Fixpunkt, von dem wir weiter fragen können: „Wann und von wem ist das Braunschweiger Johannis-Spital begründet?“

Die Antwort kann kaum anders lauten als „von Heinrich d. L. im Jahre 1173“. Dem kritischen Historiker gegenüber muß ich diese Antwort begründen. 1. Heinrich bei Rhein tritt in der genannten Urkunde nicht als Stifter oder Begründer des Spitals auf, sondern bestätigt lediglich dessen Rechte. Es entspricht durchaus den Gepflogenheiten, daß der Sohn Einrichtungen, Stiftungen, Lehen oder Schenkungen des Vaters oder Vorgängers bestätigt. 2. Heinrich d. L. hatte 1172 das Heilige Land besucht und dort zweifellos die segensreiche und wohlorganisierte Arbeit im Spital St. Johannis zu Jerusalem vom persönlichen Erleben her kennengelernt.

Der Historiker Herrlich schreibt in seinem Büchlein über die Ordensballey Brandenburg, daß Albrecht der Bär bereits in den sechziger Jahren des 12. Jhdts. den Johannitern nördlich von Kottbus die Kirche zu Werben zusammen mit sechs Hufen Land zum Geschenk gemacht habe. Dabei führt er weiter aus, daß die Gründung des Johannishofes in Braunschweig 1172 oder 1173 geschehen sein müsse. In Braunschweig wurden die Johanniter aber nicht nur Pfründeneigentümer wie sehr bald an vielen Orten Norddeutschlands, sondern sie stellten eine Dienstgruppe mit Spital, wo sie — freilich unter anderen Verhältnissen — die Erfahrungen und Erkenntnisse aus ihrer Arbeit in Jerusalem nutzen konnten. Der Großmeister des Ordens hatte bereits anfangs des 12. Jhdts. begonnen, in den Küstenstädten, von denen die Pilgerzüge in Europa ausgingen oder in denen sie in Palästina ankamen, Spitäler nach dem Vorbild des Jerusalemer eingerichtet. Es waren echte Hilfsstationen an diesem beschwerlichen Wege, den religiöse Begeisterung die Pilger gehen hieß und auf dem sie oft skrupellos von Geschäftemachern und Räubern ausgenommen oder von Krankheiten und Erschöpfungen

überfallen wurden. Die Arbeit der Johanniter galt also in gleicher Weise den Kranken, den Elenden und den Armen. Ihren weiteren Auftrag, mit dem Schwerte die heiligen Stätten und die Pilger zu schützen, können wir im Rahmen unserer Betrachtung außer acht lassen. Braunschweig war bekanntlich Handelsplatz und wurde unter Heinrich d. L. immer stärker als solcher ausgebaut. Kaufmannszüge und „Wallfahrer“ rasteten hier und zogen weiter. Mit ihnen kamen auch Krankheiten und „Mühselige“. Es bestanden also Gegebenheiten, die die Einrichtung eines Spitals wünschenswert erscheinen ließen. Herzog Heinrich tat es.

Ob die Okerinsel, die sich von Kattreppeln, wo bereits 1268 das Johannistor erwähnt wird, bis hinter die spätere Münze am Damm erstreckte, die erste Niederlassung der Johanniter war, muß offen bleiben. Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß die Johanniter bald nach der Aufnahme ihrer Spitalarbeit in Braunschweig wegen des periodisch wiederkehrenden Hochwassers der Oker ihren Standort um eine kurze Strecke verlegt hätten. Wir wissen aber von der Johanniskirche, dem Spital, den Komtur- und Verwaltungsgebäuden auf der Okerinsel am Kattreppeln. Die ganze Anlage war stark befestigt und durchaus in der Lage, sich im Notfall zu verteidigen. Die älteste Johanniskirche ist vermutlich bei dem großen Brande der Stadt 1290 mit zerstört.

Der „Johannishof“ in Braunschweig hatte bald eine überregionale Bedeutung. Das kommt eindrucksvoll in seiner Besetzung zum Ausdruck. Zwei Amtsträger mit unterschiedlichen Funktionen standen ihm vor. Es waren gleichzeitig ein Kommendator und ein Prior im Amt, eine Regelung, die durchaus nicht allgemein war. Freilich läßt sich der Kommendator nur bis 1358 urkundlich nachweisen. Von diesem Zeitpunkt an erscheinen immer nur Prioren als Vorsteher des Hauses.

Ich will mich gewiß nicht in einer Aufzählung aller Namen, die belegt sind, erschöpfen, möchte aber doch angeben, daß 1302 ein Erembert als Kommendator urkundlich feststeht, 1318 Gebhard von Bortfeld, von dem noch zu sprechen sein wird, 1328 Dietrich von Peyne, 1340 Jan von Honlage, 1358 Johann von Lüneburg. Die Reihe der Prioren läßt sich lückenlos von 1318, wo ein Conrad von Dorstadt als Träger dieses Amtes genannt wird, bis 1515 verfolgen, wo Hermann Gernegast Prior war.

Die Grabsteine der Johanniterkirche wiesen 1751 noch weitere Namen von Rittersn auf, die bekannten heimischen Familien zugehörten: v. d. Schulenburg, von Salder, von Alvensleben, von Helverlessen, von Quitzwow u. a.

Durch nichts läßt sich die Verwurzelung und gleichzeitig auch die Stellung des Ordens im Braunschweiger Land deutlicher machen als durch die Tatsache, daß Glieder der angesehensten heimischen Familien in ihm Stellungen innehatten.

Eine überragende Persönlichkeit war der oben schon erwähnte Kommendator Gebhard von Bortfeld. Er entstammte einer Braunschweiger Familie und hat sicher zeit seines Lebens mindestens einen Wohnsitz in Braunschweig gehabt. 1328/29 und 1334/35 finden wir ihn für Braunschweig als Kommendator beurkundet. Er war auch Kommendator von Goslar. Der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, wie auch der Herzog von Mecklenburg versicherten sich seiner Freundschaft und nahmen — genau wie die Städte Braunschweig, Hildesheim und Goslar — seine Dienste als Schiedsrichter in Streitigkeiten in Anspruch.

Eine enge Freundschaft muß ihn mit dem Großprior der „deutschen Zunge“ des Ordens Graf Berthold von Henneberg verbunden haben. Dieser veranlaßte nämlich am Hof Ludwigs des Bayern, wo er Rang und Ansehen genoß, die Ernennung Gebhards von Bortfeld zum „praeceptor generalis per Saxoniam, Mar-

chiam et Slaviam“, also Sachsen, Mark und Wendland, und damit zum ersten deutschen Herrenmeister.

Als sich die dynastischen Verhältnisse in Deutschland wieder einmal verschoben, muß wohl auch Gebhard von Bortfeld sein Herrenmeisteramt verloren haben. Er blieb nachweislich Kommendator von Goslar, wahrscheinlich auch von Braunschweig.

Der Güterbesitz der Johanniter war groß. Durch Stiftungen, Schenkungen und Lehen war er zusammengekommen und diente über die örtlichen Bedürfnisse hinaus den Diensten des Ordens im Mittelmeerraum. Einen besonders auffallenden Zuwachs erhielten die Braunschweiger Johanniter nach Auflösung des Templerordens, der bekanntlich von Papst Clemens V. durch die Bulle „Vox in excelso“ 1312 liquidiert war. Zu dieser Zeit war im Braunschweiger Bereich Comtur der Templer Herzog Otto von Braunschweig. Er starb 1357. Und erst nach seinem Tode übernahmen die Johanniter den bisherigen Ordensbesitz der Templer. Sie bekamen neben der Comturei Süpplingenburg den Tempelhof am Bohlweg, der von ihnen 1367 an eine Kalandbruderschaft verkauft wurde, die sich später wegen der zum Tempelhof gehörenden Matthäuskirche Matthäuskaland nannte.

In den politischen und sozialen Auseinandersetzungen innerhalb der Weichbilder der Stadt muß wohl auch der Orden mit seinem Johannishof mehrfach einbezogen sein. Einzelheiten sind nicht bekannt. Man weiß aber von einer Auseinandersetzung zwischen dem Orden und dem Rat der Stadt (1542—1570). Das Archiv des Ordens wurde 1543, also zur Zeit der Herrschaft des Schmalkaldener Bundesgenossen in Braunschweig, nach Süpplingenburg gebracht, wo es 1615 einem Brand zum Opfer fiel. Damit ist die beste Quelle für eine Geschichte des Johanniterordens in Braunschweig für alle Zeit verlorengegangen.

Das Bild des Ordens verblaßt von dieser Zeit an. Die Voraussetzungen für einen ritterlichen Dienst hatten sich geändert. Die im 14. Jh. aufkommende Geldwirtschaft mag als Indiz für die Veränderungen stehen, die gewiß nicht allein auf dieses eine beschränkt waren. Die Renaissance hatte ein anderes Lebensgefühl in das Zeitgefälle gesteuert. Mit ihm galt es zu leben oder sich auseinanderzusetzen. Geistigen Veränderungen waren strukturelle gefolgt oder hatten sie begleitet. Gegen die Verweltlichung wandten sich reformatorische Kräfte, gegen Entwürdigung revolutionäre.

Der Johanniterorden ist in allen diesen Jahren in Braunschweig weiterhin präsent, scheint aber keine besonderen Impulse mehr gezeigt zu haben. Der Dienst an den Kranken, Schwachen und Armen wurde weiter getan. Daran änderte auch die Reformation nichts, in der der Orden zur Lehre Martin Luthers konvertierte.

Offenbar verstärkte sich jetzt aber der herzogliche Einfluß weiter auf den Orden, denn in der zweiten Hälfte des 16. Jhdts. kommt es zu einer Regelung der Besetzung der Kommende Süpplingenburg zwischen Herzog Julius und dem damaligen Herrenmeister Graf Hohenstein. Das Geschlecht von Warberg hatte Klage geführt, bei der Besetzung der Kommende übergangen worden zu sein. Jetzt einigten sich Herrenmeister und Herzog auf eine alternierende Präsentation. Soviel ich aber habe feststellen können, ist bald darauf immer ein Sproß des welfischen Hauses Kommendator von Süpplingenburg. 1689 war es Herzog Ludwig Rudolf, der später regierender Herzog und Großvater von Maria Theresia wurde. Sein Grabmal im Dom zeigt ihn an der Seite seiner Gemahlin im Schmuck des Johanniterkreuzes.

Für die meisten männlichen Angehörigen des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel habe ich die Zugehörigkeit zum Johanniterorden feststellen können, meistens aus kurzen Hinweisen. Die Zeit hatte offenbar den Orden infrage gestellt. Der Rationalismus und seine geistigen Nebenlinien blieben in Braunschweig nicht ohne Wirkungen. Das ritterliche Engagement für den Nachfolgedienst Christi mußte säkularen Vorstellungen weichen. Der Menschlichkeitsgedanke der Freimaurer erobert das weitgehend aufklärerisch gewordene Braunschweig. Aus dem Siechenhaus der Johanniter errichtete der Rat nach der Reformation ein Beguinenhaus, das wiederum Herzog Karl I. im Jahre 1755 erwarb, um darin eine Dienststelle für die Okerschiffahrt einzurichten. 1757 wurde die Kirche von den Franzosen als Lazarett benutzt. Selbst unter ihnen war also der Genius loci, der Geist der dienstbaren Hilfe am Kranken, der einmal die Johanniterritter so stark engagiert hatte, geblieben. Es wäre überhaupt noch einiges über die Art der Krankenbetreuung im Johanniterspital zu sagen.

Leider können wir für Braunschweig nicht auf authentische Berichte zurückgreifen, sondern müssen aus den Grundprinzipien des Ordens und den vorgegebenen Richtlinien des Johannisspitals zu Jerusalem Rückschlüsse ziehen. Der Kranke galt grundsätzlich als Herr und wurde als solcher auch angesprochen. Aus dieser Stellung heraus wurden ihm Ehrerbietung und Fürsorge in gleicher Weise zuteil. Freilich waren die Kranken in Sälen untergebracht, die für die geistlichen Dienste auch alle einen Altar hatten. Aber jeder Kranke hatte ein eigenes Bett mit der dazugehörigen Wäsche, hatte seine vom Spital gestellte Kleidung und seine Betreuung vornehmlich durch Ordensritter, die zu diesen Demutsdiensten nach der Ordensregel verpflichtet waren. Davon waren die Ordensoberen durchaus nicht ausgeschlossen.

Die ärztliche Betreuung wird auch in Braunschweig an das Vorbild des Spitals in Jerusalem angelehnt gewesen sein. Dort hatte man ja in der Zeit vor dem Selttschuckeneinbruch friedlich neben den muselmanischen Arabern gearbeitet und zweifellos deren damals weitgerühmte ärztliche Kunst übernommen. Die Araber hatten zuerst examinierte Ärzte in ihren Spitälern und trennten auch Medizin und Arzneimittellehre in zwei unterschiedliche, wenn natürlich auch aufeinander bezogene, Bereiche. Von dem Braunschweiger Johannisspital wissen wir, daß ihm ein großer Arzneipflanzengarten zugehörte. Wir gehen darum wohl nicht fehl in der Annahme, daß in Braunschweig bereits unter Heinrich d. L. ein für damalige Zeiten modernes Krankenhaus bestanden hat, das freilich später — unter veränderten Umständen — immer mehr den Charakter eines Siechen- und Armenhauses annahm.

Sicher aber ist, daß unsere Stadt 1972 oder 1973 das 800jährige Jubiläum seiner ersten Krankenanstalt feiern kann.

Am Ende der Zeit Karl I. rückt noch einmal ein Johanniter in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Es war der jüngste Herzogssohn Leopold, Kommendator von Süpplingenburg und Generalmajor in preußischen Diensten. Er war Kommandeur des in Frankfurt a. d. Oder stationierten Regiments v. Diringshofen. Bei einer Hochwasserkatastrophe im Frühjahr 1785 verlor er bei dem Versuch, vom Wasser bedrohten Bürgern zu Hilfe zu kommen, in den Fluten der Oder sein junges Leben. In seinem Sterben sah die Welt das Menschlichkeitsideal strahlend verwirklicht. In Lobeshymnen, unter denen auch eine von Goethe ist, in Bildern, Münzen und figürlichen Darstellungen wurde sein Opfertod gepriesen. Noch im Sarge trägt sein Leichnam auf der Uniform das achtsackige Kreuz der Johanniter.

## von H. A. S c h u l t z

Der Rat schützte den Süden seiner Stadt, so auch das Gebiet des Johannishofes und des anschließenden Gartens, das bis 1400 lediglich durch ein Bruch gesichert

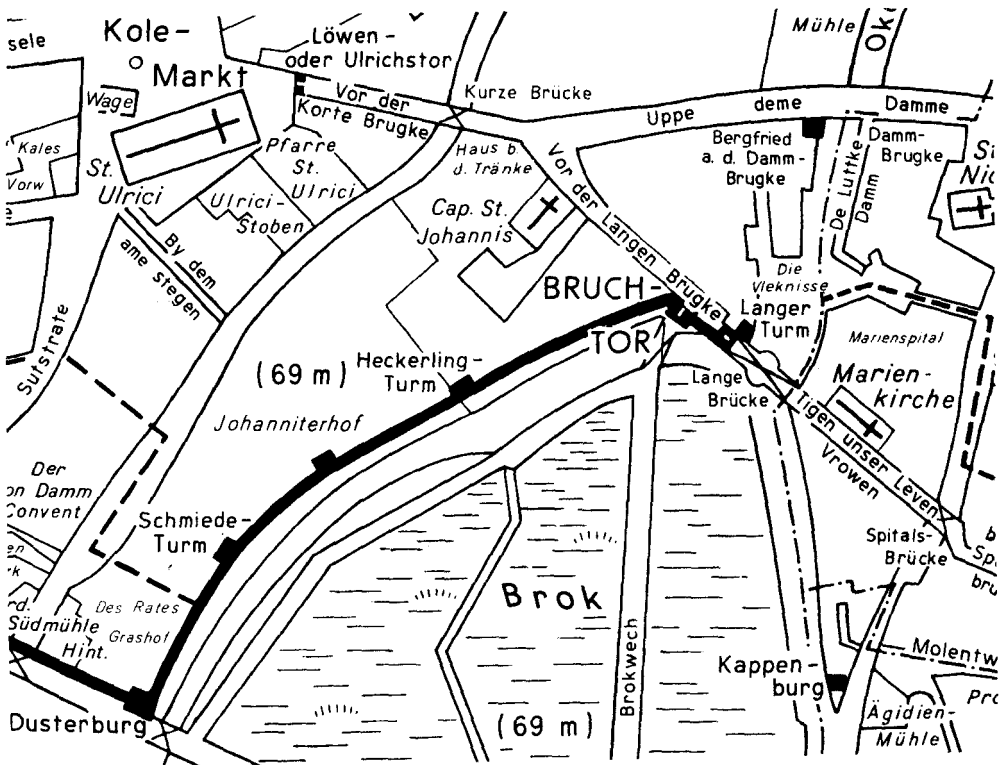


Abbildung 1 **Braunschweig um 1400 (Ausschnitt)**

Für das Archiv gezeichnet von Wilhelm Sander, 1930. Sehr deutlich sind zu erkennen die an „Vor der langen Brugke“ gelegene Capelle St. Johannis, der Johanniterhof und die dieses Gebiet umschließende Schutzmauer mit den Türmen „Schmiede-Turm“, „Heckerling Turm“ und „Langer Turm“ (siehe Text).  
(Stadtarchiv Braunschweig H XI, 1/8.)

war, mit einer Mauer und mit Türmen. Einer von diesen war der „Lange Turm“, nordwestlich von der langen Brücke, 1401 urkundlich genannt, 1723 abgebrochen. Mal war er Gefängnis, Richtstätte, mal war er Pulvermagazin. Daher rührt auch seine zeitweilige Benennung als „Pulverturm“ (s. Stadtplan um 1400, Abb. 1).

An der Straßenseite stand die Johanniskapelle oder -kirche (ass. 258 — Kattreppeln 22) (s. Stich bei Dürre, Geschichte, Plan d. Stadt Br. um das Jahr 1400). Ihre Weihe wurde am Sonntag Misericordias gefeiert. Außer dem Hochaltar, der natürlich dem Patron geweiht war, stand 1328 in ihr ein weiterer Altar, dem Simon und Judas zugeeignet, ausgestattet von Herwich von Watenstedt.

Nach Bothes Bericht (1514) befand sich auf dem Kirchhofe der St. Johanniskirche „eyn cleyne kapelle in die ere der hilgen juncfrewen sunte Christine“ (Meier, Straßennamen S. 57). Auch Dürre<sup>2)</sup> (Geschichte S. 535) nennt sie, doch hat sie bei ihm nicht unmittelbar auf dem Kirchhofe gestanden. Sie war nicht allein der Jungfrau Christine sondern auch den 14 Nothelfern geweiht. Der Pfarrbezirk dehnte sich zwischen Dammbrücke, langer Brücke und Laurenturm aus. Von 1268 wird bezeugt, daß das Braunschweiger Johannis-Spital auch das Patronat über die Kapelle zum heiligen Geiste vor dem Hohentore innehatte<sup>3)</sup>.

Das Gelände des „domus hospitalis“ (1224), des Johannisspitals, war recht groß, desgl. auch der Besitz in den umliegenden Dörfern (s. Quast, S. 3, Abb. 2, 3, 4).

Die Johanniskirche wurde 1784 am Kattreppeln abgebrochen. Von Karl Wilhelm von Gebhardi (1758—1809) wurde hier ein Privathaus mit klassizistischen Formelementen errichtet. Später war in ihm die Paketpost untergebracht.

Ab 1957 erfolgten in diesem Teile des Kattreppeln die Erdarbeiten für die Aufbauten der Bundespost<sup>4)</sup>. Sie wurden in allen Einzelheiten von mir beobachtet und aufgenommen. Wie eingangs erwähnt wurden die angeschnittenen Mauerverbände freigelegt und topographisch, chemisch und gesteinskundlich ausgewertet, so daß damit die Kenntnis von den Johanniterbauten vervollständigt werden konnte. Interessant waren ferner die Grabanlagen, die als erste zutage getreten waren und damit den ersten Anstoß zu den folgenden Untersuchungen gegeben hatten.

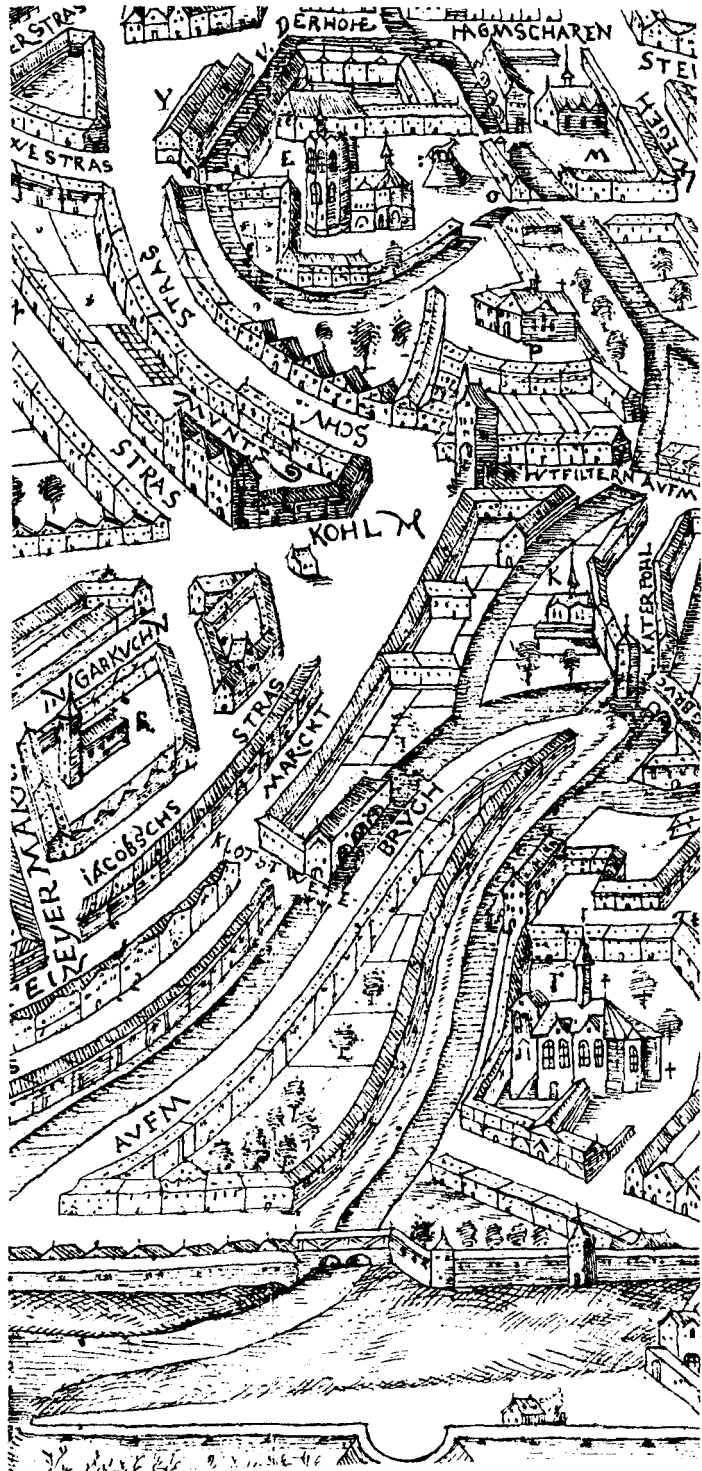
Der erste Fund trat am 11. Februar 1960 auf. Bei Schachtungsarbeiten war man auf einen „Blei-Sarg“ gestoßen, d. h. man hatte die knappe Hälfte eines Holz-sarges mit Zinkblech beschlagen in 1,95 m Tiefe aufgefunden. Augenscheinlich war er schon früher — vielleicht 1784 beim Abbruch des Baues — beschädigt worden. Dies bewiesen: die verdrückte Lage, die starke Beschädigung der Knochen und Porzellanreste im und am Sarge, die dem späten 18. Jahrhundert zugehören.

Immerhin war dies ein erstes Ergebnis und ein Fingerzeig dafür, daß hier sicherlich noch weitere Bestattungen lägen. Soweit es die stehenden Gebäude und die Schachtungsaufbauten zuließen, wurde der Boden in kleinen Gräben (2,80×1,10 m, 3,50×1,20 m) und Flächen (2,70×3,10 m) horizontal schichtweise abgetragen. Die hierbei aufgetretenen Ergebnisse waren außerordentlich aufschlußreich. Es konnten zwei Mauerverbände und 6 Bestattungen (4 davon unberührt) untersucht werden. Sie ließen nicht nur Einblicke in die Art der Gräber zu, sondern gaben auch ein interessantes topographisches Bild der Bauten und der in ihnen erfolgten Beisetzungen wieder. Dies sei vorweg erwähnt, um die Einzelergebnisse besser verstehen zu können.

Abbildung 2

Auf dieser Karte von 1606 ist die Johannis-  
kirche (K), von Süden  
gesehen, als auffälliger  
Bau mit zwei Giebeln  
nach dem Süden (!), mit  
einem Turm als Dach-  
reiter auf der Mitte und  
unmittelbar an die Stadt-  
mauer angelehnt, wieder-  
gegeben.

(Stadtarchiv  
Braunschweig,  
H XI 2/2.)



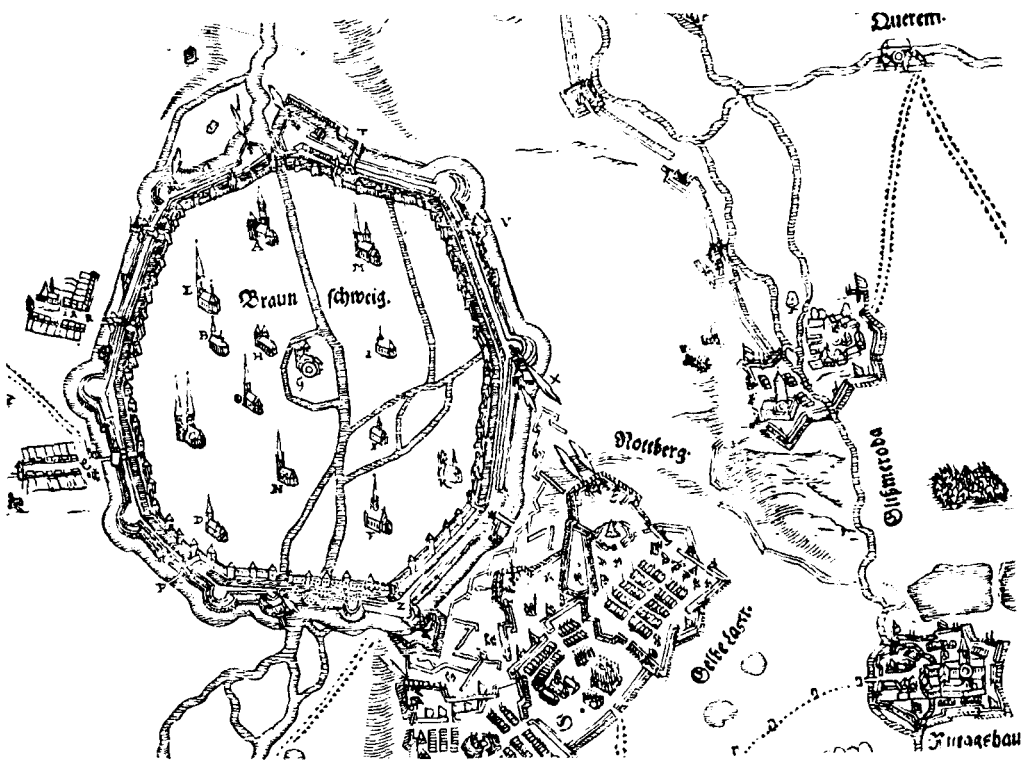


Abbildung 3

„Belagerung der Stadt Braunschweig, so den 22. Julii 1615 ihren Anfang genommen und den 2. Novembris wieder aufgehoben worden.“ Sehr interessant ist der Grundriß der Stadt Braunschweig aufgezeichnet mit Eintragung der Tore und Kirchen, so fast südlich der Burg S. Johannis (N).

(Stadtarchiv Braunschweig, H XI 2/5—6.)

Der Boden des Hofes — 1960, zu Beginn der Untersuchung — zeigte: unter dem Pflaster, bzw. unter der stark ausgebesserten Beton-Bodenfläche, etwa 0,25 bis 0,30 m stark, fand sich verschieden durchsetzter Schutt, richtiger Bauschutt mit gelb-braunem Sande, etwa 0,70 m stark, der sicherlich beim Legen des letzten Hofpflasters eingebracht worden war. Kulturreste, wie Scherben, Glas u. a. lagen nicht in ihm, so daß eine zeitliche Bestimmung nicht möglich war. Unter ihr folgte eine weitere 0,30 m mächtige Steinschuttschicht, in Gefüge und Aussehen deutlich von der vorhergenannten zu unterscheiden. In ihr traten vereinzelt Porzellanreste aus der Zeit um 1800 zutage. Dennoch zeigte sie aber so einheitliche Zusammensetzung, daß man in ihr zweifelsfrei die Schicht sehen muß, die hier nach 1784 gelegen hat. Zunächst glaubte man, daß sie auch schon damals teilweise abgetragen, bzw. begradigt sein mußte. Bei weiterer Freilegung erwies sich jedoch, daß sie die ebene, ab und zu mit Kalk durchsetzte, feste Unterlage-Schicht für eine Plattenlage gewesen war, von der sich leider nur wenige Reste fanden. Es waren etwa 8—10 cm starke Sandsteinplatten, die keinerlei Schrift oder Ornamentik aufwiesen, und die demnach schlichte Fußbodenplatten gewesen waren.

Unter dieser „Steinschuttschicht“ — 1,30 m unter der oberen Kante des Pflasters — folgte eine 0,65 m starke sandige Schicht und weiterhin eine 0,25 m



starke, mit viel Lehm durchsetzte Sandschicht. Diese beiden Schichten waren die wichtigsten, es waren die „Fund“schichten. In ihnen lagen sowohl Mauerverbände, deren ganze Tiefe noch 1,10 m darunter war, als drei zeitlich verschiedene Bestattungsreihen. Sie werden gesondert behandelt.

Unter diesen traten, nicht mehr genau abgrenzbar, graue Mudde-Schwemmsandschichten auf, die nur an zwei Stellen an erhalten gebliebenen Mauerverbän-

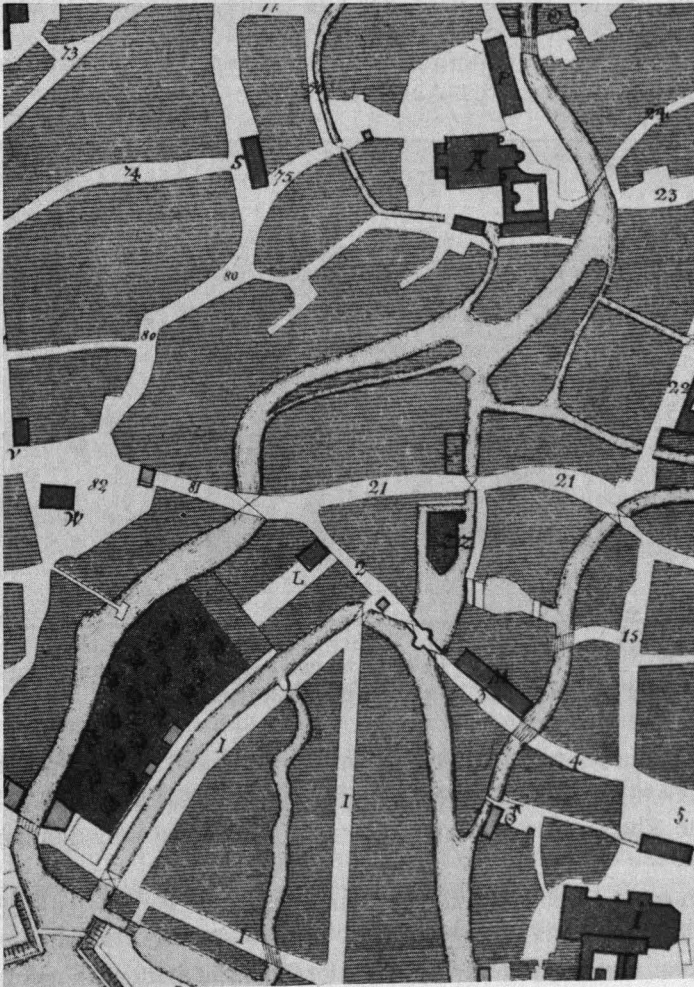


Abbildung 4

**„Eigentlicher Geometrischer Grundriß der Weltberühmten Stadt Braunschweig, wie Sie nach Eroberung Deroselben so Anno 1671 den 12ten Juny geschehen, befunden worden.“ (Ausschnitt.)**

(82 — „der Kohlmarkt“, 81 — „im Hutt Fültern“, V — die Mütze, W — „Wag Haus auff dem Kohlmarkte“, 21 „der Tam“, 2 „im katt Reppel“, L — St. Johanniskirche, Z — „Apotheker oder Johannis garten“, 1 — üauffm Brug“, ferner: A — die Domkirche, P — „Mort Hauß in der Burgk“, S — „Sack Rathhaus“, 75 — „im Sacke“, 76 — „den Pappenstieg“, 77 — „der Ziegen Mark für den Sack“, 22 — „der Bohlwegk“, 5 — „der Aegidienmarkt“, i — St. Aegidienkirche oder Closter.)

(Urplan — Vermessungsamt Stadt Braunschweig R 7. 134.)

den noch bis 3,35 m (ab oberer Kante des Pflasters) unter schwierigsten Bedingungen untersucht wurden. Es drang dauernd Wasser nach.

Bleiben wir zunächst bei der Betrachtung der Mauern. Alle Darstellungen der Johanniskapelle bzw. -kirche sind nicht einwandfrei. Vor allem die auf den Stadtgrundrissen können nur bedingt für eine genaue, vielleicht sogar maßstabgerechte Auswertung herangezogen werden. Der Stich von A. A. Beck (s. Abb. 5) ist wohl der beste. Mit Worten ist die Lage der nun aufgefundenen Mauerverbände, die ohne Frage zur Johanniskapelle gehören, nicht deutlich genau zu beschreiben. Es ist daher der Versuch unternommen, auf einem Plan des Kattrepeln vom Jahre 1880 diese einzutragen (s. Abb. 6).

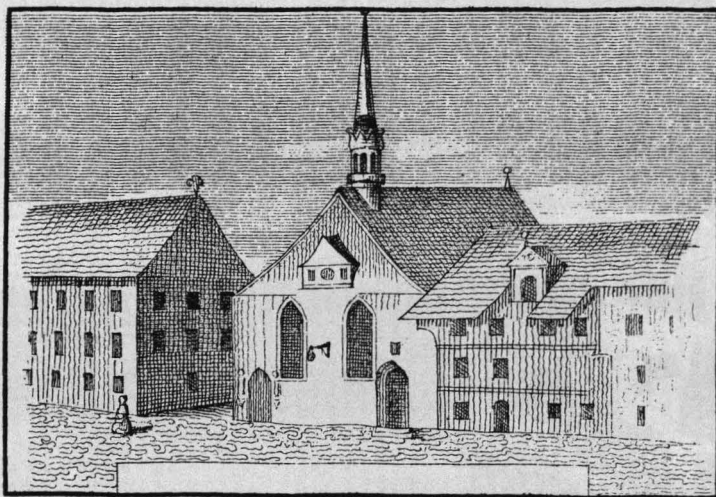


Abbildung 5 Die St. Johanniskapelle in Braunschweig um das Jahr 1400.  
Aus Dürre: „Geschichte der Stadt Braunschweig.“

An den ersten Tagen ihres Auftretens glaubte man in diesen Mauern Gruftlängswände zu sehen, die weitere Aufdeckung widerlegte dies aber eindeutig.

Die zwei Reste der Mauern gehören fraglos zu den Fundamenten der Johanniskirche.

Sie geben einen Eindruck von dem Standort dieses Baues wieder. Sie genügen, um bei Beachtung vieler Einwände etwa die Stelle an der Straße zu beweisen.

Der Aufbau dieser Mauern ist in vieler Hinsicht bedeutungsvoll. Sie waren oben 1,10 m stark, in 5 bzw. 7 Schichten erhalten und bestanden aus 70 % Kalkgestein. Die drei untersten Schichten waren absatzmäßig je 0,15 m vorgezogen, d. h. die unteren Schichten bildeten eine breitere Grundlage. Diese Eigenart des Fundamentbaues wurde auch an anderen Stellen beobachtet. Sie war ohne Frage eine Sicherungsmaßnahme auf dem sehr feuchten muddigen Untergrund. Alle Steine, auch die untersten (dies ist in Braunschweig keineswegs immer der Fall) waren durch Kalkmörtel verbunden.

Genauso interessant und aufschlußreich wie diese Mauern mit den Deutungen der Schichtprofile sind die Gräber. Es ist verständlich, daß deren Untersuchung

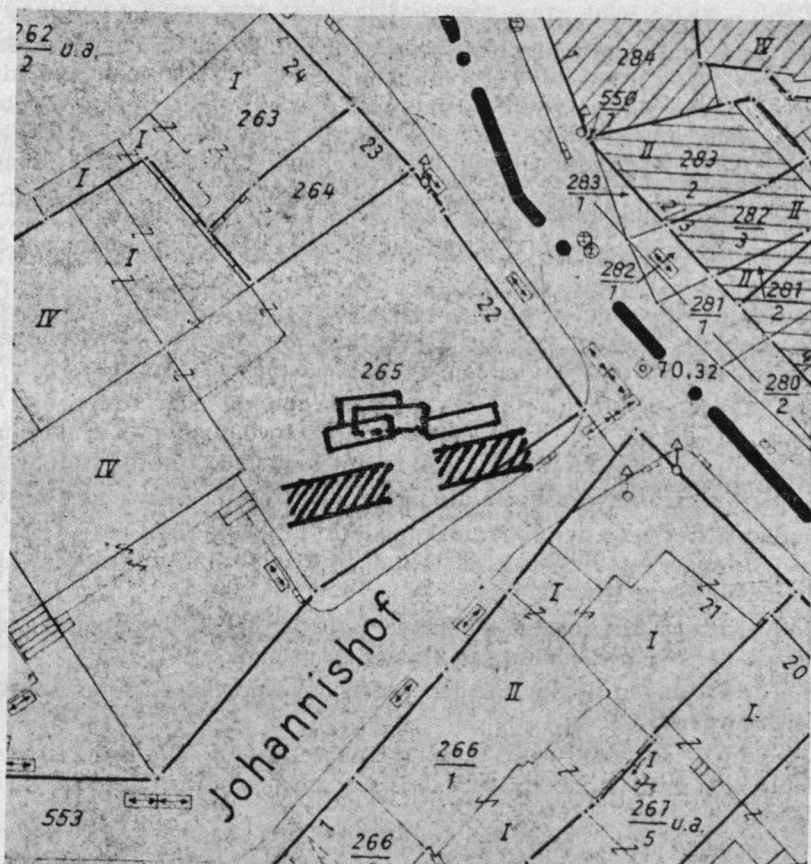


Abbildung 6

Durchführungsplan Nr. 23 der Stadt Braunschweig, Vermessungsamt, vom 10. Januar 1956.

Die aufgefundenen Mauerteile und Bestattungen sind übersichtsmäßig eingetragen.

mit großer Sorgfalt — soweit es das Tempo der Bauarbeiten zuließ — vorgenommen wurde. Wie erwähnt, fanden sich die Bestattungen in drei horizontal und damit zeitlich verschiedenen Reihen. Dies ließ sich in dem Sandboden an Holzresten oder in noch erkennbaren Verfärbungen nachweisen:

1. in einer Tiefe von 1,95 m — älteste Bestattungsschicht
2. in einer Tiefe von 1,60 bis 1,70 m — zweitälteste Bestattungsschicht, etwas noch nach 1 hinreichend
3. in einer Tiefe von 2,20 m — jüngste Bestattungsreihe (!)

Eine Betrachtung der Reihenfolge im Vergleich mit den Tiefenangaben mag auf den ersten Blick Zweifel aufkommen lassen. Doch — merkwürdigerweise ist man bei den jüngsten Bestattungen sehr tief in den Boden ohne Rücksicht auf bereits bestehende Gräber gegangen. Man hat sie rigoros zerstört und die Beisetzung durch sie hindurch vorgenommen. Parallelfälle sind von verschiedenen Kirchhöfen, z. B. bei St. Andreas (Nordseite der Kirche, Grabung 1958, noch nicht veröffentlicht) bekannt. Diese zeitlichen Unterschiede der Bestattungen konnten

damit ausschließlich nur aus der Beachtung ihrer Lage zueinander im Boden gewonnen werden. Begleitfunde traten nirgends auf. In einem Falle war es sogar so, daß die jüngste Bestattung (3) durch die beiden anderen schief hindurch gegraben war. Dies war besonders aufklärend und beweiskräftig für die zeitliche Einordnung der Gräber.

Zusammenfassend ergaben sich die folgenden neuen Erkenntnisse:

Die Johanniskapelle stand schiefwinklig an der Straßenfront.

Ihr Bau war sehr massig, die Mauerstärke entsprach durchaus denen anderer Kirchen.

Die zum Bau verwendeten Steine waren sorgfältig bearbeitet. Sie bestanden — wie ebenfalls bei den anderen Braunschweiger Kirchen — vorwiegend aus Rogenstein, nur vereinzelt von Muschelkalkgestein unterbrochen.

In dem Fundamentaufbau zeigten sich in den untersten Schichten die Absatz-Mauerungen, genau wie bei anderen braunschweigischen Kirchen (u. a. St. Magni, Grabung 1956 bis 1958, Bericht in Br. Heimat, 42. Jahrg., Heft 3).

Der Binde-Kalkmörtel war bis in die untersten Schichten verwendet worden.

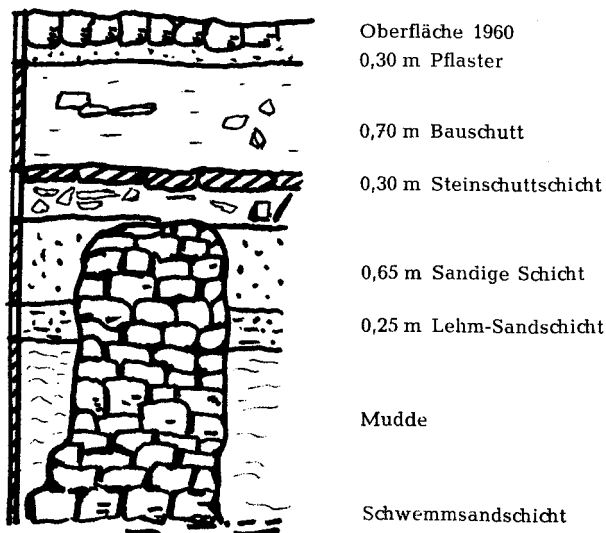
Grabanlagen traten in der Johanniskapelle in drei Schichten auf — ein Beweis dafür, daß lange Zeit hindurch Bestattungen erfolgt sind und daß die Kapelle kontinuierlich benutzt worden ist.

Dies läßt sich auch aus der verschiedenen Tiefe der Bestattungen ermes sen.

Außerhalb der Mauern fanden sich keine Bestattungen.

Für die Bestattungen diente nur der Boden der Kapelle, eine gemauerte Gruft fand sich nirgends.

Nur ein Sarg — der erste — hatte einen Zinkblechbezug; alle anderen bestanden aus Holz, das sich im Boden zum Teil nur noch als schwarze Erdverfärbung abzeichnete.



Der Aufbau der Erdschichten unter der Johanniskirche  
mit Eintragung der aufgefundenen Mauerteile



Die Größe der Särge bzw. der Verfarbungen war: 4mal 1,80 m : 0,40 m, 1mal 1,90 m : 0,50 m, 1mal unklar.

Leider fanden sich keine Kulturfunde, die zu Datierungszwecken herangezogen werden konnten. Dies ist jedoch nicht verwunderlich, denn in Kirchen findet sich stets sehr wenig. Um so mehr treten Gefäßreste in und unter alten Häusern auf. Rostspuren fanden sich lediglich von den Sargbeschlagen.

Parallelisieren wir aber diese Erkenntnisse mit denen aus den anderen Kirchen, so ist der Bau der Johanniskirche nach Struktur, Stärke, Schichtung, Mörtel und Gesteinsmaterial der Mauern in das 13. oder 14. Jahrhundert einzusetzen.

Vielleicht gehören die aufgedeckten Mauern zu dem Bau, der nach der Feuersbrunst am 12. 5. 1278 aufgeführt wurde.

Eine Parallelisierung der Grabanlagen ist ebenfalls möglich, doch gibt diese keine konkreten zeitlichen Hinweise.

Auf jeden Fall ist durch diese Untersuchung des Bodens der ehemaligen Johanniskapelle die Kenntnis von dieser Anlage bereichert worden.

Heute bedeckt der Neubau des Fernmeldeamtes und eine dicke Betonbodenplatte die Stelle des Johannishofes mit der Kapelle.

---

<sup>1)</sup> Diese Karten wurden für die vorliegende Arbeit in sehr entgegenkommender Weise von der Stadt Braunschweig, Vermessungsamt, „Historischer Atlas“ zur Verfügung gestellt. Der Stadt Braunschweig sei auch hier nicht nur für diese, sondern für ihre stete kartographische Unterstützung gedankt. Die Erfolge in der Stadtkernforschung wären ohne sie unmöglich gewesen. — <sup>2)</sup> Shigtbok S. 252. — <sup>3)</sup> Copialbuch der Martinikirche I, Fol. 354. — <sup>4)</sup> Dem Bauamt des Präsidenten der Bundespost, Braunschweig, und der Baufirma Schaare gebührt Dank für das Verständnis, das sie bei der Durchführung der Grabungsarbeiten gezeigt haben.

## *Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert*

von Alfred Hesse †

(aufgezeichnet um 1910 in der handschriftlichen Süpplinger Dorfchronik des Ackermannes A. Hesse, Fortsetzung des Abdruckes auf S. 68 ff. im 55. Jg. dieser Zeitschrift und auf S. 46 ff. des 56. Jgs.)

### III. Der „Stub'mbodd'n“

Der dritte Raum des Hauses, der einem besonderen Zweck diene und noch dient, ist der Stubenboden, über der Stube liegend. Er war und ist der hauptsächlichste Schlafrum, der je nach Größe und Alter der Familie mehr oder weniger „Beddespunnijen“ aufgestellt enthielt. Die ältesten im Dorf bestanden aus Eichenholz und waren zweischläfrig, in den Pferdestellen früher auch dreischläfrig.

Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert entstanden die ersten Tannen- (d. h. Fichten-) Spunden. Diese wurden oft am Kopfende kunstvoll geschnitzt und ausgesägt, auch bemalt mit blauer und gelber Farbe zu Blumen und Blattranken, auch Jahreszahlen und Sprüche schrieb man mit dem Pinsel darauf. Die alten Eichenholzspunden waren alle unbemalt.

Unten im Bett lag der große gestopfte Strosack, darauf das weiße Linnenlaken gebreitet, darauf am Kopfende der „Pöl“ (Pfühl) mit dem Kissen. Die Bettumhüllung hieß „Beddebüre“. Alle „Inleete“ aus festem, selbstgesponnenem Linnen, hielten Menschenalter hindurch, mit blauen, groben Mustern.

Selbstverständlich wurden auch die übrigen „Boddens“, wenn nötig, als Schlaf-räume benutzt; doch der Stubenboden war stets der des Ehepaares des Hauses und ihrer Kinder in ihren ersten Jahren. Der Stubenboden war der Raum des Hauses, in dem Generation auf Generation geboren wurde und starb, der Raum, der, nebst der Wohnstube, an den meisten Erlebnissen der Familie teilnahm. In ihm brachten die Bewohner des Hauses die meiste Zeit ihres Lebens zu, denn die Tageszeit verteilte sich auf viele Orte innerhalb und außerhalb des Hauses.

Auf dem Stubenboden standen auch die Laden, später Koffer und Kleiderschränke. Die Lade ist die älteste von ihnen, die Sonntagsstaat und Wäsche enthielt. Man sagt heute noch: „Ist wie aus der Lade genommen“, d. h., hat bestes Zeug an. Die ältesten Kleiderschränke sind oft von großem Umfange, mitunter mit schönen Holzornamenten, und hatten wie die ältesten Koffer verzierte Eisenbeschläge und wie auch manche Laden grob und bunt aufgemalte Blumen. Schlüssel waren in der Regel mit reich gegliederten Bärten und verzierten Griffen und die Schlösser so, daß sie mit zweiseitigen Klammern den Deckel festhielten. Laden und alte Koffer hatten eine sogenannte „Bilaa“ (Beilage). seitlich innen einen an einer Giebelwand befindlichen langen, mit Deckel verschließbaren Kasten.

Auf Heimlichkeiten und kunstvolle Schlösser wurde viel gegeben; so waren letztere so beschaffen, daß nur Eingeweihte diese öffnen konnten. Häufig waren auch Böden der Laden, Beiladen und Koffer doppelt und derartig eingerichtet, daß erstens diese Verdoppelung nicht zu merken war und wenn, doch diese nicht zu beheben war. Die „Bilaa“ diente als Aufbewahrungsort von Schmuck und Geld. Die Geldkatze, eine schlauchartige Binde, lag darin, gefüllt oder leer.

Erwähnenswert ist noch das Ofenloch, eine ungefähr handbreit im Geviert große Öffnung, durch einen Deckel verschließbar. „Dat Ob'mlock“ diente dazu, die unter der Stubendecke sich stauende warme Luft — das Ofenloch war gerade über dem Ofen angebracht, daher auch der Name — nach dem Stubenboden etwas abzuführen, wodurch er im Winter etwas erwärmt wurde.

Auch der „Windowe“ war eine hiesige Einrichtung auf dem Stubenboden, ein Ofen ohne Roste, der wie die alten Kochöfen der Wohnstuben nur im unteren Teile aus Eisen bestand, sonst aus „Bewerswänzen“ aufgemauert und tapeziert, wie der übrige Raum. Er verbreitete eine angenehme und gelinde Wärme, da er ähnlich wie ein Kachelofen wirkte.

#### IV. Der „Wostebodden“

Der Raum über der Küche, soweit dieser nicht durch den großen Schornstein ausgefüllt war, war allgemein ein Aufbewahrungsort der geräucherten Fleischwaren. Man gelangte zu diesem Raum nicht direkt vom Gange wie zu der Küche von der Diele aus, diese Tür fehlte, sondern nur auf dem Umweg über den Stubenboden, kleine Stubenboden. Ob dies eine Vorsicht bedeutete? Hier auf der Nordseite des Hauses war es im Sommer nie sehr warm, und im Winter wirkte die Schornsteinwand wie ein milder Ofen.

Das Fenster war innen nochmals durch eine Holzklappe verschlossen, die mit einem kleinen Schieber versehen war, den man öffnete, wenn man dort zu tun hatte. Sonst herrschte Dunkelheit. Überhaupt war es ein eigenartiger Raum, eigentlich nichts weiter als ein halber Umgang um den Schornstein.

An den Balken der Decke hingen auf starken Eisennägeln, an Speckhaken die geräucherten Teile des Schweines; zwischen je zwei Balken auf an diese genagelten Latten waren die „Wostspil'n“ geschoben, an denen die vielen Würste hingen.

Ursprünglich, auch jetzt noch hier und da, gab es die „Wostkraunen“ (Wurstkronen) frei am Balken aufgehängt, um die Wurst vor Mäusen zu schützen.

Eine „Wostkraune“ bestand aus einem langen Stück Rundholz, das in mehreren Lagen und nach mehreren Richtungen von mehreren fußlangen, stieldicken Stäben durchbohrt war, an dem die Würste derart aufgehängt waren, daß sie sich nicht berührten.

Hinten in der Ecke neben dem Bauche des Schornsteins stand eine mehrfährige Bratchenkiste, denn im Backhause gedörrtes Backobst aus eigenen Gärten gab es in jedem Bauernhause in großer Menge.

Die Verwendung aller übrigen Räume des Hauses richtete sich nach der Größe der Familie und der Wirtschaft, und in diesem Maße war auch ihre Verwendung verschieden, ob sie mehr als Wohnraum oder Aufbewahrungsraum für Haushalts- und Wirtschaftsfrüchte angefüllt waren. Als letztere sind besonders zu nennen die Kartoffel (Dielenkammer), das gedroschene Getreide, Flachs, fertiger oder unfertiger (Bomhus = Dachraum).

## V. Die Stallung im Hause

Da ursprünglich im alten Bauerngehöfte Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache lagen, nahm sich dies Ganze als ein mehr oder weniger langes Gebäude aus. Alles lag in einer Flucht, wie man sagt, und stets in West-Ost-Richtung. Sind also in dieser Beziehung Wohnhaus, Stall, Scheune einander gleich, so sind sie es jedoch in bezug auf ihre Größenverhältnisse nicht. Wenn auch im Orte die Einwohner in Ackerleute, Halbspänner und Kotsassen eingeteilt waren, so war doch damit keineswegs gesagt, daß die Besitzgrößen unter sich nicht doch wieder voneinander abwichen innerhalb dieser Einordnung; demgemäß kann auch keine allgemeine Norm über Stallgröße und -einrichtung aufgestellt werden, wie dieses sehr gut beim Wohnhause der Fall war.

Die Stalleinrichtung des alten Bauerngehöftes zu beschreiben, ist deshalb sehr schwer und wird dadurch noch schwieriger, weil gerade diese selbst in den wenigen alten Bauernhäusern, die noch bestimmt aus der Zeit stammen, in der man noch an einer allgemeinen Regel festhielt, eine sehr starke Abänderung erfuhren. Das geschah auf Grund des durch die Separationen, hauptsächlich 1848, hervorgerufenen Aufblühens der Wirtschaft, denn durch Anbau und Vergrößerungen der Stallungen sind auch stets die bestehenden Einrichtungen der älteren Teile in Mitleidenschaft gezogen.

Sicher ist nur eins, daß der Pferdestall stets vermittels der Futterkammer mit der Däle durch eine Tür in Verbindung stand und z. T. noch steht. Selbstverständlich hatte der Pferdestall auch seinen Eingang für die Tiere von außen, vom Hofe her. Die Pferde waren auf diese Weise sozusagen Mitbewohner des Hauses, denn sie standen dem Bauern ja auch unter all seinen Tieren, abgesehen vom Hund, am nächsten, waren sie doch seine getreuen Mitarbeiter in der Saatzeit wie in der Ernte und beim Fahnenjagen auf dem „Pingestgrase“ zu Pfingsten seine Festgenossen.

Man fütterte also die Pferde von der Futterkammer aus, ohne nötig zu haben, zwischen die Tiere zu treten, wie es jetzt allgemein der Fall ist, eine Einrichtung,

die aufhörte, als man bedürfnisvoller wurde in bezug auf Wohnräume und die Futterkammern zu solchen umbaute.

Der Stall für das Rindvieh lag der Reihenfolge nach entweder neben dem Pferdestalle oder, was auch sehr oft der Fall war, im anderen Hausgiebel als sogenannter „*Hammstall*“, d. h. mit Schrägdach gegen den Hausgiebel gerichtet. Solche Ställe nannte man auch „*Anklappstall*“. Im letzteren Falle befand sich der Futtergang neben der Hausgiebelwand, dem das Vieh selbstverständlich mit dem Kopfe zugekehrt war. Er hatte seine Tür besonders vom Hofe aus. Befand sich der Kuhstall neben dem Pferdestall, war er meist zweireihig mit dem Futtergang in der Mitte, doch oft so eingerichtet, daß der Tierstand neben dem Scheunenraume nicht durch den ganzen Stall der Quere nach hindurch ging. Dann war an der Hinterseite des Gebäudes ein Raum abgeteilt, der mit dem Futtergange in offener Verbindung stand und als Futterkammer diente. Diese stand wieder mit dem Scheunenraum, der Dreschtenne in Verbindung, denn von ihr aus konnte auf diese Weise das *Kaaf* (Kaff), welches den Tieren ins Futter gemischt wurde, und das Stroh zum *Häckerling* an die Futterstelle gebracht werden.

Es geht aus dieser Beschreibung hervor, daß Pferde- und Rindviehstand rechtwinklig zueinander lagen. Der Mensch lebte mit den Tieren gewissermaßen unter einem Dache, wenn auch die Pferde in bezug auf Wohnungsrecht die bevorzugten waren.

Den Schweinen jedoch hatte der Mensch immer ihre besondere Behausung angewiesen. Sie waren in dem *Swinekoben* untergebracht, einer kleinen, meist dem Hauptgebäude gegenüberliegenden Stallung. *Koben* bedeutet so viel wie kleiner Raum oder Behälter, denn dem Schweine traute man zu, daß es am wenigsten Raum und Reinlichkeit gebrauchte, weil es selbst vor Augen führte, daß es ausgesprochenerweise den Morast suchte.

Auf noch ein paar Tierbehausungen sei aufmerksam gemacht, diese sind der *Haunerwiem* (Hühnerstall) und der *Dubenklipp* (Taubenschlag). Der erste befand sich meist über dem Schweinestalle und der Aufstieg oder Aufflug zu ihm war die *Haunerleire* (Hühnerleiter), die oben als Eingang am *Haunerlock* endete, welches mit einem Schieber geschlossen werden konnte. Die Stangen, auf denen die Hühner nachts saßen, heißen *Haunerricke*.

Die Unterbringung der Hühner und Tauben im selben Stallgebäude hatte den Vorteil, daß im Winter beide wärmer saßen, da gerade die verhältnismäßig klein gebauten Schweineställe eine große Wärmeausstrahlungsfläche hatten. — Der *Dubenklipp* hatte seinen Namen von der Klappe, durch die er von außen mittels eines Zuges verschlossen werden konnte. Der Name *Klipp* ging auch über auf das kleingehaltene Armenhaus der Gemeinde, das sonst auch *Pannehus* hieß, weil es Wohnung des Gemeindedieners und Flurwärters war, der das Recht hatte, Flurdiebe zu pfänden.

Das zweite Stockwerk über dem Kuhstalle war der Aufbewahrungsraum des getrockneten Wiesenfutters hauptsächlich. Als nach Hebung des Wohlstandes die Pferdefutterkammern zu Wohnzwecken umgebaut und der Raum für die Aufstellung der Schneidelade (*Snibodde*) in das zweite Stock über den Pferdestall verlegt wurde, geschah ein Ähnliches auch im Kuhstalle. Man teilte durch ein paar Wände einen Raum dort ab zu demselben Zwecke, der auch zur Aufbewahrung des Kaffs diente.



Gleich, als man anfang, die Kuhställe gesondert vom Wohnhause zu bauen, setzte man die Wand des oberen Stockwerks streckenweise einen Holzverbind breit zurück und schuf auf diese Weise einen 4 Fuß breiten Gang vor dem zweiten Stockwerke, der als Schutzwehr außen eine aus breiten bohlenstarken, eichenen Holzsäulen bestehende sogenannte Galerie trug. Es erinnerte diese an die süddeutsche Bauart und war eine verschönende Zierde der kleinen und großen Höfe. Noch sind solche vorhanden und bieten ein freundliches Bild dem Auge. Es ist auch teilweise das untere Stockwerk unter der Galerie zurückgesetzt, und es führt dort die Treppe unter diesem Überbau ins zweite Stock. Von der Galerie aus führen Türen statt Luken in dieses hinein.

Zu den inneren Einrichtungen der Stallungen gehörte als vornehmstes und von dem Bauersmanne tagtäglich oft benutztes Gerät die *Snilaa'*, kurz *Laa* genannt (Schneidelade). Sie fehlte in keiner Wirtschaft und fand ihre Aufstellung in der Futterkammer der Pferde. Später, als diese in den meisten Häusern zu Wohnzwecken ausgerüstet wurden, bekam sie ihren Platz auf dem sogenannten *Snibodd'n*, einem dazu abgeteilten Raume über dem Pferdestalle. Auf der *Snilaa'* wurde täglich der Häckerling geschnitten, der den Pferden unter den Hafer, den Kühen unter die *Stumpels* gemischt wurde (zerstampfter Rummel oder Kohlrabi). Daß die *Snilaa'* früher eine große Rolle in der Bauernwirtschaft spielte, geht daraus hervor, daß *op d'r Laa snien kunnen* als Prüfstein der Geschicklichkeit der jungen Leute galt (*junkte Bengels* genannt). Bei der Schneidelade mußten wie beim Spinnrade Hand und Fuß gleichzeitig tätig sein, und die rechte wieder anders als die linke, insofgedessen wollte die Bedienung der *Futtersni'*, wie sie auch genannt wurde, erst erlernt sein.

In den Sommermonaten fand die Schneidelade ihre Ruhe, denn dann gingen ja Kuh und Pferd auf die Weide. Bei größeren Wirtschaften war die *Snilaa'* für die Kühe im *Kaufutterhus* aufgestellt.

Die Bezeichnung *Häckerling* für das geschnittene Stroh läßt darauf schließen, daß dieser, bevor die Schneidelade erfunden worden war, gehackt wurde.

Dann war da der *Stumpeltrog* mit dem *Stumpisen*. Beides wurde schon erwähnt bei der Kücheneinrichtung. Doch hier ist der *Stumpeltrog* im Kuhfutterhause gemeint, in dem der *Rummel* oder der Kohlrabi mit dem Stampfeisen zerstoßen, zerstampft wurde, um dann mit *Kaaf* (Kaff) oder *Häckerling* gemischt, den ersten Gang zu den Mastzeiten der Kühe zu geben. Den zweiten bildete Bohnen-, Erbsen- oder anderes Stroh oder Heu und *Grammen* (Grummet). Eine Schneidemaschine gab es zur Zeit der Separation 1848 noch nicht, wie es vordem keine Schneidelade gegeben hat, doch ist die Erfindung der letzteren viel älter als die der ersteren. Dieser zweite Gang für die Kühe hieß „*Lang-naa-geben*“ (langes Nachgeben), während der erste *Stumpels* hieß (d. h. Gestampftes).

Die *Kribben* (Krippen), die ursprünglich aus Holz bestanden, wurden hergestellt, indem man dicke Baumstämme aushöhlte. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts waren hin und wieder alte Holzkrippen im Gebrauch, doch meist war schon die solide Sandsteinkrippe im Gebrauch für Pferde sowohl als auch für das Rindvieh. Die *Joche* waren den Kühen auf die Krippen gesetzt; das waren Holzwände, bestehend aus Ständerwerk und Bohlen mit Öffnungen, durch die die Tiere ihre Köpfe zum Fressen in die Krippe steckten. Diese hatten den Zweck, die Tiere zu hindern, über die Krippe hinweg in das Futterhaus oder Futtergang zu steigen, auch damit sie nicht das in die Krippe eingetane Futter sich unter die Füße werfen

konnten. Auch wurde durch das Joch einem jeden Tiere sein bestimmter Platz zum Fressen angewiesen, da ja unter ihnen genau derselbe Futterneid besteht wie unter den Menschen. Manche neuere Ställe sind ohne Joche.

Die Pferde hatten über ihrer Krippe, wie noch jetzt, die *Hille*, eine Raufe, früher aus Holz gefertigt, jetzt aus Eisen, auf denen des Abends den Pferden *wat op'estooken* wurde, d. h. Heu aufgesteckt wurde.

In der Futterkammer der Pferde stand die *Kumme*, die den Häckerling mit Hafer gemischt enthielt. Auch wurde beides in ihr gemischt mit dem *Mengeholt*, einem ungefähr fußlangen und handbreiten Brette, das nach Gebrauch an einem Nagel innerhalb der *Kumme* hing. Die *Futterkumme* war meist eine ausgediente *Laa*, die wohl dermaleinst einer einziehenden Braut Aussteuer und sonstigen Staat schützend in sich aufgenommen hat.

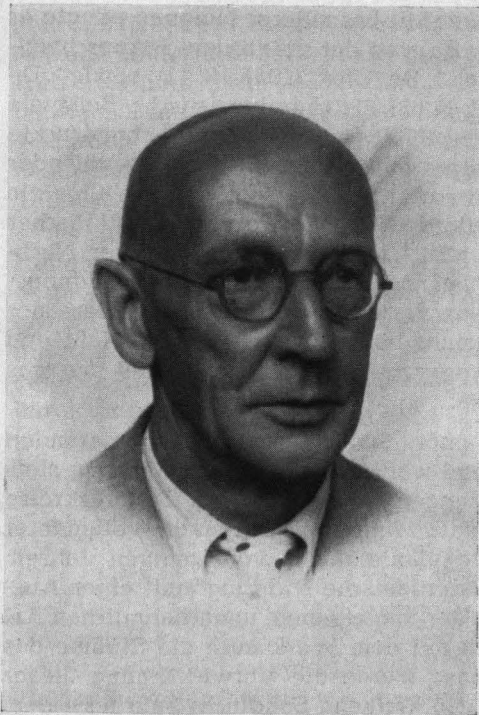
Im Kaufutterhuse stand auch früher der *Waschstein*, wie ein solcher auch in der Küche Platz fand, doch nahm er im Stalle nicht die Abwäsche auf, sondern diente als Behälter, in dem z. B. *Schraat* (Schrot) oder *Ölkauken* (Ölkuchen) aufgeweicht wurde, um dann den Tieren als Saufen vorgehalten zu werden. Die Waschsteine hielten ihren Einzug mit den Steintreppen und den dicken Sandsteinplatten als Belag der Futterhäuser zusammen nach Aufschließung der Sandsteinbrüche des Lappwaldes.

Zur *Kumme* ist noch zu sagen, daß im Pferdestalle bzw. in der Futterkammer, in ihr auf dem Futter in der *Kumme*, einfach die *Swenge* (Schwinge) lag; noch ist sie in Gebrauch, früher stets aus Weiden geflochten, ist sie heute meist aus Hohlblech. Neben ihr standen auf einem Stück alten Ständers die *Peeremmers* (Pferde-eimer) und das *Stünschen* (Stunz), ein aufrechtstehendes kleines Holzgefäß, dessen einer nach oben verlängerter Stab als Griff dient und das als Wasserschöpfer gebraucht wurde. Man nahm damit Wasser aus dem Eimer, um damit das Futter in der Krippe anzufeuchten.

## Wilhelm Sandfuchs, dem ostfälischen Mundartdichter, zum Gedächtnis

von Werner Flechsig

Am 7. September 1969 starb in Bremen der Braunschweiger Wilhelm Sandfuchs, einer der letzten namhaften Mundartdichter Ostfalens, im Alter von 78 Jahren. Geboren am 28. Januar 1891 als Sohn eines Harzers und einer Wendhäuserin, hatte er mit Ausnahme des ersten Weltkrieges den größten Teil seines Lebens in seiner ostfälischen Heimat verbracht, bis er einige Jahre nach seinem Übertritt in den Ruhestand mit seiner Gattin nach Bremen zu seiner dort verheirateten und als Ärztin wirkenden Tochter übersiedelte. Nach dem Besuch der Waisenhaus-Schule in Braunschweig und des Lehrerseminars hatte er als Lehrer in Runstedt, Süplingenburg, Königslutter, Braunschweig, Glentorf und wiederum Braunschweig reichlich Gelegenheit gehabt, Sprachlaute, Ausdrucksweise und Denkart des ostfälischen Menschen von Grund auf kennenzulernen, und ließ es nicht wie die meisten seiner Kollegen bei einer bloß passiven Kenntnisnahme dieser Dinge bewenden. Getrieben von einer leidenschaftlichen Liebe zur plattdeutschen Muttersprache und zu der altüberkommenen Gedankenwelt des braunschweigischen Landvolkes, entschloß er sich früh dazu, mit Wort und Schrift aktiv für die



Erhaltung und Pflege niederdeutscher Wesensart und Sprache einzutreten. Dank einer scharfen Beobachtungsgabe, einer bildhaften Vorstellungskraft und einem ausgeprägten Formgefühl gelang es ihm, die kleinen Begebenheiten des Alltags und das, was das Volk darüber dachte und empfand, in plattdeutschen Versen und Kurzgeschichten eindrucksvoll darzustellen. Er wählte dazu die monophthongische Elmmundart des ostfälischen Kerngebietes, die ihm von seiner Mutter aus Wendhausen im Landkreis Braunschweig und von seiner Lehrtätigkeit in verschiedenen Orten des Kreises Helmstedt wohl vertraut war. Dabei erlag er nicht, wie gelegentlich der um eine Generation ältere Braunschweiger Wilhelm Börker, der Versuchung, unter dem Eindruck literarischer Vorbilder von der „Waterkant“ nordniedersächsische Lautformen, Wörter und Redewendungen in die eigenen Mundartdichtungen einzumischen. So bietet Wilhelm Sandfuchs in seinem

plattdeutschen Schaffen dem Sprachforscher wie dem Mundartfreund ein ganz zuverlässiges Bild von der Eigenart der kernostfälischen Volkssprache zwischen Oker und Lappwald.

Sandfuchs war jedoch nicht allein auf die Wahrung einer einwandfreien sprachlichen Form bedacht, sondern auch auf die volkskundliche Echtheit der Aussage über Vorstellungen des Volksglaubens und Handlungen des Volksbrauchtums unserer Heimatlandschaft, die er in nicht wenigen seiner Mundartdichtungen zur Sprache brachte. Das zeigen manche seiner Veröffentlichungen in unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ aus den Jahren 1939—1961 sehr deutlich, wie z. B. „Weck Kruut is guut?“ (1940, S. 61), „De Klaus“ (1951, S. 66), das in Versen geschriebene Brauchtumsspiel „Dat Jahr un sine Feste“ (1952, S. 103 ff.) und „Fru Holle“ (1958, S. 97). Mit solchen Stoffen wie mit Tierfabeln und ernsthafter Empfindungslyrik hat Sandfuchs immer wieder deutlich gemacht, daß auch in Ostfalen die Mundartdichtung nicht bloß zu derben oder gar banalen Späßen gut ist, sondern der hochdeutschen Literatursprache keineswegs nachzustehen braucht, wenn es darum geht, allgemein Menschliches in künstlerischer Form auszudrücken. Er benutzte dazu in kluger Selbsteinschätzung der ihm gegebenen Möglichkeiten vorzugsweise die literarischen Kleinformen des mehrstrophigen Gedichtes und der Kurzgeschichte, die er mit dem ihm eigenen Geist zu füllen verstand, sei es, daß er „Eernste Klocken“ aufklingen ließ, „Wat for't Harte“ bot, „De Heimat un öhre Dage“ schilderte, „De Minschen“ und „Anthant Dire“ vorstellte oder „Lustich Tüich“ und „Bronswieksche Bisquillen“ zum besten gab. Diese 7 Oberbegriffe, unter denen er die 146 Gedichte seiner leider als Ganzes unveröffentlicht gebliebenen Sammlung „Eernst un Glücke — lustich Stücke“ geordnet hatte, lassen die

ganze Spannweite seiner Themenwahl ahnen. Mit besonderer Neigung pflegte er die Tierfabel sowohl in Versform wie in Prosa, von der die in der „Braunschweigischen Heimat“ abgedruckten Erzählungen „De Ule“ (1951, S. 11) sowie „De Fasanenhahne un de Puppgereselle“ (1952, S. 83) als charakteristische Beispiele dienen können. Dazu gehört als weiteres Beispiel das in diesem Hefte abgedruckte Gedicht „Spraim un Spatze“. Sandfuchs folgte mit solchen Stoffen bewußt oder unbewußt jenem unbekannten ostfälischen Autor, der im späten Mittelalter die antiken Tierfabeln Aesops in die mittelniederdeutsche Schriftsprache ostfälischer Prägung übertrug, erschöpfte sich jedoch nicht in bloßer neuostfälischer Nachahmung oder Nachempfindung, sondern schuf aus seiner lebhaften Einbildungskraft durchaus eigene Einfälle, wenn er wie die älteren Fabeldichter Tiere der verschiedensten Arten wie Menschen miteinander reden und handeln läßt und dann zum Schluß mit einem sarkastischen Augenzwinkern behauptet, daß so etwas bei den Menschen natürlich nicht vorkomme.

Dieser sarkastische, hintergründige Humor, der für den philosophierenden Wilhelm Sandfuchs besonders kennzeichnend war, kam zur vollen Wirkung stets dann, wenn er seine Gedichte und Erzählungen einem größeren Zuhörerkeise selbst mündlich darbot, denn er war in Tonfall, Mimik und Gesten ein vollendeter Vortragskünstler. Ein Oldenburger Verlag plante daher vor wenigen Jahren, Sandfuchs eine Schallplatte der Reihe „Niederdeutsche Dichtung“ mit einer Auswahl aus seinem plattdeutschen Schaffen in der ihm eigenen, unnachahmlichen Art besprechen zu lassen und dadurch zugleich mit dem Werk auch die Stimme des Dichters der Nachwelt zu überliefern. Leider wurde die Verwirklichung dieser verdienstlichen Absicht dadurch vereitelt, daß Wilhelm Sandfuchs bald nach dem Beginn entsprechender Verhandlungen in Siechtum verfiel, das schließlich zum Tode des Hochbetagten führte.

Sandfuchs hat es auch nicht erlebt, daß seine umfangreichste plattdeutsche Arbeit veröffentlicht wurde, nämlich die Übertragung des spätmittelalterlichen Volksbuches von Till Eulenspiegel aus der ältesten erhaltenen hochdeutschen Fassung von 1515 ins Neuostfälische, mit der er vom Braunschweigischen Landes-Kulturverband 1942 beauftragt worden war. Sinn dieses Unternehmens war es nicht, aufgrund der textkritischen Vergleichung der frühesten deutschen, englischen, französischen und niederländischen Fassung des Volksbuches eine philologisch befriedigende Rekonstruktion der verloren gegangenen mittelniederdeutschen oder mittelniederländischen Urtextes zu versuchen, wie es Willy **Krokmann** 1950 in Heft XI der Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung getan hat, sondern als Lesebuch für die Allgemeinheit eine zeitgemäße niederdeutsche Fassung zu schaffen, die bei möglichster Wahrung des alten Erzählstils doch durch Modernisierung aller den heutigen Leser fremdartig anmutenden mittelalterlichen Wörter und Redewendungen jedem Freunde der niederdeutschen Sprache und Art ohne weiteres verständlich sein sollte. Es lag nahe, dafür diejenige niederdeutsche Mundart zu wählen, die im Geburtslande des großen Schalksnarren gesprochen wird, die Elmmundart. Wilhelm Sandfuchs hat mit Unterstützung von Albert Fuhrmann diese schwierige Aufgabe in wenigen Jahren vortrefflich gelöst und noch während des zweiten Weltkrieges ein druckfertiges Manuskript geschaffen, von dem der Landes-Kulturverband mehrere maschinenschriftliche Exemplare zur Vorbereitung der Drucklegung herstellen ließ. Papiermangel verhinderte jedoch gegen Ende des Krieges den Druck, und in den Notjahren nach dem Zusammenbruch fehlte es sowohl an Papier wie an Geld und Interesse bei

den maßgebenden Stellen zur Verwirklichung des Unternehmens. Einflußreiche Mäzene fanden sich dafür leider auch in den folgenden Jahren des wirtschaftlichen Aufstiegs noch nicht wieder, und so blieb das Eulenspiegel-Manuskript bis zum heutigen Tage in der Schublade seines Verfassers liegen, der nun darüber hinweggestorben ist. Wie sehr sich ein Druck auch jetzt noch im Zeichen der internationalen Eulenspiegel-Freundschaft lohnen würde, mag die Veröffentlichung eines Teilabschnittes in diesem Hefte kundtun.

Es war gewiß kein Zufall, daß gerade Wilhelm Sandfuchs eine so glückliche Hand bei der Herstellung einer neuostfälischen Eulenspiegel-Fassung bewies, hatte er in seinem Wesen doch selbst viel von dem schalkhaften Geist seines großen Landsmannes und konnte deshalb dessen Streiche als ein Wesensverwandter zutiefst nachempfinden. Dieser Geist wetterleuchtet ja auch aus vielen seiner eigenen Gedichte und Erzählungen. Durch sie wird er weiterleben in der dankbaren Erinnerung aller derer, die in ihm einen treuen Hüter ostfälischer Sprache und Art verloren haben.

## *Aus der neuostfälischen Fassung des Volksbuches von Till Eulenspiegel*

von Wilhelm Sandfuchs

De 7. Geschichte vertellt, wie Ulenspaigel de Wostezoppen midd' en andern Jungens egetten hat un wie 'e dabile ower 'n Appetit äten moßte un noch datau Släge kreech.

Nu was in dän Dörpe, wo Ulenspaigel mit siner Mudder inne wohne, düt in'r Mode: Wenn 'n Huuswört en Swien slachte, denne gungen de Nawerskinder in düt Huus un het da 'ne Zoppen oder 'n Bri egetten. Dat hett de Wostezoppen up'm Dörpe.

In dän sültigen Dörpe wohne en Meier, dä harre wennich in 'e Zoppen te plocken un moßte doch dän Kindern de Wostezoppen geben. Hai dachte awer da ower na, wo 'e 'ne de Wostezoppen versolten könne. Hai plocke in 'e Melkschöttel harte Brotrinnen erinter. As nu de Kinder kaimen, Jungens un Mäkens, — ok Ulenspaigel was 'r midde bie — da lait 'e se 'erin un sloot de Dör tau un make de Pladderzoppen terechte. Un da wörren sau veel knüppelharte Brotrinnen inne, dat se de Kinder gar nich verputzen können. Un wenn nu ain wechgunge un vull was, denne kamm de Huuswört anneslartjet un harre 'ne gu'e Swucksche in 'r Hand un slauch se umme de Lennen, dat se sick owerfräten moßten. De Huusherre wußte nu woll von Ulenspaigel sine Döneken. Hai passe 'ne dat Luer af. Wenn 'e en andern umme de Lennen slauch, denne kreech Ulenspaigel immer wecke midde af. Dat mak' 'e sau lange, bet se de Brotrinnen, de Wostezoppen ganz uppefräten harren. Dat bekam 'ne denne sau gut as dän Hunne 't Graasfräten. Denne woll' kain ain mehr in dän Huse von dän Pracherkeerl de Wostezoppen äten.

De 8. Geschichte vertellt, wie Ulenspaigel dat make, dat de Hoinder von dän Pracherbuern an'n Luder tocken.

An andern Dage, as de Pracherkeerl utgunge, kamm öne Ulenspaigel in 'e Möte. Däne frauch 'e un sä: „Laiwe Ulenspaigel, wutt 'e nicht emal na mick henkomen taur Wostezoppen?“ Da secht Ulenspaigel: „Wenn sick dine Hoinder umme dat

Luder tocket, immer vaire umme 'n Brotplocken." Da sä 'e: „Ja, sau werrst 'e woll sau bi lüttjen henkomen na miner Wostezoppen." Da twöre Ulenspaigel an: „Ick wett nich, of ick ehr komen kann, as 't Zoppentiet is." Hai gung siner Wäge, dat 'e Tiet fund. Ulenspaigel passe nu up, bet et Tiet was un de Hoinder von'n Pracherbuern up 'r Dörpstrate sick Fudder soiken. Ulenspaigel harre twintich Famens oder ok noch mehr in 'r Ficke un harre immer twai un wedder twai tehopeknütt't. An jeden Enne von'n Famen bund hai 'n Brotplocken an. Denne namm 'e de Famens, legge se up de Ere un decke se tau. Man bloß de Brotplockens keken erut. De Hoinder picken hier hen un da hen un sluken de Plockens midd' en Enne von'n Famen in'n Hals un konnen se doch nich daalsluken, denn an'n andern Enne tocke 'n ander Haun. Ain tocke hier hen, ain tocke da hen un konn' 't ok nich daalsluken un konn' 't ok nich wedder ut 'en Halse los weren. De Plocken was te grot. Ower twaihundert Hoinder stunnen ain neften 'n andern ower un wörgen un token de Lockspise.

## *Spreim un Spatze*

von Wilhelm Sandfuchs

Vader Spreim (= Star) up sinen Kasten  
denket al: Et klappt, du hast'n.  
Kummt nu dine Fru herbie,  
geiht se an, de Bu'erie.  
Spatzenkeerl mit swarter Bost  
schimpt von'n Bome: „Du Hanswost!  
Toif man, ik will dik wat lehren,  
sast ut minen Huus dik schären!“  
Nu geiht't an. Se schriet un spiget  
un sik in'e Wulle kriget.  
Ümmer sau von boben piel  
störrt'e 'runder. Dönderkiel,  
dat de Spreim al nich mehr wett,  
wo hei is un wo hei hett.  
Ok de Spatzenolsche hüppt  
up ne 'rum un hackt un knippt,  
dat de Feddern man sau stöwet  
un hei woll ant Speuken glöwet.  
Butz! nu hat hei up'n Rüggen  
up'n mal twei Spatzen liggen.  
Nä dat is'n betten veel!  
Mordsspittakel! Düwelsspeel!  
Spreimenkeerl röppt: „Sind ji frech!“  
Un hei smitt de Pipe wegg,  
feget af von'n Kasten swinne,  
un de Spatzen sitt'r inne. —  
Un von düssen Speuk de Lehre?  
'Hört dik wat, du Keerl, denn wehre  
dikforsch sülsen diner Huut,  
un dik 'hört dien Huus lestut!

## *Von'n Besinnen*

von Wilhelm Sandfuchs

Bedenk' dik alles hen un her,  
denn hinderher geiht't oft nich mehr!  
Kiek dik dat Dinges gründlich an,  
of doch woll nich'n Fehlдер dran!  
Doch wer sik ümmer deit besinnen,  
dä werdd sien Lewedagg nist finnen.

## *Liekeveel*

von Wilhelm Sandfuchs

Wat ewest is, is ewest,  
denn et kummet doch telest  
eerst dat Hüte, denn dat Morgen,  
hinderher dat Obermorgen.

Denk' an dat, wat gistern was,  
dat dat Ni'e kummt te paß!  
Kiek int Harte! Kiek vorut,  
denn werdd lestut alles gut!

## *De Haken un dat Fule*

von Wilhelm Sandfuchs

De Welt is gut. Dat mag woll sien.  
Dat Slechte mag ok nemmes lien.  
Doch is bi mannig gu'en Dinge  
en Haken dran. Un as in'n Kringe  
dreiht dä sik ümmer wedder mit.  
't is sau: In mannigen Appel sitt  
de Worm, un du, du sühst ne nich.  
Is dat denn sau afsunderlich?  
Na, ganz un gar nich. Höre tau!  
Du moßt ganz einfach, sühst'e, sau,  
den olen Haken un dat Fule  
verswinnen laten in'r Kuhle.

# Gipshöhlen bei Walkenried

von Walther Reinboth

Ein Fremder sprach auf der Straße in Walkenried einen Walkenrieder Bürger an und fragte ihn: „Guten Tag, können Sie mir sagen, wo der Hubertuskeller ist?“ „Den Hubertuskeller, den kenn' ich nich, Sie mein' woll den Klosterkeller, weil der bei der Försterei, wenigstens nicht weit davon ist?“ „Nein, ich meine den Hubertuskeller!“ „Wissen Se, hier gitts jetzt so viele Wertschaften, die kenn' ich sellewer nich alle, da gitts das Klosterstübel, die Harzklaue, de Pischel-Bar, ach nä, das äß je 's Klosterstübel, ne unn dann noch die alten Wertschaften, wissen Se, de Klosterschänke, Klosterhof, Golden' Löwen unn so witter, au'n Bahnhof nich zu vergässen.“

„Nein, Sie haben mich falsch verstanden, ich finde schon eine Wirtschaft, ich meine den Hubertuskeller, das ist eine Höhle bei Walkenried, ich habe darüber gelesen in einer Dissertation, einer Doktorarbeit, die über das Wassergebiet hier existiert.“ „Kenn ich nich.“

Ja, so war es. Der Fremde fand aber doch noch einen Kundigen, der ihm den Weg beschreiben konnte.

In Walkenried und Umgebung gibt es eine ganze Reihe von kleinen und großen Naturwundern. Letztere sind vielleicht mehr bekannt, wenn auch nicht immer als „Naturwunder“ anerkannt.

Als der Verband der deutschen Höhlenforscher seine Tagung in Nordhausen abhielt — Experten aus der weiten Welt waren dazu erschienen —, wurde ausdrücklich anerkannt, daß im Bereiche von Nordhausen etwas ganz Besonderes zu finden sei, nämlich die Gipshöhlen.

Die größten Gipshöhlen der Welt (!) befinden sich im Südharzgebiet. Es gibt größere und eindrucksvollere Höhlen, aber nicht im Gips, sondern im Kalk. Erinnert sei an die Adelsberger Grotte, in der eine kleine Eisenbahn fährt, an die Eisriesenwelt im Tennengebirge, an die berühmten Höhlen mit den Malereien in Südfrankreich und an andere. Da können trotz ihrer Schönheit die Harzer Kalkhöhlen nicht mit, was die Größe angeht, aber die Gipshöhlen im Südharz sind einmalig.

In der Himmelreichhöhle zwischen Ellrich und Walkenried (über dem bekannten Tunnel) ist die größte Spannweite einer Gipshöhle. Das ist keine Schauhöhle, weil die Lage das kaum gestattet.

Am Wege oder wenig abseits davon sind aber genug kleine Kostbarkeiten, man muß nur Augen dafür haben.

„Des Zechsteins-Gewölbe sind Dome der Nacht . . .“, so heißt es in einem Liede der Harzer Höhlenforscher. „Auch kleine Dinge können uns entzücken“, muß hinzugefügt werden.

Die Waldschmiede, eine Quellungshöhle im Blumenberge ist schon mehr bekannt. Sie liegt zwar auch nicht unmittelbar am Wege, ist aber leicht zu finden, weil sie am Südrande des Blumenberges vom Waldrande aus zu sehen ist.

Der eingangs erwähnte Hubertuskeller liegt am Nordhange des Röseberges, ein Bach fließt munter und arbeitet noch heute am Anhydrit des Berges. Leider wird das Loch, wie verständnislose Zeitgenossen sagen, als Abfallgrube benutzt. Wenn nun die beauftragten Höhlenforscher ihre Kontrollgänge und Messungen vornehmen, kommt es nicht selten vor, daß sie im Unrat wühlen müssen. Solche Besucher kommen oft von weither, weil sogenannte „aktive Höhlen“ selten sind.



Am Nordhange des Röseberges gibt es weitere Kleinode an Quellungshöhlen, so eines mit dem schönen Namen „Elbenkämmerchen“. Mehrere Schichten des Anhydrits haben sich durch Aufnahme von Wasser in Gips umgewandelt, wobei das Volumen größer wird und zwiebelschalenförmige Aufwölbungen entstehen. Ranken von Brombeeren und hängende Gräser geben vor dem schwarzen Hintergrund des kleinen „Elbenkämmerchen“ ein malerisches Kabinettstück ab.

Am Fuße des Sachsensteins findet sich eine ganze Reihe von Laughöhlen, da wo die Uffe am Fuße des Berges Gestein löst und wegtransportiert. Dort ist es aber schlammig, deshalb ist Spaziergängern eine Besichtigungsfahrt nicht zu empfehlen.

Die sogenannten Zwerglöcher im Sachsenstein und im Höllsteingebiet seien der Vollständigkeit wegen noch erwähnt. Sie sind aber den meisten Bewohnern der Heimat bekannt, weil sie fast alle an Fußwegen zu finden sind.

Die merkwürdigen Höhlensysteme am Trogstein bei Tettenborn sind leider mit einer Ausnahme nicht mehr zugänglich, dafür ist das Korallenriff des Römersteines eine geologische Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Besser sichtbar wäre das Riff, wenn die Fichten geschlagen würden, was wohl sowieso eines Tages geschehen wird.

Die Priestersteinhöhle bei Neuhoof, kaum bekannt, wurde auch als Schuttplatz benutzt, ist aber jetzt unter Schutz gestellt.

Botanische Kostbarkeiten bleiben hier besser unerwähnt, weil die Gefahr besteht, daß die Pflanzen nicht betrachtet, sondern ab- oder gar ausgerissen werden. Das verhindern leider nicht einmal die Naturschutzgesetze.

Die kleinen Höhlen sollten aber doch einmal ihre Würdigung durch diesen Aufsatz erfahren haben.

Über die wunderlichen Wasserläufe der engeren Heimat ist, wie eingangs erwähnt, eine Doktorarbeit geschrieben, und keine kleine. Sie ist übrigens in Fachkreisen sehr geschätzt und wird weiteren Arbeiten zugrunde gelegt. So fand zum Beispiel neulich ein mit Forschungen Beauftragter, daß im Mehholz bei der Kutzhütte das gleiche Geröll wie auf dem Geiersberge bei Walkenried gefunden wird, obwohl dazwischen die Teiche liegen. Die Kette der Teiche ist eben später in den Höhenzug eingesenkt. Das ist die Werkstatt der Natur, in der Kundige wie in einem Buche lesen, wie sich Goethe ausdrückte.

## *Fleischfressende Pflanzen in der Umgebung Braunschweigs*

von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop

Nicht nur in exotischen Ländern, sondern auch in Deutschland gibt es fleischfressende Pflanzen. Sie gehören zwei einander systematisch recht fernstehenden Familien an, nämlich den Sonnentau- und den Wasserschlauch-Gewächsen.

Die Sonnentau-Arten fangen ihre Opfer, zu denen Insekten bis zur Größe von Libellen gehören können, mittels eines Klebstoffes, der von Drüsen an Blattauswüchsen ausgeschieden wird, die ebenfalls einen Verdauungssaft absondern. Auch beim Fettkraut haften kleine Tiere an klebrigen Drüsenköpfchen auf Haaren der Blätter fest. Die Wasserschlauch-Arten tragen an ihren zerschlitzten untergetauchten Blättern luftgefüllte Blasen, die mit einer Klappe verschlossen sind. Wenn kleine Wassertiere an die Borsten der Klappe stoßen, öffnet sie sich, und das Tierchen wird mit dem Wasserstrom in die Blase hineingestrudelt. Deren Inneres sondert einen Verdauungsstoff ab, der die für die Pflanze wichtigen

Bestandteile des Tieres abbaut. Dabei handelt es sich vornehmlich um das Eiweiß, das als zusätzliche Stickstoffquelle genutzt wird. Die fleischfressenden Pflanzen wachsen nämlich auf nährstoffarmen Standorten, so das Fettkraut auf moorigen Wiesen, der Sonnentau in Mooren und der Wasserschlauch nichtwurzeln in Gewässern.

In Deutschland kommen folgende Sonnentau- und Wasserschlauchgewächse vor:

Familie Droseraceae, Sonnentaugewächse

- Aldrovanda vesiculosa* L., Wasserfalle
- Drosera rotundifolia* L., Rundblättriger Sonnentau
- Drosera intermedia* Hayne, Mittlerer Sonnentau
- Drosera anglica* Huds., Langblättriger Sonnentau

Familie Lentibulariaceae, Wasserschlauchgewächse

- Pinguicula vulgaris* L., Gewöhnliches Fettkraut
- Pinguicula alpina* L., Alpen-Fettkraut
- Utricularia vulgaris* L., Gewöhnlicher Wasserschlauch
- Utricularia neglecta* Lehm., Vernachlässigter Wasserschlauch
- Utricularia minor* L., Kleiner Wasserschlauch
- Utricularia bremii* Heer, Bremis Wasserschlauch
- Utricularia intermedia* Hayne, Mittlerer Wasserschlauch
- Utricularia ochroleuca* Hartm., Bläugelber Wasserschlauch

Die Wasserfalle fehlt im ganzen Bundesgebiet, nicht aber in Ostdeutschland. Der Langblättrige Sonnentau wird bereits von Bertram (1908) als aus der Umgebung Braunschweigs „längst verschwunden“ angegeben. Aber auch damals noch bestehende Fundorte für den Rundblättrigen und den Mittleren Sonnentau, z. B. Doweese und Butterberg, sind heute ebenfalls erloschen. Beide Arten treten aber z. B. bei Winkel noch massenhaft auf. Was die Fettkraut-Arten betrifft, so ist nur das Gewöhnliche Fettkraut bei uns heimisch. Bertram gibt eine Reihe von Fundorten in der weiteren Umgebung von Braunschweig an. Unter den Wasserschlauch-Gewächsen hat das Gebiet nur drei aufzuweisen. Der Gewöhnliche Wasserschlauch kam nach Bertram z. B. früher am Butterberg, im Doweese und im Kennel vor, ist heute jedoch nur noch in Riddagshausen anzutreffen. In den Altwässern von Oker und Schunter fehlen jegliche Wasserschlauch-Arten. Der Vernachlässigte Wasserschlauch wird von Bertram als sehr selten bezeichnet und nur für den Harz angegeben. Er findet sich aber auch in den Gräben des Schapenbruch-Teiches und im Graben bei Schäfersruh im Naturschutzgebiet Riddagshausen. In den Altwässern der Aller ist er die weitaus häufigste Art der Gattung (Weber-Oldecop 1969). Der Kleine Wasserschlauch tritt in der näheren Umgebung Braunschweigs (früher z. B. am Butterberg) heute nicht mehr auf. In Heidetümpeln und alten Torfstichen bei Winkel, auch auf dem rechten Allerufer, ist die Art allerdings teilweise noch so reichlich vertreten, daß ihre Wohngewässer zur Blütezeit gelb überhaucht erscheinen.

Auch bei den so bemerkenswerten fleischfressenden Pflanzen können wir also in der Nähe der Großstadt eine Verarmung unserer Flora feststellen. Sie ist bedingt durch Eingriffe des Menschen in den Landschaftshaushalt, wie beispielsweise die Verschmutzung der Gewässer.

---

Schriften: BERTRAM, H.: Exkursionsflora Braunschweigs, Braunschweig 1908; WEBER-OLDECOP, D. W.: Wasserpflanzengesellschaften im östlichen Niedersachsen, Dissertation Hannover 1969.

## *Ein Vorschlag zur Behandlung der Oker- im Nordwesten Braunschweigs*

von Klaus Schmidt

Im Lande Niedersachsen besteht als großes Flußregulierungsprojekt der Oker-Aller-Leineplan. Mit der Durchführung dieses Planes sollen die Querschnittsprofile der Flüsse vergrößert, dadurch Uferabbrüche und Ablagerungen verhindert und die Flußtäler hochwassersicher in ihren Überschwemmungsgebieten ausgebaut werden.

Zur Verbesserung der Sauberkeit des Wassers sollen Auffangbecken und Wehre angelegt werden, in denen Senkstoffe sich absetzen und mit denen gleichzeitig Hochwasserspitzen abgefangen werden können.

Verbunden mit diesem Plan ist die Neuanlage von Straßen- und Eisenbahnüberführungen über die Flüsse, soweit sie erforderlich sind.

Zur Einbindung dieser Bauvorhaben in die Landschaft ist ein Landschaftspflegeplan ausgearbeitet worden mit Schilfstreifen am Ufer, sowie Busch- und Baumbepflanzung, ebenfalls ist die Anlage von Erholungseinrichtungen (Anlagen von Parkplätzen, Liegewiesen usw.) vorgesehen.

Die Planung des Gesamtprojektes ist mit großer Sorgfalt und sicherlich technisch einwandfrei erfolgt. Es ist einleuchtend, daß die Durchführung einen erheblichen Geldaufwand erfordert.

Soweit nicht andere Gründe vorrangig sind, wie Sicherung von Ortschaften vor Hochwasser, Verkehrsplanung und anderes, sind, soweit der Plan die Meliorierung landwirtschaftlich genutzter Flächen bezweckt, folgende Zweifel angebracht

1. das Angebot an landwirtschaftlicher Nutzfläche ist größer als die Nachfrage,
2. zur Zeit werden Prämien an Landwirte gezahlt, die ihre Rinder abschaffen, da ist die Hochwassersicherung von Grünlandflächen fragwürdig.
3. Eine Meliorierungsmaßnahme muß eine Rente abwerfen. Es ist unwahrscheinlich, daß die hohen Aufwendungen sich auch nur zu einem niedrigen Prozentsatz verzinsen.
4. Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Planes sind nicht beweisbar, da nicht bearbeitete, sogenannte Nullflächen, nicht vorgesehen sind.

Aus den o. a. Gründen wird für den Okerverlauf nordwestlich der Stadt Braunschweig etwa von Veltenhof bis Neubrück folgendes Verfahren vorgeschlagen:

Auf diesem Flußabschnitt werden keine Regulierungsmaßnahmen durchgeführt (Nullfläche).

Der Bau von Straßendämmen und Brücken muß zwangsläufig durchgeführt werden.

Den Grundstückseigentümern, die gegenüber den übrigen Okerangrenzern benachteiligt sind, wird die Möglichkeit eröffnet, im Überschwemmungsgebiet liegende Grundstücke an das Land Niedersachsen zu verkaufen.

Dadurch werden sie ihre Grenzertragsböden los und können aus dem Verkaufserlös ihre Betriebe aufstocken.

Die Ankaufskosten betragen höchstens die Hälfte der Flußregulierungskosten.

Das Land überweist die eigenen Flächen der Forstverwaltung. Die Forstverwaltung forstet dafür geeignete Flächen (geschätzt etwa 50 % der Gesamtfläche) mit Auewaldholzarten (Erle, Pappel, Esche, Rüster, Baumweiden etc.) auf.

Auewälder vertragen bekanntlich Überschwemmungen und leisten höchste Zuwachserträge (12—15 fm je Jahr und ha) z. B. Donauauen, Isarauen, Rheinauen.

Durch die teilweise Aufforstung entsteht aus einer z. Zt. reizlosen Landschaft eine abwechslungsreiche Odland-Wiesen-Waldlandschaft mit einer artenreichen Fauna.

In Großstadtnähe kann diese Landschaft in wenigen Jahren durch entsprechende Anlagen große Bedeutung als Naherholungsgebiet gewinnen.

Dieser Vorschlag wird mit folgender Begründung zur Durchführung empfohlen:

1. Die Marktentwicklung in der Landwirtschaft erfordert es, die intensive Produktion auf ertragreiche und sichere Standorte zu beschränken. Eine extensive Bewirtschaftung von Grenzertragsstandorten ist angebracht und wirtschaftlich sinnvoll.
2. Dadurch, daß den Grundeigentümern die Verkaufsmöglichkeit ihrer im Überschwemmungsgebiet liegenden Flächen an das Land Niedersachsen geboten wird, werden sie indirekt subventioniert und sind den übrigen gegenüber nicht benachteiligt.
3. Für das Gesamtprojekt Oker-Aller-Leineplan ist durch die Ausscheidung eines Flußabschnittes als Nullfläche ein Aufwands- und Erfolgsvergleich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten möglich, aus dem wichtige Schlüsse für andere Projekte gezogen werden können.
4. Wird ein Vergleich ermöglicht zur Landschaftsgestaltung
  - a) nach technisch, wissenschaftlichen Methoden und
  - b) nach möglichster Anpassung an von Natur gegebenen Formen.
5. In Großstadtnähe, im Ballungsraum Braunschweig, wird eine natürlich wirkende Landschaft neu geschaffen, die als Naherholungsgebiet einen unschätzbaren Wert erlangen kann.

Schließlich sei an den Ausspruch von Prof. Kraus auf dem Naturschutztag in Goslar erinnert „weniger Kultivierung wäre mehr Kultur“.

## *Ist Braunschweig eine Stadt im Grünen und soll sie es bleiben?*

von Kurt Schmidt

Die in den letzten Jahren aufgrund zahlreicher medizinischer, soziologischer u. a. gutachtlicher Untersuchungen und Stellungnahmen erhobene Forderung nach ausreichenden Erholungsräumen ist inzwischen so weitgehend Allgemeingut geworden, daß auf Einzelheiten nicht mehr eingegangen zu werden braucht. Mit Zunahme von Mechanisierung und Intensivierung des Arbeitsablaufes sowie durch fortschreitende Automation wird die Erholung immer notwendiger und die dazu erforderliche Freizeit laufend größer. Infolgedessen gewinnen aber nicht nur die großen Erholungsgebiete wie Harz, Solling und Weserbergland zunehmend an Bedeutung, sondern vor allem die stadtnahen Erholungsbereiche für abendliche Freizeit und Wochenenden außerhalb der Urlaubs- und Reisezeit.

Damit befinden sich die Verwaltungen großer Städte nebst den von deren Einwohnern gewählten Gremien in einem Kreis erheblicher Verantwortung; denn

sie allein sind nicht nur in der Lage, sondern sogar verpflichtet, die vorhandenen möglichen Naherholungsräume zu sichern, zu gestalten und in einem der Erholung dienlichen Zustand der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Als die alte Stadt Braunschweig die Fesseln ihrer ehemaligen Festungsanlagen sprengte, war es eine kluge und weit vorausschauende Tat, die Wallanlagen durch Bepflanzung und Grünflächen, wie Löwenwall, Theaterpark, Gaußberg, zu einer Visitenkarte der Stadt, aber auch gleichzeitig zu einer „grünen Lunge“ zu entwickeln. Hier „promenierte“ man feiertags und war den engen Straßen und Mietskasernen entronnen. In dieser Richtung lagen auch im Zuge der Stadtentwicklung die Schöpfung des Prinz-Albrecht-Parkes und die — allerdings viel spätere Gestaltung des Nußberggeländes, nachdem schon vorher das ehemalige Fasanenhölzchen zum Stadtpark geworden war. Auch der Bürgerpark mit dem „Monte Scherbelino“, in neuester Zeit das Schloßplatzgelände und das Kennelgebiet mit dem Südsee zeugen von der Aufgeschlossenheit gegenüber neuzeitlichen Anforderungen an eine moderne Großstadt. Dazu rechnen auch die Ausweisung der Flußauen — Oker, Wabe, Schunter — als Landschaftsschutzgebiete im Stadtbereich. Niemand kann und darf diese Bestrebungen der Stadt zur Durchgrünung und Herausformung von Erholungszentren verkennen, wenn auch andererseits manch schöne Allee im Stadttinnern, wie Kastanienallee, Hagenring und Altewiekring sowie der Windmühlenberg, aus verkehrs- und bautechnischen Gründen verschwunden sind.

Aber wie sieht es in der engeren Umgebung, wie sieht es am Stadtrande aus? Gewiß, noch sind die B u c h h o r s t und das T e i c h g e l ä n d e, beide ein uns von vielen Städten geneidetes Kleinod, erhalten und sind das Ziel zahlloser Besucher. Alle Versuche eines Einbruches in diese Gebiete konnten bislang, wenn auch manchmal mit größter Anstrengung, verhindert werden, nachdem seit 1936 die Ausweisung als Naturschutzgebiet auf unermüdliche Initiative des Braunschweigers Dr. Willke erreicht war. Hier bilden Prinzenpark, Nußberg, Wabeaue und Riddagshausen-Buchhorst eine einmalige Einheit, zugleich eine reizvolle Möglichkeit der Entspannung für Fußgänger, Radfahrer und Reiter. Indessen genügen nicht allein die Konservierung und Pflege dieses Gebietes. Die herausstrahlenden Bauzüge über Gliesmarode, Volkmarode, Schapen, Weddel drohen es allmählich einzukreisen. Die Gefahr einer Isolierung, einer Abschnürung von der freien Landschaft droht, wenn nicht wenigstens die kleine Brücke zwischen Weddel und Klein Schöppenstedt offen bleibt und der Tierwelt einen ungestörten Zuzug von außen her gestattet. Noch können wir Wasser- und Sumpfvögel verschiedener Art bewundern, Reh und Hase kreuzen unseren Weg, die sich alle aus einem ringsum bebauten Park zurückziehen würden, und aus wäre es auch mit dem Europareservat, einer nur selten vergebenen Anerkennung. Auch die weiten Ausblicke im Teichgebiet wollen sorgsam erhalten bleiben, nicht dürfen Erle und Birke die bisherigen Wiesen besiedeln und damit den Biotop und letztlich den vielseitigen Tierbestand verändern. Dazu gehört aber die Pflege der ausgedehnten Wiesen, die für ihre Eigentümer häufig im Zuge einer viehlosen Wirtschaft kein Interesse mehr haben. Das einzigartige Teichgebiet gehört in die öffentliche — möglichst e i n e — Hand, nur so ist auf die Dauer seine Erhaltung gesichert. Wenn es auch nur zum Teil mit Fischerhaus und Entenfang im Stadtgebiet liegt, wenn es um das Wohl der Stadtbewohner geht, dann darf es derartige, oft durch Zufall entstandene Grenzen nicht mehr geben, zumindest nicht in einer Zeit, die von einem vereinigten Europa spricht. Hier sollte die Stadt alle Flächen

ankaufen, die von ihren Eigentümern abgestoßen werden, um ein so herrliches Gebiet auf weite Sicht den Braunschweigern unbeeinträchtigt zu erhalten.

Das früher so beliebte Ausflugsziel, der Ort vieler Schulfeste, der *Que-rumer Wald* ist mehr und mehr zu einem Schmerzenskind geworden. Der große Westteil, der einstmals hier fast an den Wendenturm heranreichte ist bis an die Bienroderstraße von Industrie- und Wohnbauten verschlungen. Vom Norden her brach das Flugplatzgelände ein, Kasernen- und Industrieanlagen folgten. Vom Süden und Osten schob sich die Bebauung bis an den Wald heran, zum Teil sogar hinein. Mehr und mehr wurde das Waldgebiet eingegrenzt, und das für die nördlichen Stadtteile so notwendige Walderholungsgebiet schrumpfte mehr und mehr. Hier gilt es ein endgültiges Halt, ehe der Restwald südlich der Autobahn endgültig und unwiderruflich verschwindet; denn eine moderne Großstadt ohne Grün ist auf die Dauer weder Großstadt noch lebensfähig.

Nun gar erst im Nordwesten! Sind der *Olperwald* und das *v. Pawelsche Holz* wirklich noch Wald und erfüllen sie noch ihre Erholungsfunktion? Bis dicht an die ersten Bäume hat sich von Lehdorf her die Bebauung herangeschoben. Vom Kanzlerfeld her schiebt sich ein neuer Bauzug heran. Wird nicht einmal von dort bis Olper hin die Einkreisung vollendet?

Daß die Waldeigentümer keine Neigung mehr zu Investitionen haben, ist durchaus verständlich, denn Anpflanzungen werden vernichtet, Aufforstungen zerstört. Traurig sieht es im *v. Pawelschen Holze* aus. Licht stehende alte Bäume, am Boden statt Nachwuchs nur Gras, und der Wind fegt hindurch. Teile sind 1945 gerodet, und heute in landwirtschaftlicher Nutzung. Werden sie jemals wieder zu Wald? Und doch ist dieser Waldkomplex so bitter nötig für die nördlichen Stadtteile. Nur wer selbst erlebt hat, wie nach mehreren planmäßig angelegten Waldbränden eine Frau mit Tränen in den Augen fragte: „Wo soll ich dann mit meinen Kindern hingehen, wenn hier alles vernichtet wird?“ kann über den Wert solcher stadtnahen Waldflächen ein Urteil abgeben. Gewiß, es sind in der Menge Feierabend- und Wochenendspaziergänger, die stadtnahe Wälder aufsuchen, aber man darf darüber nicht die Frauen mit kleinen Kindern vergessen, die auch einmal am Tage an die frische Luft möchten, wenn Vati mit dem Auto zu seiner Arbeitsstätte gefahren ist.

Die *Olperwaldeigentümer* möchten ihren Wald verkaufen, und der einzige Käufer ist hier die Stadt, die sich mit Rücksicht auf ihre Einwohner dieses Objekt nicht entgehen lassen darf! Noch ist der Wald mit relativ geringen Investitionen für Wege, Spielplätze u. ä. zu gestalten, und diese Maßnahmen sind, verteilt auf mehrere Jahre, durchaus tragbar. Wenn aber der Waldzustand weiter absinkt, die Devastation fortschreitet, die Bäume ihre natürliche Altersgrenze erreichen, was dann? Die derzeitigen Eigentümer sind heute schon nicht mehr in der Lage, finanzielle Opfer zu bringen, und ein für den Nordwestbereich unersetzliches Objekt verfällt langsam, aber stetig.

Man sollte auch bedenken, daß das frühere *Watenbütteler* und *Rischauer Holz* von zwei wichtigen Instituten, der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt und der FAL, in Anspruch genommen und damit der Allgemeinheit verloren gegangen sind, Drahtzäune riegeln sie ab. Damit erhält die Bedeutung von *Olperwald*, *v. Pawelsches Holz* und *Lammerbusch* für die Stadtbewohner noch einen erheblich stärkeren Akzent.

Im waldärmeren Westen der Stadt schiebt sich die Bebauung dicht an den Timmerlaher Busch — Gleidinger Holz heran. Damit gewinnen beide eine besondere Note. Ihre Erhaltung ist für die Weststadt unabdingbar, zumal das kleine vorgelagerte Broitzemer Holz sich z. T. in militärischem Eigentum befindet. Wenn auch diese Waldungen z. Zt. noch nicht direkt gefährdet erscheinen, so ist die Notwendigkeit ihrer Erhaltung mit Blick auf die Zukunft ohne jede Frage. Darüber hinaus ergibt sich aber die Notwendigkeit im Zuge weiterer Bebauung auch ausreichende Grünflächen, z. B. als Park, einzuplanen und anzulegen. Noch bestehen hier diese Möglichkeiten, die bei Fortgang der Bebauung in Kürze vergeben sein dürften.

Nach Süden schwenkend kann das Kennelgebiet keinesfalls als ausreichend angesehen werden, es vermag keinesfalls allen Bewohnern der Südstadt den Weg an die frische Luft zu gewähren, auch wenn — hoffentlich einmal — eine grüne Verbindung zur Okeraue geschaffen wird. Dazu müssen schon die südöstlichen Wälder um Mascherode dienen. Und auch hier drohen Einbrüche — wenn auch noch so gut gemeinter, idealisierter Art. Aber einmal verlorener Wald kehrt niemals wieder, eher schwindet er noch mehr. Und dabei ist es hier so wichtig, nicht allein für die Erholung, sondern auch zur Abschirmung gegen die südwestlich vorgelagerte geballte Industrie des Salzgitterraumes, als „grüne Lunge“ einer sich weitflächig ausdehnenden Großstadt. Hoffentlich steht hier der Naturschutz nicht wieder einmal allein! Aber wer fragt schon nach lebenswichtigen und lebensnotwendigen Interessen der Allgemeinheit, wenn versucht wird, eigene Belange mit allen nur möglichen Mitteln durchzusetzen!

Zu diesem Raum gehört letztlich auch das Lechelnholz. Es steht doch wohl außer Frage, daß über Meverode — Stöckheim die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel allmählich zusammenfließen. Wie sich auch die Zukunft gestalten mag, das Lechelnholz ist für die beiden Städte ein unersetzlicher Faktor, wie es heute bereits seine Besucherzahlen ausweisen. Hier gilt nur eine Devise: „Hände weg vom Lechelnholz!“ Wenn auch hohe Baulandpreise winken, wenn auch hier und dort Versuche hochkommen, Teile dieses Waldes zu bebauen, die Allgemeinheit hat ihre berechnigte Forderung an seine Erhaltung, die absoluten Vorrang haben muß, für jetzt wie in Zukunft!

Mit dem Cremlinger Walde schließt sich der Ring. Wenn auch seine Erholungsfunktion durch den angrenzenden Übungsplatz stark beeinträchtigt ist, in der grünen Kette um Braunschweig darf er nicht fehlen, und er sollte, so gut es die Umstände erlauben, allen offenstehen.

Sicherlich wird man fragen: „Warum das alles? Das wissen wir ohnedies.“ Weiß man es wirklich? Hat nicht vielleicht hier und dort das tägliche Getriebe den Blick getrübt? Welche Anstrengungen und Kosten müssen andere deutsche Städte aufwenden, um etwas Ähnliches zu schaffen, was für Braunschweig in greifbarer Nähe liegt! Rat der Stadt und Stadtverwaltung stehen vor großen, aber lösbaren Problemen. Schon längst hat die Stadt wieder einmal ihre Fesseln gesprengt, und in der Hand der Stadt allein liegen das künftige Stadtbild und die Entscheidung der Erhaltung von Grün und Wald. Wird sie vorausschauend den Braunschweigern ein der Neuzeit angepaßtes Grüngelände sichern, wo nach Tages- und Wochenarbeit Erholung in frischer Luft möglich ist? Oder wird die Großstadt in ihrer Bevölkerungszahl weiter rückläufig bleiben, weil die Stadt keinen Anreiz mehr

bietet? Schon heute läßt sich absehen, daß in 10—20 Jahren die Freizeit des Einzelnen ein noch größeres Ausmaß als heute haben wird, und wohin sollen die Menschen dann? Nicht jede Familie ist in der glücklichen Lage, jedesmal eine längere Fahrt in ein größeres Erholungsgebiet mit dem Auto zu unternehmen. Und wer denkt an diejenigen, die finanziell, familien- oder altersmäßig, vielleicht auch gesundheitlich bedingt auf den stadtnahen Raum angewiesen sind? Auch diese möchten gern einmal aus dem Lärm, aus ihrer kleinen Wohnung oder aus dem Steinmeer der Häuser heraus. Es wäre müßig, nochmals auf die allseits bekannten Fragen der Notwendigkeit einer Erholung einzugehen. Die Dinge stehen im Raum und harren einer Entscheidung, unabhängig von Zuständigkeit, ob Stadt, ob Landkreis, ob Großraum, ob Umlandkreis. Im Vordergrund stehen immer noch die Menschen und nicht durch Fakten längst überholte Paragraphen.

Damit obliegt aber allen Verantwortlichen die Verpflichtung, den Natur- und Landschaftsschutz nicht einfach als überholte Romantik abzutun, sondern mit vollem Ernst sich ihrer Aufgabe bewußt zu sein. Wenn seitens der Naturschutzbehörden alle im Umkreis der Stadt gelegenen Erholungsflächen unter gesetzlichen Schutz gestellt sind oder werden, dann sollen diese auch auf die Dauer allen Erholungsuchenden zur Verfügung stehen. Weder sind es Reserveflächen für die Baulust einiger besonders Begüterter, noch für Industrie oder sich für noch so gemeinnützig haltende Vereine und Verbände. Das Recht aller an diesen Wald- und Grünflächen ist und wird stets vorrangig vor allen privaten Interessen bleiben müssen.

Daß damit die Verpflichtungen zu besonderen Aufwendungen steigen, liegt auf der Hand. Da sind Parkplätze erforderlich, hier Kinderspielflächen und dort Spazierwege. Indes sind diese Probleme anhand langfristiger Pläne durchaus einer Lösung zuzuführen. Leider sind sich noch längst nicht alle Einwohner auch ihrer Verpflichtung gegenüber der Allgemeinheit bewußt. Davon zeugen die sinnlose Zerstörung von Ruhebänken, die zunehmende Ablagerung von Unrat und Sperrmüll u. a. Sollten Aufklärung und Erziehung zu einem im Interesse der Allgemeinheit liegenden Verhalten nicht ausreichen, dann muß schon einmal eine härtere Buße, aber nicht Einstellung wegen Geringfügigkeit verhängt werden. Das bedeutet aber die Notwendigkeit eines verstärkten Schutzes, wie er z. B. in der Buchhorst vorbildlich durchgeführt wird.

Es sollte auch bei der Überschneidung der Zuständigkeitsbereiche von Stadt und Landkreis in einzelnen Erholungsgebieten erwogen werden, die Sicherung und Gestaltung dieser Räume gemeinsam in Angriff zu nehmen, ohne dabei die Interessen der einzelnen Körperschaft mit der Waage abzumessen. Letztlich geht es doch um das Wohl von Menschen, gleichgültig wo sie wohnen und ihre Steuern entrichten. Hier sollte eine Gemeinschaftsarbeit Platz greifen, denn auch in großen Erholungsgebieten wird für alle Aufbauarbeit geleistet, gleichgültig woher die Besucher kommen.

In dem Bestreben, sich nicht in lokalbedingte Einzelheiten zu verlieren, sind die zukunfts- und entscheidungsträchtigen Fragen kurz angesprochen. Den verantwortlichen Stellen obliegt es nun, diese Ausführungen einfach zu den Akten zu schreiben oder die im Raum stehenden Fragen aufzugreifen und — vorausschauend für die kommenden Jahrzehnte — Entscheidungen zu treffen, die für die in der Stadt und in den angrenzenden Ortschaften wohnenden Menschen von weittragender Bedeutung sind.



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

56. Jahrgang

Oktober 1970

Heft 3

## *Aus welcher Zeit stammen die „Kratzspuren“ am romanischen Nordeingang des Domes in Braunschweig?*

von Adolf Quast

Bekanntlich weist der Braunschweiger Dom an seinem romanischen Nordportal ungleichmäßige Rillen auf, die mit spitzem oder scharfem Gerät eingekratzt sind. Die Braunschweiger Kinder werden bis auf den heutigen Tag darauf aufmerksam gemacht und belehrt, daß es sich bei diesen eigenartigen Marken um die Spuren handele, die nach dem Tode Herzogs Heinrich sein Löwe hinterlassen habe, als er mit Gewalt den Zugang zu dem Grabe seines toten Herrn erzwingen wollte. Eine liebenswerte, wenn auch unhistorische Deutung! Eine Sage, die in ihrer Stilform die Größe eines Menschen wachhält, wie es vergleichbar auch die Kyffhäusersage für Barbarossa, Herzog Heinrichs Vetter und Gegenspieler, tut.

Daß es sich bei diesen „Kratzspuren“ um Weihemarken handelt, ist inzwischen kaum noch bestritten. Sie sind an zeitgenössischen Kirchen und Kapellen nicht einmal selten. Freilich hört man auch noch gelegentlich die Erklärung, daß hier Soldaten Speiß und Schwert gewetzt hätten, bevor sie zu Felde gezogen seien. Wer aber jemals in seinem Leben auch nur ein Küchenmesser geschärft hat, wird angesichts dieser unregelmäßigen Kratzspuren eine solche These schwerlich vertreten \*).

Doch es soll hierbei gar nicht um ihre Deutung als vielmehr um die Bestimmung ihres Alters gehen.

Seltsamerweise sind die beiden Steine, die die Marken am deutlichsten zeigen, aus Sandstein, während die ganze Laibung des Portals aus Elmkalkstein besteht. Außerdem stehen sie nicht in gleicher Höhe gegenüber, sondern sind erheblich voneinander höhenmäßig abgesetzt, wofür es überhaupt keine sachliche Erklärung gibt. Es kann auch nicht angenommen werden, daß den Steinmetzen beim Bau des Portals unter den Werkstücken aus Kalkstein zwei einzelne aus Sandstein unterlaufen wären. Schließlich sollte festgehalten werden, was bei den Instandsetzungsarbeiten am Dom in diesem Jahr offenkundig wurde: Diese beiden Steine sind auch auf ihren Rückseiten profiliert; jedenfalls konnte dies für einen Teil der Rückseite festgestellt werden.

Meine These: Diese Weihemarken sind älter als der Dom Heinrichs d. L. und stammen wahrscheinlich aus der 1030 geweihten Brunonenkirche, die Heinrich

1172 nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande hatte abbrechen lassen. Diese These glaube ich durch zwei Hinweise stützen zu können. Im Landesmuseum für Geschichte befinden sich aus der alten Brunnenkirche zwei kleine Kapitelle. Sie sind aus Sandstein. Außerdem kann man in den unteren Regionen des Domchores im Mauerwerk eine Anzahl behauener Sandsteine feststellen, die dort mitverwendet sind. Einige tragen auch solche Kratz- oder Schleifspuren. Sie alle sind aber in den unteren Teilen des Bauwerks eingebaut, niemals in Lisenen oder Friesen! Die Steinmetzen haben also die Werkstücke, die für den Dom Heinrichs angefertigt wurden, ganz einheitlich aus Elmkalkstein gefertigt. Übrigens befindet sich im Mauerwerk im Süden der große Apsis, etwa an der Stelle, wo diese aus dem Chor heraustritt, ein Sandstein mit Kratzspuren, die denen am Nordportal so vergleichbar sind, daß man meinen möchte, sie hätten ursprünglich mit diesen im gleichen Verband gestanden.

Meiner These könnte entgegengehalten werden, daß die Kratzspuren aber nicht allein die besagten beiden Sandsteine betroffen haben, sondern auch deutlich in die angrenzenden Kalksteinteile fortlaufen. Hierzu meine Meinung! Wer sich die Mühe macht, das Nordportal einmal genau anzusehen, wird eine Fülle von Namenszeichen, vornehmlich aus dem 17. Jh. feststellen. Die Patina hatte diese Buchstaben bisher weitgehend verdeckt. Im ausgehenden 17. Jh. mußte sich der Dom also solche entwürdigende Behandlung durch „Bubenhände“ gefallen lassen; übrigens nicht nur das Nordportal. Was läge auch näher als anzunehmen, daß die vorgefundenen eingeritzten Marken jetzt dazu reizten, weiter in ihnen zu kratzen? Freilich vom alten Sinn wußte man wohl nichts mehr. Außerdem war der Dom als Stück Eigentum der Welfenhäuser den selbstbewußten Städtern kaum Objekt bevorzugter Wertschätzung. 1615 wurde Braunschweig vom Herzog zur Kapitulation gezwungen, 1671 verlor es endgültig seine Unabhängigkeit. In diese Periode fallen die Namenszeichen.

Es liegt also die Vermutung nahe, daß von den Baumeistern Heinrichs d. L. die bereits von frommen Tün so markierten Steine aus der alten Brunnenkirche in die Laibung des Nordportals ehrfürchtig wieder eingefügt sind. Dieser Eingang führte in die sog. Peterskapelle, also vor einen Altar, der dem Apostelfürsten Petrus geweiht war, der zusammen mit dem heiligen Paulus Patron der alten Brunnenkirche gewesen war. Nach altem Brauch war er besitzrechtlich durch eine Kapelle im neuen Dom entschädigt. Der Bezug ist also gegeben.

Dabei sollte die Frage nach dem Verbleib des Steinmaterials aus der alten Kirche ins Auge gefaßt werden. Die Gesamtmasse des Bauwerks muß doch irgendwo geblieben sein! Sollte die Fundierung des Blasiusdomes auf dem bekanntlich schlechten Baugrund mit Hilfe dieser Baumasse geschehen sein? Es ist bekannt, daß viele Meter Bruchstein unter den eigentlichen Fundamenten des Domes aufgeschüttet sind. Vielleicht handelt es sich auch um aufgeschüttete „Bänke“, in die dann die Gründungen für Wände und Pfeiler gestellt wurden. Bohrungen haben vor Jahren diesen Sachverhalt ergeben. In der zeitlichen Abfolge zwischen Abbruch des Brunnenendomes und Baubeginn des Blasiusdomes würde eine solche Erklärung einleuchtend sein.

---

\*) Anmerkung der Schriftleitung: Weitere Aufsätze und Mitteilungen von zahlreichen Verfassern über „Einschürfungen“ und „Schleifrillen“ an mittelalterlichen Gebäuden in Ostfalen bieten unsere Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ im 17. Jahrg., 1926, S. 2 ff. und im 19. Jahrg., 1928, S. 19 ff. sowie die Göttinger Zeitschr. „Die Spinnstube“ in den Jahrgängen 1, 1924 (Nr. 39), 2, 1925 (S. 14 f., 61 f., 79, 95, 111, 126 f., 142, 158, 191, 383, 492 f., 542 f., 607, 656, 733) und 3, 1926 (S. 100 ff., 302, 431).

# *Die St. Georgskirche in Jembke, Krs. Gifhorn*

von Ernst Pauer

Mitten im Rundlingsdorf Jembke, dem einstmals größten Dorf des Boldeckerlandes, im östlichen Teil des Kreises Gifhorn gelegen, steht von alten Eichen und Linden umgeben die alte aus Feldsteinen erbaute St. Georgs-Kirche. Wie schon der Name ausweist, reichen ihre Anfänge bis in die frühe Zeit der Christianisierung dieses Gebietes.

Die in den Jahren 1965/66 durchgeführte umfangreiche Renovierung gab mancherlei Aufschlüsse über ihre bewegte Vergangenheit. Das im heutigen Chorraum ausgegrabene Mauerwerk von vermörtelten Findlingen in dem Außmaß von 6 x 6 m und einem Durchmesser von ca. 1,5 m kann als das aufgehende Mauerwerk der ersten Missionskapelle angesehen werden, zu der ein 8 m westlich davon ebenfalls ausgegrabener Taufbrunnen gehörte. Ihre Datierung darf wohl zwischen 900 und 1000 n. Chr. angesetzt werden, nachdem ein im Jahre 1924 am Nordausgang des Dorfes freigelegtes Grab einer noch nach slawisch-slowenischem Kult bestatteten slawischen Fürstentochter (das Grab befindet sich im Gifhorner Heimatmuseum) als aus dem 8. Jh. n. Chr. stammend erwiesen werden konnte.

Mauerstrukturen, Baufugen, ferner der Schnitt durch den Kirchenfußboden und ein auf der Nordseite der Kirche unter dem Putz freigelegtes romanisches Fenster lassen einen zweiten Bauabschnitt der Kirche im 12. Jh. erkennen. Nach Abbruch der Ost-, Nord- und Südwand der Missionskapelle wurde ihre Westwand auf jeder Seite um etwa 1,7 m verlängert, und ein rechteckiger Kirchenbau nach Westen unter Verwendung der beim Abbruch gewonnenen Steine angefügt. Bei einer Mauerstärke von 1,25 m hatte sie die Außenmaße von 9 x 12 m. Ihr Eingang befand sich auf der Südseite und wurde später — davon wird noch zu berichten sein — zugemauert. Etwa 60 cm unter dem Fußboden aufgefundener Brandschutt lassen einen Kirchenbrand in dieser Zeit vermuten.

Das 14. Jahrhundert machte wohl infolge Anwachsens der Dorfbevölkerung eine Vergrößerung der Kirche erforderlich. In diesem dritten Bauabschnitt wurde nach Abbruch der Ostwand der Kirche (= die Westwand der alten Missionskapelle!) über dem im Erdreich noch erhalten gebliebenen Fundament der alten Missionskapelle der bis heute erhaltene Chor-Raum aufgeführt. Zugleich erhielt die Kirche die stilistischen Merkmale dieser Zeit, der Gotik. Das bei der Renovierung freigelegte Fenster der Chor-Ostseite und die Türleibung in der Südwand legen davon Zeugnis ab. In diese Zeit fällt auch die Zuschüttung des Taufbrunnens, seine Abdeckung mit einer Sandsteinplatte von 1,40 m im Durchmesser und die Anhebung und Pflasterung des gesamten Fußbodens.

Ein Wappenstein der Familie des Ritters Harneid von Marenholtz mit der Jahreszahl 1366 — früher über dem Südportal jetzt an der westlichen Innenwand der Kirche — dürfte mit den baulichen Maßnahmen dieser Zeit in Verbindung stehen, denn die Familie von Marenholtz hatte seit 1339, dem Jahre der Übernahme des Dorfes Jembke von dem Geschlechte von Campe, das Patronat der Kirche inne.

Als 1495 die Familie von Bartensleben auf der Wolfsburg durch Herzog Heinrich von Braunschweig mit mehreren Dörfern des Boldeckerlandes, darunter auch Jembke, belehnt wurde, hat sie im gleichen Jahre die Errichtung eines hölzernen Glockenturms mit drei Glocken für die Jembker Kirchengemeinde ermöglicht.



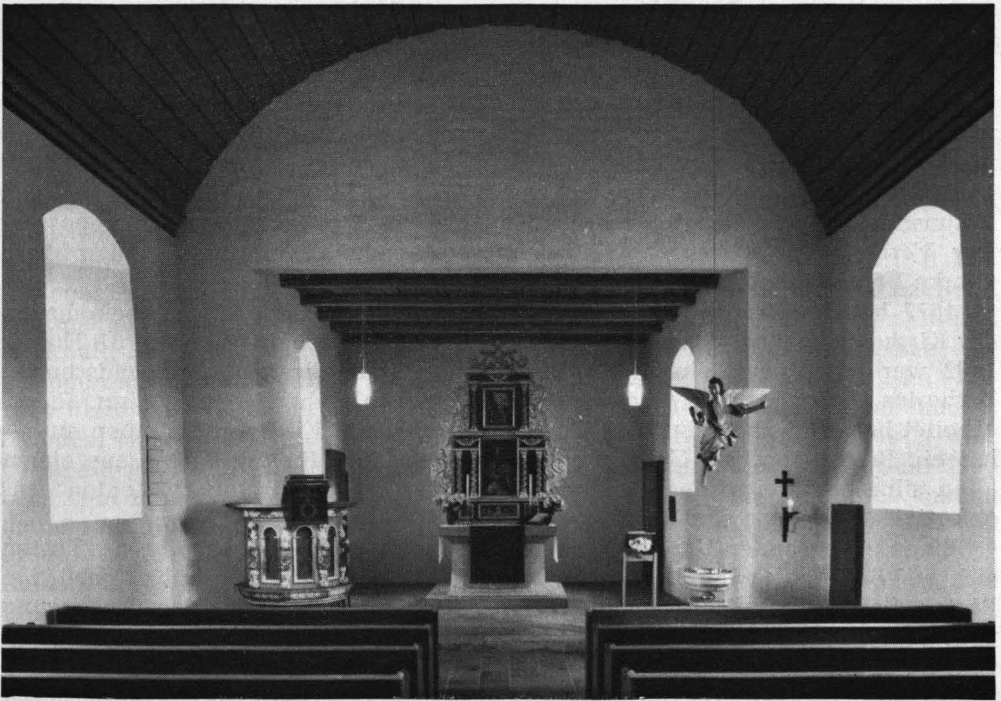
Inneres der Kirche in Jembke vor der Renovierung

Aufn.: Pauer (4)

Zu den bemerkenswertesten Ereignissen der folgenden Jahrhunderte gehört zunächst die Einführung der Reformation in Jembke um 1530. Einen Rückschlag in der Geschichte der Kirche bedeutete eine verheerende Feuersbrunst im Jahre 1574, welcher — nun schon urkundlich belegt — fast das ganze Dorf und auch die Kirche mit Glockenturm, Pfarre und Küsterei zum Opfer fielen. Doch schon im



Kirche in Jembke bei Beginn der Renovierung



Inneres der St. Georgskirche in Jembke nach der Renovierung

darauffolgenden Jahre begann der Wiederaufbau. Zuerst wurde das Dach erneuert, dann das ausgebrannte Chor-Ostfenster vermauert und endlich der Altar unter Verwendung des alten Materials so wiederhergestellt, daß die alte Mensa



Äußeres der Kirche in Jembke nach der Renovierung

nach Abschlagen der Weihekreuze mit der Oberseite nach unten zu liegen kam, unter dem Stipes. Eine Hälfte ragte mit dem nach unten gekehrten Sepulcrum mit Reliquien unter dem Stipes hervor, so daß der amtierende Geistliche mit den Füßen darauf zu stehen kam. Der Altar erhielt eine neue Mensa. Ob diese Maßnahme als ein Affront gegen den alten vorreformatorischen Glauben zu werten ist, sei als Frage vermerkt.

Die drei beim Brande zusammengeschmolzenen Glocken wurden 1580 von dem Braunschweiger Glockengießer Klaus Hagen zu zwei neuen Glocken umgegossen. Der Verbleib der kleineren Glocke ist nicht mehr zu ermitteln. Die größere Glocke befindet sich im Gifhorner Heimatmuseum.

1677 hat der Braunschweiger Maler Johann Jäger den Auftrag bekommen, der Kirche ein neues Altarretabel zu liefern. Sein Preis belief sich auf 31 Thaler. 1692 war es wieder ein Braunschweiger Meister, diesmal der Goldschmied Zacharias Boden, der die noch heute im Gebrauch stehenden *vasae sacrae* gearbeitet hat. Und noch einmal, 1732, — so weisen die Kirchenrechnungen aus — hat ein Braunschweiger Goldschmied, Meister Spitta, für die Kirche aus einem alten silbernen Kelch einen kleinen Kelch und Patene für die „patienten“ angefertigt. Auch diese sind noch in Gebrauch.

Einen umfassenden Um- und Erweiterungsbau (4. Bauabschnitt), dessen Kosten sich auf 671 Thaler beliefen, unternahm 1716 der aus Wolfenbüttel gebürtige Pastor Gebhardi. Entsprechend der im Rationalismus wurzelnden Auffassung vom Gottesdienst, die der Predigt den Vorrang gab, wurde der Altar zum Kanzelaltar umgestaltet, wobei die Jägerschen Altarbilder auf den Kirchenboden wanderten. Nur das Kreuzigungsbild ist erhalten geblieben. Die Fenster wurden vergrößert, der Gottesdienstraum aber unter Abbruch der Westmauer um 7 m nach Westen erweitert. Die Südtür wurde geschlossen und ein neues Portal in der neuen Westwand geschaffen. Auf das Dach des Erweiterungsbaues wurde ein Glockenträger in Fachwerkausführung gesetzt. Nachdem noch über ein Jahrhundert später Emporen an den Längswänden eingebaut und die Kirchendecke verschalt und verputzt und über dem Chorraum auch noch als Sternhimmel ausgemalt wurde, blieb die Kirche in diesem Zustand bis zur Renovierung im Jahre 1965 erhalten. Durch die niedrige Decke, durch die den Raum verdunkelnden Emporen an den Längswänden vor den Fenstern und die braune und dunkelgrüne Farbgebung von Emporen, Bänken und Kanzel machte der Kirchenraum einen so bedrückenden Eindruck, daß man bei der Renovierung sich nicht nur mit einer Neuausmalung der Kirche begnügen konnte, zumal die Deckenbalken als auch die Stützbalken im Turm so morsch geworden waren, daß bereits 1963 eine Abstützung der Decke quer durch das Kirchenschiff zur Sicherung der Gottesdienstbesucher durchgeführt werden mußte. Eine Renovierung von Grund auf war hier erforderlich. Sie lag in den bewährten Händen von Prof. Dr. phil. Dr. Ing. Witt — Hannover und Dipl. Ing. Pramann — Braunschweig. Durch den Verzicht auf die Seitenemporen, die Wölbung der Decke über dem Kirchenschiff, die Restaurierung des alten Jägerschen Altars, die freie Aufstellung der Kanzel an der Chor-Nordwand, die Wiederherstellung des gotischen Ostfensters, die Wiederverwendung des hölzernen Taufengels aus dem Jahre 1705, ein neues Gestühl, eine neue Farbgebung des gesamten Raumes und andere Maßnahmen wurden Tradition und Gegenwart harmonisch miteinander verbunden. So wurde eine gottesdienstliche Stätte geschaffen, die eine Zierde des Boldeckerlandes darstellt und für die gläubige Gemeinde das sein möchte, was über ihrem Portal in goldenen Buchstaben seit 1716 geschrieben steht: „Hic porta Coeli“.

# Die Ausbildung der braunschweigischen Forstbeamten im 19. Jahrhundert und das Collegium Carolinum

von Rudolf Paes

Braunschweig zog nach dem Ende der französischen Fremdherrschaft im vorigen Jahrhundert in wachsendem Maße Studenten der Forstwissenschaft in seine Mauern. Diese Tatsache beweist besonders das erste, vor der Vernichtung durch den letzten Krieg bewahrte Immatrikulationsbuch „Matricul des Collegii Carolini de 1745“ der jetzigen Technischen Universität und damaligen Lehranstalt „Collegium Carolinum“. In diesem Verzeichnis über Anmeldung, Herkunft, Berufswahl und Gebühren der Studenten stehen ab 1814 Namen eingetragen mit dem erwählten Fach „Forstwissenschaft“ oder „Forstfach“. Im Jahr 1814 hatte das Collegium Carolinum seinen Lehrbetrieb wieder aufgenommen, nachdem es seit 1807 unter französischem Regime als Militärschule benutzt war. Diese älteste Technische Hochschule Deutschlands wurde gegründet im Jahr 1745 nach dem Plan des vorausschauenden Abtes Jerusalem, dem es darauf ankam, denjenigen durch geeignete Unterrichtsmethoden zu helfen, die dem Dienst der produktiven Technik im Interesse des Gemeinwesens und auf dem Gebiet der Industrie, des Handels, der Gewerbe und der Künste sich widmen wollten, die „zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeine Beste suchen“. In diesem Sinne diente die Anstalt einerseits einer soliden Grundausbildung und Vorbereitung zum Universitätsstudium, andererseits der Zusammenführung der reinen Geisteswissenschaften mit der technischen Praxis. So weisen ihre ersten Vorlesungsverzeichnisse neben den rein geisteswissenschaftlichen Disziplinen auch Fächer wie Mathematik, Physik, Chemie, Baukunst, Feldmessen, Zeichnen, bildende Kunst, Handelskunde, Zeitungskunde, Militärwissenschaft auf. Durch solches Wirken erlangte sie bald großen Zuspruch, besonders auch von Ausländern, wie im Immatrikulationsbuch ersichtlich ist. Es ist also verständlich, daß sie auch von Forstbeflissenen zum Studium der Grundwissenschaften (Mathematik, Physik, Chemie und andere Naturwissenschaften) besucht wurde.

Der wachsende Besuch der Anstalt von Forstschülern entsprach der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung in der Forstwirtschaft, nachdem durch das hervorragende Wirken des Oberjägermeisters und Forstmeisters von Langen im 18. Jahrhundert sowie des Forstmeisters v. d. Brincken und des Hofjägermeisters Graf v. Veltheim nach Beendigung der französischen Verwaltung die Vermessung und Betriebsregulierung der Forsten erfolgt waren und durch staatliche Regelung die wirren Eigentums- und Berechtigungsverhältnisse in Ordnung gebracht wurden. Für Forstschutz, Betrieb und Verwaltung wurde *in erhöhtem Maße geschultes Personal gebraucht*. Dieser Notwendigkeit entsprach die bisherige Ausbildung nicht. Der Nachwuchs kam meist aus dem Jägerstande, teils aus dem Militärdienst (Jägercorps), erhielt eine forstliche Lehre bei Revierbeamten und wurde durch örtliche Oberforstbediente geprüft. Daß die Tendenz der wissenschaftlichen Ausbildung auf einer Schule bestand, geht aus einer Akte aus dem Jahre 1824 hervor, wonach auf Vorschlag des Oberbergrates Stünkel den Oberforstbedienten empfohlen wurde, „jungen Leuten aus unserem Lande“ den Besuch der der *Bergschule zu Clausthal angeschlossenen Forstschule*, die der Königl. Großbrit. Hannov. Berghauptmannschaft unterstand und vom Jägercorps beschiedt wurde, anzuraten. So werden in einer Akte aus dem Jahr 1831 fünf



Prüflinge erwähnt, die diese Schule resp. das Collegium Carolinum besuchten. Andere besuchten Gießen, Tharand (du Roi), Neustadt. Die bisherige Prüfung durch örtliche Oberforstbediente erachtete die Herzogl. Cammer, Direktion der Forsten, in einem Schreiben an das Hzgl. Staatsministerium vom 29. 8. 1829 nicht mehr als zweckmäßig wegen der unterschiedlichen Fähigkeiten und der Befangenheiten der Prüfenden und schlug eine *ständige Prüfungs-Commission bei der Direktion der Forsten* in Braunschweig vor. Diese wurde genehmigt und trat mit den Mitgliedern Forstmeister v. Veltheim (Stadtoldendorf), Oberförster Uhde (Königslutter) und Forstsreiber Krebs (Braunschweig) als Herzogl. Forst-Examinations-Commission in Funktion. Geprüft wurde über Mathematik, Naturwissenschaft, Forstbetrieb, Geschäftsgang, Jagd; und zwar in einem Zimmer des Finanz-Collegiums.. Es lagen Bestimmungen zu Grunde, die in den Braunschweigischen Anzeigen vom 17. April 1830 veröffentlicht wurden. Beim Entwurf derselben, der ein Lehrlings-Examen (zur Ausbildung bei einem Forstbedienten) und ein Anstellungs-Examen (nach beendeter Lehrzeit oder Besuch einer Universität oder Forstakademie oder nach höherer wissenschaftl. Bildung) unterschied, vertrat v. Veltheim gegenüber Uhde und Krebs den Standpunkt, daß praktisches Können vorzuziehen sei und daher die Studierenden nicht von der dreijährigen Lehrzeit zu befreien und vorzuziehen seien. Das Cammercollegium entschied für Studierende eine zweijährige Lehrzeit mit Rücksicht auf die lange Wartezeit für den höheren Dienst. In diesem Zusammenhang wurde folgende *Anzahl von Forstdienststellen* verzeichnet: 10 Oberförster, 9 Forstsreiber, 68 Revierförster-, 36 Gehülfsförster-, 39 Unterförster, 40 Gehülfsjägerstellen. Die Direktion der Forsten berichtete auch an das Staatsministerium über Schwierigkeiten und Erfahrungen bei den Prüfungen und schlug eine *2. Prüfung für den höheren Dienst* vor, nachdem die Aspiranten durch vorherigen Dienst bei der Direktion die „vaterländischen Verwaltungsverhältnisse“ erlernt hätten, da diese auf fremden Universitäten nicht zu erlernen seien. Um den *Andrang für den höheren Dienst zu steuern*, verfügt das Staatsministerium (Graf v. Veltheim) 1835, daß künftig kein Forstcandidat ohne Genehmigung des Ministeriums zum Auditor-Examen zugelassen würde.

Solche Schwierigkeiten bei Prüfungen und Laufbahnregelungen mögen im Zusammenhang mit dem Bedarf wissenschaftlich-technisch geschulten Personals zur Erwägung der Forstverwaltung beigetragen haben, gelegentlich der im Jahr 1835 erfolgten Einrichtung einer *technischen Abteilung am Collegium Carolinum* daselbst einen forstlichen Unterricht anzugliedern, besonders auch als ein im Interesse von Ausbildung und Anstellung des Forstpersonals regulierbares eigenes Instrument. Der *stärkere Besuch des Collegiums durch Forststudenten* nach Einrichtung der technischen Abteilung (1837 = 12) weist auf die gewachsene Bedeutung der Anstalt hin. Auch geht die Suche nach einem forstlichen Lehrinstitut aus einem vom Staatsministerium geforderten Bericht (1832) des Landdrosten v. Cramm, Administrator der Güter Kreuzkloster, Steinhof und Raffturm hervor, in dem dieser über Planung und Einrichtung eines *Land- und Forstwissenschaftlichen Instituts* berichtete und *Combination mit dem Collegium Carolinum* vorschlug wegen der umfassenden Bildung der Eleven an einer polytechnischen (!) Anstalt, was auch für das Fortbestehen (!) des Collegiums von Nutzen sein würde. Letztere Äußerung kennzeichnet vielleicht die Sorge der Praktiker um ein „Steckenbleiben“ des Collegiums Carolinum in den mehr humanistischen, reinen Geisteswissenschaften angesichts der industriell-gewerblichen und merkantilen Entwicklung. Vielleicht führte solche *Sorge um den Fortbestand der Anstalt* auch



mit zur *Hineinnahme des Forstwesens in den Lehrplan* bei Begründung der technischen Abteilung? Diese erfolgte erstmalig durch Erwähnung im Vorbericht zum Vorlesungsverzeichnis WS 1835/36, der die Neugliederung in humanistische, technische und merkantilische Abteilungen und in der technischen eine wissenschaftliche Ausbildung erläutert für solche „Jünglinge, welche irgend ein Gewerbfach, das auf Production und Erwerb abzielt, mit höhern Ansprüchen auf Fähigkeit und Bildung, zu ihrem künftigen Berufe gewählt haben. Es werden also Fabrikanten und Techniker im engern Sinne, Landwirthe, Pharmaceuten und diejenigen, welche dem *Forst-*, dem *Berg-* und *Hüttenwesen*, so wie dem *Baufache* sich widmen, hier ihre Vorbereitung für ihr Fach erhalten“. Für die Forstbeflissenen kamen wohl in Betracht Vorlesungen über Mathematik, Naturwissenschaft, Bodenkunde, Chemie, Technik, Planzeichnen, bürgerliches Recht (mit Berücksichtigung auch des Forstrechts), Handelsrecht und Buchführung. Eine quasi *Forstliche Fakultät* entstand mit dem Sommersemester 1838. Sie wird angezeigt im Vorbericht zum Vorlesungsverzeichnis:

Der gnädigen Fürsorge einer erhabenen Landesregierung verdankt die technische Abtheilung einen Gewinn von hoher Wichtigkeit in der Anstellung des Forstraths und Professors *Hartig* aus Berlin, der seine forstwissenschaftlichen Vorlesungen mit dem Anfange des neuen Semesters beginnen wird.

Unter B. Fachwissenschaften — 5. Forstwissenschaft, des Verzeichnisses sind *Hartig's Vorlesungen* gekennzeichnet: 5 Std. wöchentl. Waldwirthschafts-Lehre, welche das Allgemeine der Bewirthschaftung und Betriebseinrichtung, so wie die Lehre von dem Waldbau, der Verjüngung und dem Wiederaanbau der Wälder enthält, und demnach in die Betriebslehre, die Lehre von der Holzzucht und dem Holzanbau zerfällt; 3 Std. wöchentlich Waldbenutzungslehre, die nicht bloß das Technische der Waldbenutzung, sondern überhaupt das Ganze der Benutzung des Waldeigentums behandeln und in die Lehre von der Waldbenutzung (Produktionslehre) und von der Waldproductennutzung (Productenlehre) zerfallen wird. Excursionen sind vorzugsweise am Sonnabend. Das *Gesamtstudium* ist aus einer Anmerkung ersichtlich: 1. Semester: Waldwirthschafts- und Waldbenutzungslehre; 2. S.: Encyclopädie der Forstwissenschaft, Geschichte und Literatur derselben, Lehre von den Forstculturpflanzen und Jagdkunde; 3. S.: Waldwirthschaftslehre, Waldschutz und Polizei, Servituten, Jagdkunde; 4. S.: Encyclopädie der Forstwissenschaft, Taxation der Wälder, Verwaltungskunde.

*Zur Person und Berufung Dr. Theodor Hartig's:* Im Jahr 1805 geboren als Sohn des nachher berühmten Dozenten, Oberlandforstmeisters und Staatsrates Dr. Georg Ludwig Hartig, der die preußische Staatsforstverwaltung organisierte; wurde preußischer Oberförster, dann Dozent der Forstwissenschaften an der Universität Berlin; war bedeutender Pflanzenphysiologe und Entomologe und auf diesem Gebiet, aber auch sonst forstwissenschaftlich literarisch tätig. Seine Berufung zum Leiter der Forstlehranstalt am Collegium Carolinum erfolgte, wie aus den Kanzleiakten des Staatsministeriums hervorgeht, „weil derselbe schon eine Zeitlang in dieser Eigenschaft an der Universität Berlin gewirkt hatte, weil er ferner durch einige literarische Arbeiten bereits vortheilhaft bekannt geworden war, und weil endlich auch der Name des neuen Lehrers, der durch die Verdienste seines Vaters zu einer gewissen Berühmtheit gelangt war, als eine gute Vorbedeutung für das Gedeihen der neuen Lehranstalt angesehen werden konnte“. — Durch Einbeziehung des Prof. Hartig in die Forst-Examinations-Commission auf Vorschlag der Direktion der Forsten und Jagden im Jahr 1839 wurde eine zweck-

mäßige Verbindung zwischen diesen für die Ausbildung zum braunschweigischen Staatsforstdienst wichtigen Instituten geschaffen. Allerdings entstanden dabei auch Schwierigkeiten, die sich sowohl für die Forstlehranstalt als auch für Hartig schließlich dramatisch auswirken sollten. Die Vertreter der Staatsforstverwaltung waren besorgt um einen zu großen *Andrang zum Forstberuf*, vor allem auch durch unerwünschte Bewerber, „... wozu für die Folge noch Gelegenheit, hier eine wissenschaftliche forstliche Bildung erlangen zu können, beitragen dürfte, da schon im ersten halben Jahr der forstwissenschaftlichen Vorlesungen auf dem *Collegio Carolino* sich bereits 20 inländische junge Forstmänner als Zuhörer eingezeichnet haben“.

Das Bestreben der Cammeralisten einerseits, den übermäßigen Andrang zur braunschweigischen Forstlaufbahn und die Auswahl genehmer Kandidaten schon bei der Zulassung zum Studium zu regeln, und andererseits der vom Direktorium des Collegium Carolinum vertretene Standpunkt freier wissenschaftlicher Lehr-tätigkeit für jeden befähigten Studenten führten zu Spannungen, die sich auf den Besuch der Anstalt durch Forstbeflissene auswirkte, zumal auch Prof. Dr. Hartig mit seinen etwas eigenwilligen, zu sehr wissenschaftlichen Lehrmethoden, seinen literarischen Ambitionen und seinen Vorstellungen „Über die Bildung junger Forstleute“ sowohl den Cammeralisten (Direktion der Forsten) als auch dem Direktorium des Collegium Carolinum unbequem wurde.

Zwar erbrachte die *Umwandlung des Collegium Carolinum in ein Polytechnikum* im Jahr 1862 und eine Überholung und Ergänzung des forstlichen Lehrplanes, auch der Lehrkräfte, etwas Auftrieb, aber die schwierige Situation der Forstlehranstalt war ausweglos geworden. Sie wird gekennzeichnet durch die ab 1868 erlahmende Frequenz, durch die Bemühungen Hartig's um ein geeignetes Prüfungsreglement, durch die Sorge des Staatsministeriums zwischen den Belangen des Collegium Carolinum und der Forstdirektion, auch wegen der Vorbildung im Vergleich zu anderen Ländern, und durch die Umfrage der Forstdirektion an die anderen Forstschulen (Münden, Gießen, Eisenach, Tharand, Hohenheim, Karlsruhe, Aschaffenburg) wegen ihrer Studienpläne zwecks Revision des Prüfungs- und Ausbildungsganges für die Forstbetriebsbeamten; und offenbar wird *ihr Schicksal besiegelt* durch den angeforderten Bericht der Herzogl. Cammer, Direktion der Forsten, vom 22. 4. 1877 an das Herzogl. Staatsministerium:

Wie bereits im Bericht vom 8. 5. 1874 über die Bedeutungslosigkeit der Forstlehranstalt geäußert, sei diese jetzt noch mehr in Verfall geraten. In den 4 letzten Semestern sei sie von keinem Studierenden frequentiert, vorher nur vereinzelt von braunschweigischen Forstbeflissenen. Einerseits bestünde offenkundige Abneigung gegen die Anstalt, andererseits Konkurrenz auswärtiger in hohem Ansehen stehender Forstacademien und Lehranstalten. Vielleicht sei früher die Anstalt zu fördern gewesen durch Reorganisation nach Muster von Tharand etc und Anstellung leistungsfähigen, *fachkundigen* Lehrpersonals — jetzt sei dies selbst bei beträchtlichem Kostenaufwand zweifelhaft. Es lägen keine *localen* Bedürfnisse vor, die im Interesse der Staatsforstverwaltung und der Privatforstbesitzer eine Forstliche Abteilung des Polytechnikums erfordern. Der Besuch würde noch mehr beschränkt, nachdem durch das Höchsten Orts erlassene Prüfungsreglement vom 6. Nov. 1874 das Maturitätszeugnis vorgeschrieben und dem Forstbeflissenen überlassen sei, die Ausbildung auf einer Forstlehranstalt, einem Polytechnikum oder einer Universität zu erlangen. Die Verminderung der bisher 61 Oberförsterstellen auf 55 und der Aussicht auf frühzeitige Anstellung würde die Bewerbungen zur Forstbetriebs-Carriere ebenfalls verringern. Das steigende Bestreben zur Ausbildung durch Universitätsbesuch vermindere zudem den Besuch forstlicher Fachschulen. — Es sei sonach kein Grund erkennbar, die forstliche Abteilung in einem Scheinleben bestehen zu lassen.

Hartig's letztlches Bemühen, durch zeitentsprechende Gestaltung bzw. Ergänzung des Lehrplanes (z. B. Staatsforstwirtschaftslehre, Forstl. Warenkunde, Gewerbslehre und Handelskunde, Waldwegebau, Forstmathemat. Übungen, Demonstrationsübungen und Culturarbeiten) sowie durch Einwirkung auf die Prüfungsordnung das Ansehen und damit den Besuch einer Forstlehranstalt zu heben, wirkte nicht mehr gegenüber der Tatsache, daß die cammeralistische Tendenz zum akademischen Studium (besonders Universität) für höhere Forstbeamte (Verwaltungs-) und zum praktischen Lehrunterricht (in der Regie der Forstverwaltung) für Betriebsbeamte zügig wurde und daß Braunschweig als forstliche Musenstadt — auch hinsichtlich studentischer Tradition — nicht konkurrieren konnte.

Ein Rückblick auf den Besuch der Forstlehranstalt unter Hartig's Leitung ergibt folgende Feststellungen:

Es wurden während dieser Zeit im ganzen 260 Forstbeflissene im Matrikelbuch eingetragen, durchschnittlich jährlich also 7. Davon kamen zu 63 % aus dem Braunschweigischen, aus den Gebieten Hannover 5 %, Schleswig-Holstein 4,6 %, Lüneburg 3,8 %, Lippe-Detmold-Bückeburg-Paderborn 3,8 %, Mecklenburg 3,1 %, einzelne aus den Gebieten Oldenburg, Westfalen, Hessen, Thüringen, Altmark, Magdeburg, Pommern, Brandenburg, Schlesien, Bayreuth, Schweiz. Hinsichtlich der familiären Herkunft waren die Väter zu 43 % Forstbeamte (davon 30 % höhere), zu 3,5 % mit forstlichem Besitz, zu 3 % Landwirte, zu 33 % mit höherer Berufsstellung (Akademiker, Offiziere), zu 2,3 % Handwerker; die übrigen Angestellte, Gewerbetreibende usw. Unter ihnen sind bemerkenswerte Namen, wie Oberhofmarschall v. Marenholtz, Cammerherr v. Cramm, Prof. v. Valtejus, General v. Wachholtz, Cammerath Uhde, Forstrath und Prof. Hartig, Obercammerherr v. Veltheim, Cammerdirector v. Löhneysen; auch Namen bekannter braunschweigischer Forstfamilien wie Uhde, Retemeyer, v. Schwarzkoppen, Tilemann, Dommes, Eyme.

Die graphische Darstellung der Frequenz forstlicher Besucher läßt erkennen: Den Anstieg nach Gründung der technischen Abteilung im Jahr 1835, die Kulmination in den ersten Jahren nach Gründung der Forstlehranstalt unter Forstrath und Professor Hartig im Jahr 1838, den Rückgang ab 1844 als Folge der cammeralistischen Laufbahn-Bremse, den Auftrieb nach Reorganisation des Collegium Carolinum zum Polytechnikum im Jahr 1862 und den Niedergang ab 1867 infolge cammeralistischer Abneigung einerseits und Einführung des Maturitätsprinzips andererseits. Die noch in den Jahren 1892/93 und 1895 erfolgten Eintragungen von Forstbeflissenen sind wie letzte Grüße an die verschwundene Forstlehranstalt Prof. Dr. Theodor Hartig's, der am 1. Febr. 1878 pensioniert wurde, Hintern Brüdern Nr. 9 wohnte und im Jahr 1880 starb. Er hinterließ der braunschweigischen Forstverwaltung zahlreiche Demonstrations- und Versuchsobjekte (in den Excursions-Revieren Elm, Asse, Harz) — besonders auch den von ihm angelegten und gepflegten Forstgarten in Riddagshausen —, die später von der Forsteinrichtungs- und Forstlichen Versuchsanstalt benutzt werden konnten, und war der eigentliche Begründer der forstlich-jagdlichen Traditionsstätte in der Buchhorst bei Riddagshausen, die zu einem schönen und beliebten Ausflugsziel unserer braunschweigischen Heimat wurde! — Wenn hier in der Buchhorst mit dem Wildgehege und dem fachwerklichen „Jägerhof“ als Sitz der Forstverwaltung die jetzt in Braunschweig Studierenden ihren „Exbummel“ machen oder in der durch die „Kleiderseller“ mit Wilhelm Raabe bekannten Waldgaststätte „Zum grünen Jäger“ beim Schoppen sitzen, mögen sie daran erinnert werden, daß hier ein Teil historischen Bodens ihrer jetzigen „Technischen Universität“ ist.

# Die Pflanzengesellschaften der Wabeaue bei Braunschweig

von Dietmar Brandes

Im Osten Braunschweigs liegt das Landschaftsschutzgebiet Wabeaue. Es wird im Westen vom Nußberg, im Süden von Riddagshausen, im Osten teilweise von der Wabetal-Siedlung, im Norden schließlich von Gliesmarode begrenzt.

Trotz seiner Kleinheit ist die Vielfältigkeit seiner Vegetationseinheiten überraschend. Es ist besonders erfreulich, daß die Stadt Braunschweig außer dem Naturschutzgebiet Riddagshausen noch andere interessante Gebiete umfaßt.

Etwas unglücklich ist freilich die Bepflanzungen an den Wegen, zu einheimischen Arten wurden standortfremde und ausländische Arten gepflanzt. Die auffallendsten sind:

Robinie	<i>Robinia pseudacacia</i> L.
Zier-Esche	<i>Fraxinus ornus</i> L.
Mehlbeer-Bastarde	<i>Sorbus</i>
Weißer Hartriegel	<i>Cornus stolonifera</i> MICHX.
Tatarische Heckenkirsche	<i>Lonicera tatarica</i>
Liguster	<i>Ligustrum vulgare</i> L.
Zier-Rosen	<i>Rosa</i>

Außerdem finden wir folgende Bäume und Sträucher häufig:

Silber-Pappel	<i>Populus alba</i> L.
Trauer-Weide	<i>Salix babylonica</i> L. (ebenfalls angepfl.)
Sal-Weide	<i>Salix caprea</i> L.
Feld-Ahorn	<i>Acer campestre</i> L.
Esche	<i>Fraxinus excelsior</i> L.
Traubenkirsche	<i>Prunus padus</i> L.
Eberesche	<i>Sorbus aucuparia</i> L.
Zweiggriffliger Weißdorn	<i>Crataegus laevigata</i> agg.
Rote Heckenkirsche	<i>Lonicera xylostium</i> L.
Schwarzer Holunder	<i>Sambucus nigra</i> L.
Haselstrauch	<i>Corylus avellana</i> L.
Faulbaum	<i>Frangula alnus</i> MILL.

Von Wabe und Mittelriede werden zwei große Wiesen eingeschlossen. Dieses Gebiet sieht von weitem einheitlich „wiesenartig“ aus; wir finden dort aber von Röhrichten bis zu Glatthaferwiesen die meisten unserer „Grünlandgesellschaften“. Freilich sind sie nicht immer besonders gut ausgeprägt.

Recht interessant ist die Abhängigkeit der Pflanzengesellschaften vom Wasserangebot des Bodens. Auf den Dämmen — also an den trockensten Stellen — wachsen fragmentarische Glatthafer-Wiesen mit anspruchsvollen Arten. Etwas tiefer (ca. 0,3—0,5 m) fehlen diese Pflanzen bereits in den großflächigen Glatthafer-Wiesen. Mit zunehmender Feuchtigkeit folgen Feuchtwiesen, Seggenriede und Röhrichte. An der Wabe wächst schließlich eine Pestwurzgesellschaft. Diese Abhängigkeit vom Grundwasserspiegel ist in der Skizze dargestellt.

Wir wollen uns nun die einzelnen Gesellschaften etwas näher betrachten.

1. Zu den Fettwiesen gehört die Glatthafer-Wiese (*Arrhenatheretum elatioris*) und die Weidelgras-Weißklee-Weide (*Lolium-Cynosuretum*). Die Glatthafer-Wiese

gedeiht auf den trockensten Stellen unseres Gebietes, ebenso bildet sie oft die Wegsäume. Von ihren Charakterarten wachsen hier:

Glatthafer	<i>Arrhenatherum elatius</i> (L.) J. S. et K. B. Presl
Löwenzahn	<i>Taraxacum officinale</i> F. WEBER
Pastinak	<i>Pastinaca sativa</i> L.
Bärenklau	<i>Heracleum sphondylium</i> L.
Wiesen-Pippau	<i>Crepis biennis</i> L.
Wiesen-Kerbel	<i>Anthriscus sylvestris</i> (L.) HOFFM.

Weitere Arten der Glatthafer-Wiese sind teils Charakterarten höherer Einheiten, die unsere Gesellschaft mit den folgenden Gesellschaften gemein hat, teils Begleiter:

Wiesen-Fuchsschwanz	<i>Alopecurus pratensis</i> agg.
Wiesen-Rispengras	<i>Poa pratensis</i> agg.
Scharfer Hahnenfuß	<i>Ranunculus acris</i> L.
Sauerampfer	<i>Rumex acetosa</i> L.
Wiesen-Platterbse	<i>Lathyrus pratensis</i> L.
Wiesen-Klee	<i>Trifolium pratense</i> L.
Spitz-Wegerich	<i>Plantago lanceolata</i> L.
Gewöhnliches Hornkraut	<i>Cerastium fontanum</i> agg.
Kleine Brunelle	<i>Prunella vulgaris</i> L.
Wiesen-Schaumkraut	<i>Cardamine pratensis</i> agg.
Wiesen-Labkraut	<i>Galium mollugo</i> agg.
Wiesen-Bocksbart	<i>Tragopogon pratensis</i> L.
Wolliges Honiggras	<i>Holcus lanatus</i> L.
Schafgarbe	<i>Achillea millefolium</i> agg.
Gewöhnliches Rispengras	<i>Poa trivialis</i> L.
Vogel-Wicke	<i>Vicia cracca</i> L.
Gamander-Ehrenpreis	<i>Veronica chamaedrys</i> L.

Glatthafer, Wiesen-Pippau, Wiesen-Bocksbart und Pastinak finden sich nur an den trockenen Stellen. Die nördliche Wiese hat in der Mitte eine seichte Erhebung, selbst nach dem Mähen ist sie mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen. Anfang Juni war die Bodenerhebung deutlich am Wiesen-Kerbel-Aspekt der Glatthafer-Wiese zu erkennen. Zu dieser Zeit schien die ganze Glatthafer-Wiese eine weiße Fläche zu sein, die weißen Doldenblüten des Wiesen-Kerbels grenzten diese Wiese gegen die Feuchtwiesen ab.

Dominierendes Wiesengras ist der Wiesen-Fuchsschwanz. Der Glatthafer tritt oft zurück. Wir können hier von einer *Alopecurus*-Subassoziation des *Arrhenatheretums* sprechen.

Der Bewuchs des Sportplatzes sei kurz mitaufgeführt: es wachsen hier vor allem Arten der Weidelgras-Weißklee-Weiden, die verhältnismäßig trittfest sind:

Weidelgras	<i>Lolium perenne</i> L.
Weiß-Klee	<i>Trifolium repens</i> L.
Gänseblümchen	<i>Bellis perennis</i> L.
Quendel-Ehrenpreis	<i>Veronica serpyllifolia</i> L.

Auf den stärker bespielten Flächen, vor den Fußballtoren finden sich nur noch Arten der Trittgesellschaften (*Lolio-Plantaginetum* BERGER 1930): außer dem Weidelgras:

Einjähriges Rispengras  
Breit-Wegerich  
Vogel-Knöterich

*Poa annua* L.  
*Plantago major* L.  
*Polygonum aviculare* agg.

Die Trittgesellschaften gehören jedoch nicht zu den Wirtschaftswiesen und -weiden (Molinio-Arrhenatheretea Tx. 37). Vielleicht ist ihre Trennung von den Wiesen und Weiden noch nicht endgültig, da z. B. das Weidelgras auch auf unseren Weiden mit hoher Stetigkeit auftritt. Sehr oft sind die Trittgesellschaften mit Wiesengesellschaften verzahnt.

2. Auf frischerem Boden gedeihen Feuchtwiesen, deren Verwandtschaft zu den Fettwiesen durch eine Reihe gemeinsamer Klassencharakterarten offenbar wird. Charakterarten sind:

Sumpfdotterblume  
Sumpf-Schafgarbe  
Sumpf-Kratzdistel  
Kohldistel  
Mädesüß  
Kuckucks-Lichtnelke  
Blut-Weiderich

*Caltha palustris* agg.  
*Achillea ptarmica* L.  
*Cirsium palustre* (L.) SCOP.  
*Cirsium oleraceum* (L.) SCOP.  
*Filipendula ulmaria* (L.) MAXIM.  
*Lychnis flos-cuculi* L.  
*Lythrum salicaria* L.

Weiter finden sich Begleiter wie Acker-Minze (*Mentha arvensis* L.) und Gebräuchlicher Baldrian (*Valeriana officinalis* agg.).

An den Ufern fällt die Pestwurz-Uferflur (Aegopodio-Petasitetum hybridi Tx. 57) auf. Charakterart dieser Hochstaudengesellschaft ist die Gewöhnliche Pestwurz (*Petasites hybridus* (L.) GARTN., MEY. et SCHERB.). Es treten Geißfuß (*Aegopodium podagraria* L.), Schilfrohr (*Phragmites communis* TRIN.), Weiße Taubnessel (*Lamium album* L.) und Knoblauchhederich (*Alliaria petiolata* (MB.) CAVARA et GRANDE) hinzu. Die bis 1,2 m hohen, schirmartigen Blätter der Pestwurz kennzeichnen diese Gesellschaft im Sommer.

Die Feuchtwiesen (Molinietalia W. KOCH 26) und die Glatthafer-Wiese werden einmal jährlich gemäht. Über eine Düngung dieser Wiesen ist nichts bekannt, doch zeigt die Artenzusammensetzung der Glatthafer-Wiese einen deutlichen Düngungseinfluß.

3. In den tiefsten und damit feuchtesten Lagen finden wir Röhrichte und Großseggen-Riede (Phragmitetea Tx. et Prsg. 42). Die Scharfseggen-Riede (*Caricetum gracilis* Tx. 37) sind nur kleinflächig vorhanden. Die Physiognomie dieser Gesellschaft ist sehr einheitlich, schon von weitem heben sich blaugrüne, einheitliche Bestände ab. Charakterart ist die Scharfe Segge (*Carex gracilis* CURT.). Sie ist bestandbildend, außer ihr finden sich nur noch einige Begleiter mit geringer Artmächtigkeit.

Die beiden folgenden Gesellschaften werden zu den Röhrichten gestellt. An kleinen Tümpeln und Gräben, die im Sommer meistens trocken sind, gedeiht der Wasserfenchel-Kressen-Sumpf (Oenanthro-Rorippetum amphibiae LOHM. 50). Seine Charakterarten sind der Wasserfenchel (*Oenanthe aquatica* agg.) und die Wasserkresse (*Rorippa amphibia* (L.) BESS.). Zwei Aspekte der Gesellschaft sind jahreszeitlich zu unterscheiden: im Juni ein gelber Aspekt (Wasserkresse), gegen Ende Juli blüht dann der Wasserfenchel.

Das Wasserschwaden-Ried (Glycerietum maximae HUECK 31) ist die verbreitetste Röhrichtgesellschaft in der Wabeaue bei Braunschweig. Die verhältnismäßig dichten Bestände des Wasser-Schwadens (*Glyceria maxima* (HARTM.)

HOLMBERG) erreichen Höhen bis zu 2 m. In ihnen stehen auch die anderen Röhrichtarten:

Rohr-Glanzgras

Gemeiner Froschlöffel

Gemeiner Wolfstrapp

Sumpf-Schwertlilie

Schilfrohr

Schwanenblume

Großer Merk

Thyphoides arundinacea (L.) MOENCH

Alisma plantago-aquatica agg.

Lycopus europaeus L.

Iris pseudacorus L.

Phragmites communis TRIN.

Butomus umbellatus L.

Sium latifolium L.

Außerdem wachsen hier das Sumpf-Vergißmeinnicht (*Myosotis palustris* agg.) und an offenen Stellen die Gemeine Sumpfbirse (*Eleocharis palustris* agg.). Auch das Wasserschwaden-Ried wird einmal im Jahr gemäht.

4. An der Wabe und an einigen Gräben können wir eine Wasserpfeffer-Zweizahn-Gesellschaft (*Polygono-Bidentetum* [KOCH 1926] LOHM. 1950) beobachten:

Wasserpfeffer

Kleiner Knöterich

Dreiteiliger Zweizahn

Sumpfkresse

*Polygonum hydropiper* L.

*Polygonum minus* HUDS.

*Bidens tripartita* L.

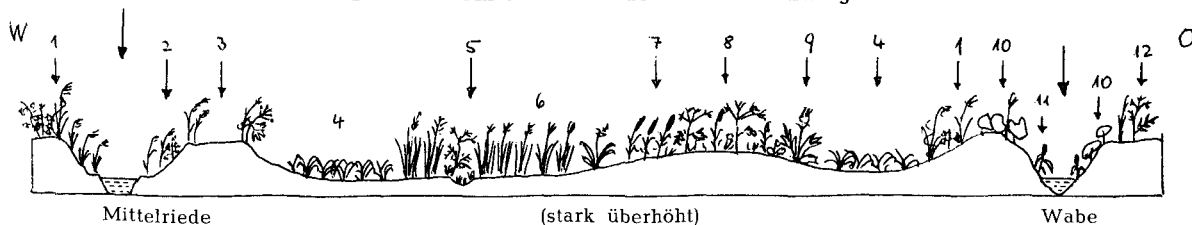
*Rorippa islandica* (OEDER) BORB!

Hier kommt auch der Gift-Hahnefuß (*Ranunculus sceleratus* L.) vor.

5. An der Mittelriede und an der Wabe finden wir schließlich den Zaunwinden-Hopfenseiden-Schleier (*Cuscuta-Convolutetum sepium* Tx. 1947) mit der Zaunwinde (*Calystegia sepium* (L.) R. BR.) und der Hopfenseide (*Cuscuta europaea* L.) als Assoziationscharakterarten. Begleiter sind die Kohldistel, Große Brennessel (*Urtica dioica* L.) und das Schilfrohr. Sehr oft steht diese Gesellschaft mit der Pestwurz-Uferflur in räumlichem Kontakt, mitunter wird diese Gesellschaft auch von ihr wie von einem Schleier überzogen.

Neben seiner Bedeutung als Naherholungsgebiet weist das Wabetal auch noch einige botanische Reize auf. Es ist zu hoffen, daß es in dieser Form erhalten bleibt.

Schnitt durch die Wabeaue bei Braunschweig



1 Zaunwinden-Hopfenseide-Schleier

2 Ufergesellschaft der Mittelriede

3 Weg mit Glatthafer-Säumen

4 Scharfseggen-Ried

5 Wasserfenchel-Kressen-Sumpf

6 Wasserschwaden-Ried

7 Wiesenfuchsschwanz —

Ausbildung der Glatthafer-Wiese

8 Wiesenkerkelfazies der Glatthafer-Wiese

9 Feuchtwiese (Sumpfdotterblumenwiese)

10 Pestwurz-Uferflur

11 Wasserpfeffer-Zweizahn-Gesellschaft

12 Trockene Glatthafer-Wiese mit Pastinak

Schriften:

Die Nomenklatur der Pflanzenarten richtet sich nach EHRENDORFER, Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas. Graz 1967.

# *Herkunftsbezeichnungen in ostfälischen Familiennamen*

von Werner Flechsig

Je mehr im Verlaufe des Mittelalters die Bevölkerungszahl unserer Dörfer und Städte zunahm, desto weniger reichte der ererbte Bestand an Rufnamen germanischer Herkunft und der von der Kirche vermittelte Vorrat an Heiligen-namen hebräischer, griechischer und lateinischer Herkunft aus, um die Einwohner eines Ortes allein durch ihre Rufnamen so eindeutig voneinander unterscheiden zu können, wie es familien- und besitzrechtliche, politische oder strafrechtliche Anlässe erforderten. Die Schwierigkeiten wurden noch dadurch vermehrt, daß schon früh die an sich erhebliche Zahl verfügbarer Rufnamen durch die Bevorzugung von besonders beliebten Modenamen wie Hermann (Hermen, Harmen), Johannes (Hannes, Hans), Henning, Konrad (Cord), Tile und einigen anderen willkürlich eingeschränkt wurde und es in größeren Städten wie Braunschweig bereits im 14. Jahrhundert von solchen Namen geradezu wimmelte. Man mußte daher zur Unterscheidung gleichbenannter Leute Zunamen wählen, die Verwechslungen des Einzelnen mit seinen Namensvettern erschwerten. Dies geschah teils in der Weise, daß dem Rufnamen der Name des Vaters nachgestellt wurde, wobei dieser meist mit dem Genitiv -s versehen wurde, um das Abstammungsverhältnis deutlich zu machen, teils durch Beifügung der Berufsbezeichnung, teils durch Nennung von körperlichen oder geistigen Eigenschaften, von Besonderheiten der Lebensweise, auffälligen Angewohnheiten oder Merkmalen der Wohnstätte, teils durch Angabe des Herkunftsortes, soweit es sich um Zugewanderte handelte. Diese letzte Art, Rufnamen zu wählen, die später gewöhnlich zu festen Familiennamen wurden, war in Braunschweig nach den Feststellungen des Volkskundlers und Namenforschers Otto Schütte während des Mittelalters am häufigsten. Unter nahezu 500 verschiedenen Zunamen des 14. Jahrhunderts, die er aus Ratsakten wie den Degedinge-, Weddeschatz-, Schoß-, Bürger-, Verfestungs- und Blutbüchern auszog, fand er über 300 Bezeichnungen nach dem Wohnplatz oder dem Herkunftsort <sup>1)</sup>. Diese Namensgruppe dürfte für den Siedlungshistoriker und den Familienforscher besonders aufschlußreich sein. Der Siedlungshistoriker kann aus ihr Aufschlüsse über das Einzugsgebiet einer mittelalterlichen Stadt und über frühe Beziehungen zwischen mehr oder weniger weit voneinander entfernten Dörfern gewinnen. Dem Familienforscher wird es möglich, aus solchen Namen den ursprünglichen Stammsitz des ersten Namensträgers einer Sippe zu erschließen, der durch kein Kirchenbuch mehr nachzuweisen ist. Es ist freilich nicht immer leicht, den einem heutigen Familiennamen zugrundeliegenden Ortsnamen zu entdecken, da dieser nicht selten durch Kürzung der Endsilbe und durch Anfügung des Grundwortes -mann fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Erst wenn man sich eingehender mit den Gesetzmäßigkeiten der Namenentwicklung in mittelalterlicher und nachmittelalterlicher Zeit befaßt hat, kann man meist der Herkunft des ersten Namensträgers auf die Spur kommen.



## 1. Durchsichtige Herkunftsnamen

Solange Herkunftsbezeichnungen noch bewußt als solche gebraucht wurden und nicht bereits zu festen Familiennamen erstarrt waren, verband man sie mit dem vorangesetzten Rufnamen durch die Präposition „van“ (hochdeutsch: von). Sobald die Neuankömmlinge aber einige Jahre oder Jahrzehnte an ihrem Ort ansässig gewesen waren und als Einheimische betrachtet wurden, kam das „van“ gewöhnlich in Fortfall, soweit es sich nicht um Angehörige des Landadels handelte, die auch als städtische Patrizier ihre Verbindung zum dörflichen Stammsitz ihres Geschlechtes nicht aufgeben wollten. Diesen Schwund der Präposition vor den Herkunftsbezeichnungen bäuerlich-bürgerlicher Familien kann man an zahlreichen Beispielen aus dem 14. Jahrhundert nachweisen. Es folgen aufeinander die Schreibungen *Tile van Bortvelde* 1320 und *Tile Bortvelt* 1354, *Tile de Woltorpe* 1325 und *Tileke Woltorpe* 1337, *Hermen van Sunnenberghe* 1333 und *Hermen Sunnenberch* 1350, *Ludeke de Lamme* 1348 und *Ludeke Lamme* 1379, *Luthart van Berberge* 1337 und *Luthart Berberch* 1350, *Vricke van Ackenhusen* 1355 und *Fricke Ackenhusen* 1358, *Henningh van Borchtorpe* 1356 und *Henningh Borchtorp* 1376, *Hermen de Equorde* 1356 und *Hermen Equorde* 1370, *Hinrik van Kremlinghe* 1361 und *Hinrik Kremlinghe* 1379, *Reyneke van Bywende* 1361 und *Reyneke Bywende* 1399, *Heneke van Woltwische* 1362 und *Heneke Woltwische* 1362, *Cord van Lesse* 1373 und *Cord Lesse* 1391, *Eggeling de Bansleve* 1377 und *Eggeling Bansleve* 1395. Als früheste Belege für Herkunftsnamen ohne „van“ in Braunschweig fand ich *Henricus Dettene* (= von Dettum) um 1320 und *Conrad Eyssen* (= von Eitzum?) 1330.

Wie bald man sich daran gewöhnt hatte, Herkunftsbezeichnungen nach dem Fortfall der Präposition „van“ als Familiennamen anzusehen, die man wie den nachgestellten Rufnamen des Vaters glaubte flektieren zu können, um das Abstammungsverhältnis auszudrücken, zeigen Herkunftsbezeichnungen mit unorganisch angehängtem Genitiv-s. Als Beispiele für diese merkwürdige Bildungsweise nenne ich die Namenspaare *Hermannus de Hunenborstele* 1321 und *Hermannus Huneborsteles* 1321, *Hinrik van Engelmestidde* 1357 und *Hinrik Engelmestiddes* 1363, *Lampe van Dudinghe* 1336 und *Lampe Dudinghes* 1336, *Hinrik van Lendorp* 1337 und *Heneke Lendorpes* 1352, *Hermen van Vechtelde* 1382 und *Hermen Vechtelde* 1399 sowie die Einzelbelege *Ludeke Seggerdes* 1360, *Ghesেকে Berbekes* 1355, *Hinrik Githornes* 1400 und *Albert Astenbekes* 1401. Diese eigenartigen Formen haben aber auf die Dauer keinen Bestand gehabt. Während das Genitiv-s bei vielen aus Rufnamen entstandenen Familiennamen bis heute erhalten blieb, wie man an Allers, Ahrens, Behrens, Borchers, Ehlers, Geffers, Cordes, Lüders, Peters, Wolters, usw. erkennt, ging das -s den meisten Herkunftsnamen wieder verloren mit Ausnahme einiger Fälle, die unter den gekürzten Herkunftsnamen noch zu nennen sein werden.

Viel einschneidender als der Schwund des auslautenden s- war jedoch die Veränderung an den Lautformen der Herkunftsnamen, die am Ende des Mittelalters im Zuge der Verdrängung der niederdeutschen durch die hochdeutsche Amtssprache vor sich gingen. Wie bei den heimischen Ortsnamen selbst die Grundwörter *stidde* bzw. *-stede*, *-leve*, *-husen*, *-dorp*, *-borch*, *-barch*, *-dal* ohne Rücksicht auf die mundartliche Aussprache durch *-stedt*, *-leben*, *-hausen*, *-dorf*, *-burg*, *-berg* und *-tal* ersetzt wurden, so geschah es auch mit den Familiennamen, die nach solchen Ortsnamentypen gebildet waren. Schon 1585 finden sich in der

Calenberger Musterungsrolle<sup>3)</sup> fast nur noch verhochdeutsche Grundwörter außer -leben und -tal, z. B. *Ludolf Sellenstedt* in Rössing, *Andreas Windhausen* in Diemarden, *Ludeke Graßdorf* in Arnum, *Valtin Wintzenburgk* (neben Wintzenborg) in Delliehausen, *Hans Sonnenberg* in Kl. Lengden. Es dauerte allerdings noch rund hundert Jahre, bevor sich die hochdeutschen Formen der Ortsnamen auch in den Familiennamen durchsetzten. Im Braunschweiger Einwohnerverzeichnis von 1671<sup>4)</sup> finden wir zwar *Matthias Broistedt*, *Jochim Himstädt*, *Ernst Münsädt*, *Jordan Schlistedt*, *Hennig Sellenstedt*, *Jürgen Sambleben* (= Samleben), *Wilbertz Wegeleben*, *Christian Wendhausen* und *Barthold Barnstorff*, aber daneben noch *Henrich Aplenstidt*, *Zacharias Bröstidde*, *Daniel Reinstidde*, *Hans Wehrstidde*, *Barthold Brokhusen*, *Heinrich Dorendorp* und *Hans Woltorp*.

Im auffälligen Gegensatz zu den bisher behandelten Namensgruppen sind die Herkunftsbezeichnungen nach Ortsnamen mit dem mittelalterlichen Suffix -inge bzw. -linge nicht der gegen Ende des 16. Jahrhunderts einsetzenden Verlängerung dieses Suffixes zu -ingen bzw. -lingen gefolgt, die sich in der amtlichen Schreibung solcher Ortsnamen durch die Kanzleien fast durchweg durchgesetzt hat. Sie haben vielmehr die im späten Mittelalter erreichte Entwicklungsstufe des zu -ig (gesprochen -ich) und -ling (gesprochen -link) gekürzten Suffixes bewahrt, die auch heute noch für die mundartlichen Formen der betreffenden Ortsnamen gilt. Vereinzelt wurde sogar die für das ausgehende 15., das 16. und frühe 17. Jahrhundert typische Schreibung des gekürzten Suffixes als -i oder -y bis heute festgehalten, so z. B. im Familiennamen *Köchy* für den Mann aus Köchingen oder in den durch angehängtes Genitiv-s patronymisch erweiterten Formen *Beddies* (aus Beddingen), *Haries* (aus Ostharingen oder Hary), bezeugt 1614 in Gebhardshagen, *Mories* (aus Moringen) und *Wirries* (aus Wirringen), bezeugt 1585 in Oesselse. Im übrigen aber setzte sich die Schreibung des Suffixes als -ig in Familiennamen durch, auch wenn ausnahmsweise die spätmittelalterliche Schreibung der Ortsnamen selbst auf -y in der amtlichen Schreibform von den Kanzleien verewigt worden war. Wir finden daher im Braunschweiger Adreßbuch sowohl *Beddig* (aus Beddingen), *Morig* (aus Moringen), *Rössig* (aus Rössing), *Söllig* (aus Söllingen), *Weddig* (aus Weddingen), *Winnig* (aus Winnigen), *Wierig* (aus Wirringen und Wittig) (aus Wittingen) wie *Harig* (aus Hary oder Ostharingen), *Störig* (aus Störy), *Uhrig* (aus Uhry) und wohl auch *Bönig* (aus Bönningen). Noch früher als Herkunftsbezeichnungen auf -inge sind solche auf -linge in der gekürzten Form auf -ling nachweisbar, und zwar schon im späten 14. Jahrhundert, so *Henningh Berklingh* (aus Berklingen) 1380 in Braunschweig und *Hans Remmeling* (aus Remlingen) 1398 in Braunschweig. 1542 folgt ein Beleg für *Weveling* (aus Weferlingen) in Königslutter, und 1671 erscheinen im Braunschweiger Bürgerverzeichnis auch *Kremling* (aus Cremlingen), *Heutling* (aus Hoitlingen), *Rickling* (aus Ricklingen) und *Weierling*.

Unbeeinflusst von den amtlichen Ortsnamenformen der Neuzeit blieben auch Herkunftbezeichnungen nach Ortsnamen auf -furt, niederdeutsch -förde. Dieses Grundwort wurde mundartlich im Schwachton zu -fer gekürzt und begegnet uns so in den Familiennamen *Laffer* (aus Lafferde), *Leifer* (aus Leiferde) und *Eiker* (aus Equord, plattdeutsch Aiker).

Ganz anders zu beurteilen sind Familiennamen wie *Flöther*, *Pöhler*, *Seeler*, *Wöhler*, *Giehler*, *Leiner*, *Lenger* und *Söhler* im Braunschweiger Adreßbuch von 1669. Wie die daneben verzeichneten Namen Flöte, Pöhle, Seele und Wöhle

erkennen lassen, handelt es sich bei den ersten vier offensichtlich um Ableitungen von den mundartlichen Formen der Ortsnamen Flöthe, Pöhlde, Sehle und Wöhle durch Anfügung eines -r, wie es bei oberdeutschen Herkunftsbezeichnungen vom Typ Hamburger, Braunschweiger, Nürnberger, Lauterbacher usw. so häufig zu finden ist. Daher liegt es nahe, *Giehler* als den Mann aus *Gielde* (mundartlich Gäile), *Lenger* als den Mann aus Lengede im Kr. Peine oder Lengde im Kr. Goslar und *Söhler* als den Mann aus Söhlde (mundartlich Söle bzw. Süöle) zu deuten. Daß die Ortsnamen mit dem alten Suffix -ithi, das im späten Mittelalter zu -ede abgeschliffen wurde und in den mundartlichen Formen auch noch die Endsilbe -de einbüßte, stets nur in diesen gekürzten mundartlichen Formen zur Bildung der neueren Familiennamen verwandt wurden, zeigen unter anderem auch *Ilse* (aus Ilsede), *Geitel* (aus Geitelde) und *Gittel* (aus Gittelde).

Eine Sonderstellung nehmen die Herkunftsbezeichnungen nach Ortsnamen auf -rode ein. Sie folgten weder amtlichen Ortsnamenformen, die sämtlich auf -rode ausgehen, noch den mundartlichen, bei denen nach dem lautgesetzlichen Ausfall des -d- das Grundwort -rō'e bzw. -rō' lautet, sondern hielten merkwürdigerweise an der älteren mittelalterlichen Nominativform -roth fest, die bei den Ortsnamen erst allmählich durch die Dativform (up dem)-rode verdrängt wurde. Sobald im 14. Jahrhundert bei den einschlägigen Herkunftsbezeichnungen die Präposition „van" weggelassen wird, schreibt man in den Braunschweiger Stadtbüchern die Familiennamen mit -rod oder -rot, z. B. *Hennig Abbenrot* 1325, *Koret* (so verschrieben statt Konrad) *Ymmenrot* 1358, *Hans Edzenrod* 1371, *Hennigh Ekenrod* 1375, *Henning Honrod* 1392 und *Ludeke Schulenrot* 1393. Dabei ist man in Ostfalen auch bis in die Gegenwart geblieben und hat nur den Endkonsonanten in den Schreibformen zu dt oder th verdoppelt. Wir finden daher in den Braunschweiger Adreßbüchern statt Bienrode. Eikenrode, Gernrode, Hohenrode, Immenrode, Osterode, Rittierode und Westerode die Familiennamen *Binroth*, *Eikenroth*, *Gernroth*, *Hohnroth*, *Immenroth*, *Osteroth*, *Rittgerodt* und *Westeroth* als die wohl altertümlichsten Formen unter unseren Herkunftsbezeichnungen.

## 2. Herkunftsamen mit dem Grundwort -mann

Schon im 14. Jahrhundert erscheinen in der Stadt Braunschweig unter den zahlreichen Familiennamen mit dem Grundwort -mann auch solche, deren Bestimmungswort eine mehr oder weniger deutlich erkennbare Herkunftsbezeichnung ist. Eindeutig gehören zu dieser Gruppe *Halchterman* 1383 (aus Halchter), *Tuneman* 1386 (aus Thune), *Borstelman* 1393 (aus Borstel oder Bostel), *Tydeman* 1396 (aus Thiede), *Wirtelman* 1403 (aus Wierthe), *Tzickteman* 1460 (aus Sickle), *Eltzeman* 1508 (aus Eltze), *Salderman* 1519 (aus Salder), *Lereman* 1552 (aus Lehre), *Asselman* 1582 (aus Hohen- oder Nordassel), *Zelleman* 1583 (aus Celle), *Grene- man* 1590 (aus Greene), *Lutterman* 1590 (aus Lutter am Barenberge oder Königs- lutter), *Meineman* 1597 (aus Meine), *Gлиндeman* 1602 (aus Glinde, wüst bei Bort- feld), *Casselman* 1657 (aus Kassel) und *Weddelmann* 1787 (aus Weddel), diese alle in Braunschweig nachweisbar, ferner aus der Calenberger Musterungsrolle von 1585 *Holleman* in Adelebsen (aus Holle), *Stademan* in Münden (aus Stade), *Stoxeman* in Laatzen (aus Stöckse) und *Studeman*, lies Stüde- man (aus Stüde).

Für denjenigen, der die spätmittelalterlichen Formen ostfälischer Ortsnamen kennt, sind auch völlig klar die Bedeutungen von *Helinghman* 1396 (aus Hehlin-

gen), *Ghetelman* 1460 (aus Geitelde), *Haringhman* 1484 (aus Ostharingen oder Hary), alle drei in Braunschweig, sowie *Juneman*, lies Jüneman, 1585 in Sudheim (aus Jühnde). Nicht ganz so durchsichtig auf den ersten Blick sind die Fälle, bei denen die spätmittelalterliche oder mundartliche Form eines auf -em oder -(e)n ausgehenden Ortsnamens durch „Assimilierung“ an das folgende m des Grundwortes -mann verloren ging. Dazu gehören in Braunschweig *Waggeman* 1325 (aus Waggum), *Stockeman*, lies Stöckeman, 1339 (aus Stöckheim), *Ringelman* 1381 (aus Ringelheim), *Velt(e)man* 1389/95 (aus Veltheim oder Veltenhof), *Querneman* 1414 (aus Quernem = Querum), *Voltzeman* 1326 (aus Volzum), *Uffelman* 1473 (aus Uffeln), *Hottelman* 1476 (aus Hotteln), *Heszeman* 1521 (aus Hessen am Fallstein), *Sylgeman* 1524 (aus Sylgem = Sillium), *Fredemann* 1538 (aus Ober- bzw. Niederfreden, jetzt Lichtenberg, oder Groß- bzw. Klein Freden im Kr. Alfeld), *Mindeman* 1550 (aus Minden), *Bokelman* 1554 (aus Bokeln = Bockenem), *Seseman* 1581 (aus Seesen), dazu aus der Calenberger Musterungsrolle von 1585 *Bantelman* in Wennigsen (aus Banteln), *Hamelman* in Dassel (aus Hameln), *Hockelman* in Nikolausberg (aus Hockeln), *Rintelman* in Hardeggen (aus Rinteln), *Schellerman* in Münden (aus mundartlich Schellern = Schellerten) und *Vehrde-man* in Hannover (aus Verden).

Ob die scheinbar in gleicher Weise entstandenen folgenden Namen wirklich ebenfalls in diese Gruppe gehören oder überhaupt nichts mit Herkunftsbezeichnungen zu tun haben, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen, weil als Bestimmungswörter statt eines Ortsnamens auch gleichklingende Appellativa verwandt sein können. So mag *Bornemann* entweder ein Mann aus Bornum sein oder jemand, der an einem Brunnen wohnte, *Brüggemann* ein Mann aus Brüggem im Kr. Alfeld oder jemand, der bei einer Brücke wohnte oder als Brückenwächter Dienst tat, *Lindemann* ein Mann aus Linden, Oster- oder Westerlinde oder aber aus einem Haus, das von einer Linde beschattet wurde. Bei *Groneman*, der 1671 in Braunschweig ansässig war, hätte man aus der späteren Schreibung des Namens erschließen können, ob der Ahnherr aus Grone bzw. Grohnde bzw. Gronau stammte oder nach etwas Grünem benannt war, wenn Nachkommen von ihm in den Braunschweiger Adreßbüchern des frühen 19. Jahrhunderts noch als Grone-, Gröne-, Greune- oder Grünemann vorkämen, was aber nicht der Fall ist. Die Familie *Utzeman*, in Braunschweig 1366 bezeugt, stammte vielleicht aus Utze, doch könne der erste Namensträger ebensogut wegen seines hüpfenden Ganges oder seines Gesichtsausdruckes nach der Ähnlichkeit mit einem Frosch (ostfälisch Üütze, Üütsche) benannt worden sein. Der *Rudeman*, Rüdeman zu lesen, der 1395 in Braunschweig nachweisbar ist, stammte zwar wahrscheinlich aus Rühme oder Groß- bzw. Klein Rhüden, weil in der gleichen Stadt um die gleiche Zeit auch *Bertolt*, *Brun*, *Hans*, *Henning* und *Ludeke van Rudem*, *Rudum* oder *Ruden* vorkommen, doch kann dasselbe nicht von jedem Träger des Namens Rüdemann mit Sicherheit gelten, da dieser auch die Berufsbezeichnung für den Schweißhundführer bei der Jagd war. Noch undurchsichtiger wurden seit dem Ausgang des Mittelalters manche solcher Namen durch lautgesetzliche Veränderungen wie den Schwund des -d- zwischen langem Stammsilbenvokal und dem tonlosen e der Folgesilbe. So entstanden aus Rüdemann die Form *Rü(h)mann*, die man ohne Kenntnis der Vorstufe vielleicht als einen reuigen Sünder (ostfälisch Rüe = Reue) deuten wird, und aus Tiedemann der Name *Tiemann*, hinter dem man zunächst den Anwohner eines Tieplatzes suchen würde.

Deutungsschwierigkeiten entstehen zum Teil auch daraus, daß nicht nur auslautendes -n von Ortsnamen vor -mann infolge der Assimilierung verloren ging, sondern auch ohne zwingenden Grund auch auslautendes -e. Wer würde z. B. *Leßman* (so in Braunschweig 1614) als einen Mann aus Lesse erkennen, wenn er nicht wüßte, daß am gleichen Ort 1373 ein *Heneke Lesseman* bezeugt ist? Dasselbe gilt für die ostfälischen Familiennamen *Hollmann*, *Lehrmann* und *Zellmann*, die zuerst durch die erwähnten volleren Formen *Hollemann*, *Lereman* und *Zelleman* aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die Orte Holle, Lehre und Celle zurückgeführt werden können. Nachdem man aber erkannt hat, daß der Ausfall des auslautenden -e bei zweisilbigen Ortsnamen vor -mann durchaus nichts Ungewöhnliches war, darf man getrost auch *Pleßman* (1585 in Barterode), *Klentszman* und *Ritzman* (beide 1671 in Braunschweig) als die Leute von der Plesse, aus Klenze und Rietze erklären. Im Zweifel bleibt man freilich wegen der Konkurrenz eines Appellativums mit einem Ortsnamen bei *Meelman* (1585 in Lauenstein), der ein Mann aus Mehle oder ein Müller bzw. Mehlhändler gewesen sein könnte, und bei *Wehrman* (1585 in Schönhagen), neben dessen Herkunft aus Wehre auch die Benennung nach der Wehrhaftigkeit erwogen werden müßte. Da aber alle Beispiele für den Schwund des auslautenden -e erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugt sind, hat der 1402 in Braunschweig nachweisbare *Heyneke Springman* sicherlich nichts mit dem Orte Springe, sondern mit einer Quelle bei seinem Hause zu tun.

### 3. Verstümmelte Herkunftsnamen ohne das Grundwort -mann

Die Betrachtung der gekürzten Herkunftsbezeichnungen vor dem Grundwort -mann lieferte den Schlüssel für die Deutung einer Reihe von eigenartigen ostfälischen Familiennamen, die früher m. W. noch nicht als verstümmelte Ortsnamen erkannt worden waren. Es war mir schon längst aufgefallen, daß es bei uns neben Familiennamen auf -ig (aus -inge), -ling (aus -linge), -stedt, -dorf, -hausen, -hagen, -rodt, -feld, -berg usw. keine auf -heim bzw. -um, -im oder -em gibt, obwohl gerade in Ostfalen die Ortsnamen mit dem Grundwort -heim (altniederdeutsch -hēm, mundartlich einheitlich -en gesprochen) besonders zahlreich vertreten sind. Sie schienen nur in der Verbindung mit -mann für Herkunftsnamen Verwendung gefunden und dabei ihr auslautendes -n eingebüßt zu haben. Aber der hierbei beobachtete durchgängige Schwund des -n brachte auch des Rätsels Lösung für das scheinbare Fehlen von Familiennamen auf -heim ohne Zusatz. Sie sind doch vorhanden, aber sämtlich ohne -n. Da finden wir z. B. im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 *Atze*, *Bülte*, *Bünthe*, *Eine*, *Eitze*, *Hache*, *Heerse*, *Mahle*, *Stöcke*, und *Volze* und erkennen auf einmal, daß es Nachkommen sein müssen von Leuten aus Atzum, Bültum, Bündheim, Einum, Eitzum, Hachum, Heersum, Mahlum, Stöckheim und Volzum. Unter offensichtlichem „Systemzwang“ verloren auch solche Herkunftsnamen auf -en den auslautenden Konsonanten, die nicht zu den heim-Orten gehören, wie Dettum (älter Dettene), Lochtum (älter Lochtene) und Rhüden, aus denen die Familiennamen *Dette*, *Lochte* und *Rühe* (aus Rhüden) gekürzt wurden.

Die Verstümmelung der Herkunftsbezeichnungen auf -em und -en ging sogar noch einen Schritt weiter. Beim Durchblättern des Braunschweiger Adreßbuches von 1969 entdeckte ich neben *Ahle* (aus Ahlum), *Bolze* (aus Bolzum), *Eitze* (aus

Eitzum), *Hache* (aus Hachum), *Mahle* (aus Mahlum), *Stöcke* (aus Stöckheim) und *Volze* (aus Volzum) auch *Ahl*, *Bolz*, *Eitz Hach*, *Mahl*, *Stöck* und *Volz*. Niemals wäre ich auf den Gedanken gekommen in diesen einsilbigen Familiennamen ehemalige Ortsnamen auf -heim zu vermuten, wenn ich nicht bei der vergeblichen Suche nach vollen Herkunftsbezeichnungen auf -heim, -em, -en, -im und -um auf die Zwischenstufe der gekürzten Formen auf -e gestoßen wäre. Nun aber fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich erkannte auch die zufällig nur ohne diese Zwischenstufe überlieferten Braunschweiger Familiennamen *Ach*, *Bahr*, *Börs*, *Ehm*, *Gils*, *Heiß* und *Syerß* sowie die Hildesheimer Namen *Gies* und *Hars* als Verstümmelungen von Achim, Bahrum, Börßum, Ehmen, Gilzum, Heißum, Sierße, Giesen und Harsum. Aber nicht nur diese Namensgruppe wurde von dem Verlust des auslaufenden -e betroffen, sondern infolge eines Systemzwanges auch die Gruppe der schon im Mittelalter auf -e endenden eingliedrigen Ortsnamen der ältesten Schicht ohne Grundwort und Suffix. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1969 bietet hierfür als Belege neben *Cramme*, *Holle*, *Mehle*, *Nette*, *Peine* und *Polle* auch *Cramm*, *Holl*, *Mehl*, *Neth*, *Pein* und *Poll* sowie ohne die Parallelen der ungekürzten Formen *Eix* (aus Eixe), *Lamm* (aus Lamme), *Lehr* (aus Lehre), *Mölm* (aus Mölme), *Mörs* (aus Mörse), *Netz* (aus Netze), *Paes* (aus Paese), *Pätz* (aus Petze), *Rehn* (aus Rehne), *Rietz* (aus Rietze), *Thun* (aus Thune), *Uetz* (aus Uetze), *Voets* (aus Voitze), gesprochen Vötze, und *Wehr* (aus Wehre).

Bekannt war bisher eine solche ungewöhnliche Art der Namenverstümmelung in unserer Landschaft nur von dem Adelsgeschlecht v. Cramm, doch zeigt es sich nun, daß dies durchaus kein Einzelfall ist, sondern nur ein allerdings besonders durchsichtiges und daher sinnfälliges Beispiel für einen Entwicklungsvorgang, der mit nahezu gesetzmäßiger Folgerichtigkeit die einschlägigen Familiennamen in Ostfalen betroffen hat. Die Sache erscheint umso merkwürdiger, als zwar in den nordniedersächsischen Mundarten die sogenannte „Apokope“ des auslautenden tonlosen -e gang und gäbe ist, für die ostfälische Volkssprache dagegen gerade die Bewahrung der mittelalterlichen Endung auf -e bei Haupt-, Umstands- und Zeitwörtern als kennzeichnendes Sprachmerkmal gelten kann. Die frühesten Belege, die ich bisher für den e-Schwund bei ostfälischen Familiennamen feststellen konnte, stammen aus dem Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671, wo Börs, Cramm, Pees, Syerß und Thun erscheinen. Wie weit solche verstümmelten Formen darüber hinaus in die Vergangenheit zurückreichen, ließ sich noch nicht ermitteln. Am besten ginge das wahrscheinlich an der Entwicklung des Adelsnamens v. Cramm, der noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts „van Cramme“ geschrieben wurde, doch fehlen leider Veröffentlichungen über Nennungen des Geschlechts im 16. und frühen 17. Jahrhundert, die authentische Schreibungen wiedergeben.

---

<sup>1)</sup> Otto Schütte, Zur Entstehung und Erklärung der Braunschweiger Personennamen (in: Braunschweigisches Magazin 1900, S. 73 ff.). — <sup>2)</sup> Handschriftliche Auszüge aus den Urkunden und Akten des Stadtarchivs Braunschweig von Otto Schütte im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum. — Winfried Scharff, Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts. Maschinenschriftlich vervielfältigte Dissertation im Selbstverlag Freiburg i. Br. 1959. — <sup>3)</sup> Max Burchard, Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg. Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts (= Bd. 12 der Sonderveröffentlichungen der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — <sup>4)</sup> Braunschweigisches Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671, herausgegeben von Werner Spiess. Braunschweig 1942.

# Die Orgel der St.-Trinitatis-Kirche in Wolfenbüttel

von Uwe Pape

Die Residenzstadt Wolfenbüttel wurde in den Jahren von 1617 bis 1625 zu einem Zentrum deutscher Orgelbaukunst. Michael Praetorius, seit 1599 in des Herzogs Diensten, wurde 1616 zur Begutachtung der Pläne für eine neue Orgel in Sondershausen bei Dresden aufgefordert<sup>1)</sup>. Gottfried Fritzsche, Kurfürstlich-Sächsischer Hof-Organbau in Dresden, sollte das Instrument bauen und führte die Arbeiten 1616—1617 aus. Die schon bestehende und hier verstärkte Bekanntschaft zwischen Praetorius und Fritzsche wurde zu einer engen Freundschaft: Fritzsche erhielt Aufträge für mehrere Organbauten in und um Wolfenbüttel.

Das erste von Gottfried Fritzsche bei Wolfenbüttel erstellte Werk war die Orgel für die Kapelle des Schlosses in Schöningen, das als herzoglicher Witwensitz diente. Diese Orgel von 1617 wird in Praetorius' „Syntagma musicum“ genau beschrieben:

„Die Fürstliche Widwe zu Braunschweig vnnd Lüneburg lest jetzo in ihrer F. G. SchloßCapell durch den Churf. Sächsischen Orgelmacher M. Gottfried Fritzschen eine Orgel von schwartz gebeistem formirtem Holtz mit Golde gestaffiret / fertigen:

Welche nachfolgende 20. Stimmen in sich begreiff.

Im Oberwerke 10. Stimmen.

1. Gantz vergüldete Posaunen dem eusserlichem ansehen nach / sonst sol es Krumbhörner Art seyn / vnd also das erste vnd förderste Principal vff 8. fuß
2. Schön zinnern SuperOctav von 2. fuß vnd ist das ander Principal
3. Schön zinnern Octav von 4. fuß vnd ist das dritte Principal
4. Gedacter Subbaß vff 16. fuß Durchs gantze Clavir / aber doch mit zwey Registern / also / das ein jedes absonderlich / eins zum Manual / das ander zum Pedal zu gebrauchen.
5. Vnd dahero seynd es zwo Stimmen.
6. Hölzern Principal gar enger Mensur, lieblich / vnd rechter Flöiten Art von 8. fuß
7. Quintadeena von 8. fuß
8. Spitzflöit / ist fast wie ein Gemßhorn / doch lieblicher. 4. fuß
9. Mixtur 3. fach
10. Posaunen / doch nicht so gar starck / sondern vff Dolcianen art vff 16. fuß  
Welche auch mit zwey Registern / gleich wie der Subbaß sol gemacht werden /  
Wofern es wegen des engen vnd kleinen raumes die Lade ertragen vnnd leyden wil.

In der Brust 5. Stimmen.

11. Blockflöitlin 2. fuß
12. Nasatt Quinta anderthalb fuß
13. Siefflötlin oder Schwegelpfeiff 1. fuß
14. Zimbeln 2. Chörich
15. Geigend Regal 4. fuß

Im Rückpositiff 5. Stimmen.

16. Kleine Trommeten / oder Posaunen zum fördersten Principal, allein zum Augenschein / vnnd daß es mit dem Oberwercklin dem ansehen nach correspondiret; Seind aber blind: vnd an deren statt eine Baerpfeiffe von 8. fuß

17. Octävlin das ander Principal QuerPfeiffen Art. 2. fuß
18. Querflöiten / das dritte vnnd rechte Principal von 4. fuß
19. Nachthorn von 4. fuß
20. Quintlein scharff offen anderthalb fuß

1. Coppel zu beyden Claviren.
2. Tremulant zum gantzen Werck durch vnd durch.
3. Bock zum Rückpositiff absonderlich.
4. Zimbelglöcklin.
5. Vogelgesang.

D E

Die Clav. im Ma. C F G A biß ins cis'' d''  
vnd die dis gedoppelt.

D E

Claves im Pedal C F G A biß ins cis' d'²)

Dieses 19 klingende Stimmen umfassende Instrument stand etwas über 100 Jahre in Schöningen. Leider ist nicht bekannt, in welcher Weise es im 17. Jahrhundert verändert wurde. Die in der „Dresdener Handschrift“ angegebene Disposition ist gegenüber der bei Praetorius um zwei Pedalstimmen umfangreicher: neben den beiden transmittierten 16'-Stimmen werden ein „lieblich HoltzPrincipal 8' und eine Trompete 8'“ genannt. Außerdem erscheint eine Pedalkoppel neben der bereits 1617 zitierten Manualkoppel<sup>3)</sup>.

1722 wurde dieses „sehr saubere Werklein“ der St.-Trinitatis-Kirche in Wolfenbüttel übergeben. Im Corpus bonorum der Kirche heißt es:

„Selbe ist nicht neu erbauet, sondern aus einer aus der Schöningischen Schloß-Capelle, und einem alten Orgelwerk noch zu gebrauchenden Stücken, welche von Weiland Herrn Herzog Aug. Wilhelm Durchl. der Kirche geschenkt, zusammengesetzt worden, ...“<sup>4)</sup>.

Der Wolfenbüttler Hoforgelbauer *Johann Andreas Graff* wurde mit dem Umbau der Orgel beauftragt:

„Laut contracten vom 21. October 1722“ sind ihm „220 r., was dessen Arbeit betroffen, veraccordiret und gegeben worden, solches Werck auf Pfingsten 1723 zu liefern.“

1750 wird folgende Disposition genannt<sup>5)</sup>:

„Das Ober Clavier, welches die Pfeiffen des Brustwercks tangiret ...

1. Quintatön aus Bley verfertigt 8 Fuß. 2. Principal aus Bley verfertigt 4 Fuß. 3. Sesquialtera sind ganz zarte Pfeiffen. 4. Quinta aus Zinnen verfertigt. 5. Flauto 4 Fuß aus Bleye. 6. Octava 2 Fuß. 7. Octava 1 Fuß.

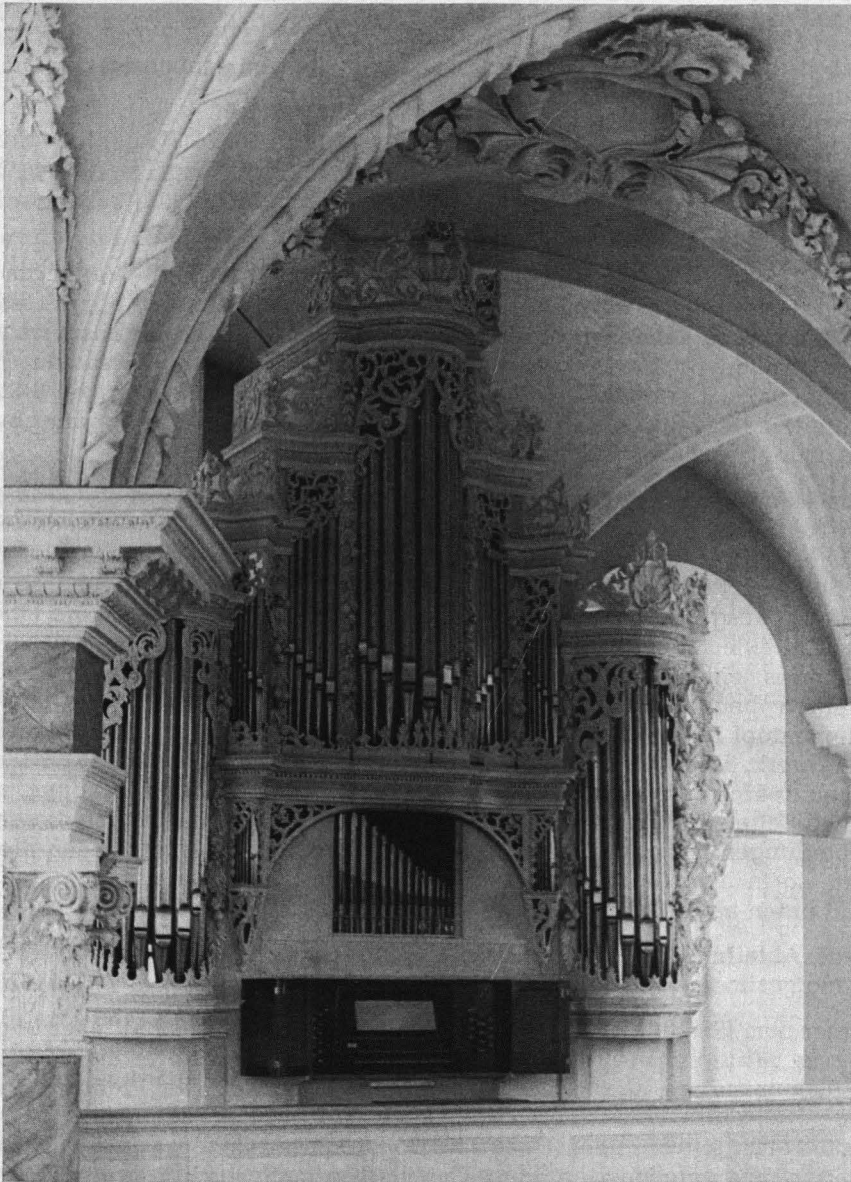
Das Unter Clavier, so das oberste Werck berühret, und mit dem Obern Claviere gekoppelt werden kann, ...

1. Trompet aus Bleye verfertigt, 8 Fuß. 2. Cimbel. 3. Principal von Zinnen, 8 Fuß. 4. Octava von Bleye 4 Fuß. 5. Octava von Bleye 2 Fuß. 6. Spitz Flöte von Bleye 4 Fuß. 7. Gedact 8 Fuß. 8. Subbaß von Holze 16 Fuß.

Das Pedal ...

1. Posaune 16 Fuß von Bleye. 2. Trompet 8 Fuß von Bleye. 3. Prinzipal 8 Fuß von Zinnen. 4. SubBaß 16 Fuß von Bleye. 5. Octava 4 Fuß von Bleye.





Orgelprospekt in der St.-Trinitatis-Kirche  
zu Wolfenbüttel

6. Mixtur 3 Fuß von Bleye  
und 4 Bälgen.“

Neben einer Beschreibung der örtlichen Gegebenheiten in der Kirche wird im Corpus bonorum von 1750 das Gehäuse in allen Einzelheiten gekennzeichnet:

„Das Orgel-Gebäude ist breit 16 Fuß 2 Zoll, tief 3 Fuß 7 Zoll, hoch 20 Fuß 4 Zoll. Die Bekleidung von Tischer-Arbeit, ist von tannen Holze. Die Bildhauer Arbeit von Lindenholze.

Die Orgel praesentiret sich in dem Hauptgebäude und 2 Flügel [Pedaltürme]; die zwei Flügel stellen eine Auslage in einem halben Circul vor [Rundtürme], dessen Fuß ein von Leistenwerk geziertes Gesimse vorstellt. An den Füßen der Pfeifen ein in der Rundung ausgeschnittenes Laubwerck.

Die Bekleidung an beyden langen Seiten der Pfeifen eine Verzierung von ausgeschnittenen Frucht und Laubwerck. An beyden Ecken des obern Gehäuses an den oberen Enden der Pfeifen eine in Form eines Triangels ausgeschnittene Verzierung von Schnirckeln und Laubwerck. Über den Pfeifen das Hauptgesimse von Tischer-Arbeit. Auf dem Gesimse eine Verzierung von Bildhauer Arbeit, in der Mitte eine Muschel zu beyden Seiten Schnirckel und Laubwerck. An jeder Seite ein Blindflügel von Schnirckeln und Laubwerck.

Das Hauptgebäude praesentiret sich folgendermaßen, das Fuß-Gesimse der größten und in der Mitte stehenden Pfeifen von dem Fußgesimse der beiden Flügel, 4 Fuß 7 Zoll entfernt ist. Dieses Hauptgebäude größeres, in der Mitte befindliche Pfeiffen, stehen in einer auswärts gehenden Rundung an deßen Fuß ein ausgeschnitten Laubwerck, an beyden Seiten in der Länge eine ausgeschnittene Verzierung von Frucht und Laubwerck, unterhalb des Hauptgesimses ein geschnitten Laubwerck, so die obern Spitzen der Orgelpfeiffen bedeckt. Das Hauptgesimse auf demselben, in der Mitte ein Blumentopf mit Flumen und Frucht, daneben an beiden Seiten Schnirckel und Laubwerck. Daneben zu beiden Seiten eine Abteilung von Kleinen Pfeiffen, in einer Hohlkälle die Pfeiffen in einer einwärts gehenden Rundung, an der einen Seite eine Verzierung von Früchten und Laubwerck. Neben diesen zwei Abteilungen noch zwei kleine Felder von Pfeiffen, so kleiner denn die vorigen, so in einer ausgekröpften Spitze stehen. Diese Abteilungen sind oben und unten mit Schnirckeln gezieret.

Jede Abteilung hat ihre besondere Haupt- und Fuß-Gesimse und über dem Hauptgesimse einen Schnirckel.

Unter dem Hauptgesimse ein von BildhauerArbeit ausgeschnittener Bogen, in dessen Mitte ein Positiv von 5 Abteilungen deren mittlerer die höchste, die beiden mittleren aber successive kleiner ausfallen. Die Pfeifen stehen in einem Gehäuse von schwartz gebeizten Holze, Blindflügeln und polnischen Laubwerck, so vergüldet. Über dem Bogen dieses Gehäuses ein Engels-Kopf, um welchen eine Verzierung von polnischen Laubwerck, so vergüldet. Unter demselben auf einer auswendigen Verkleidung 2 vergüldete Engel. Neben diesem Positiv zu beiden Seiten 2 Abteilungen von kleinen in Form eines triangels herausstehenden Pfeiffen auf einen von Bildhauer ausgeschnittenen Tragsteine daran unten an der Seiten eine Verzierung von geschnittenen Laubwerck.“

Das hier so genau beschriebene Gehäuse ist bis auf das „Positiv von 5 Abteilungen“ original erhalten. Die Orgel selbst ist jedoch mehrfach verändert und schließlich ganz beseitigt worden:

1746 führte Orgelbauer *Johann Christoph Hüsemann* aus Wolfenbüttel eine Reparatur aus<sup>6)</sup>.

1751, 1756, 1757 wurden Reparaturen, vermutlich ebenfalls durch *Hüsemann*, ausgeführt<sup>7)</sup>.

1763 reparierte *Hüsemann* wiederum die Orgel<sup>8)</sup>.

1764 wurden Tischlerarbeiten an der Orgel ausgeführt<sup>9)</sup>.

1768 führte *Hüsemann* eine Reparatur aus (neue Pedalklaviatur, Stimmung, Reparatur der Rohrwerke)<sup>10)</sup>.

1798 wurde die Orgel auf Verlangen des Fürstl. Krieges-Collegii von Helmstedt (die St.-Trinitatis-Kirche war zugleich Garnisonkirche) von Orgelbauer *Boden*, vermutlich *Johann Daniel Boden*, Helmstedt, überprüft<sup>11)</sup>.

1805 erfolgte eine Balg-Reparatur durch *Johann Friedrich Ernst Hüsemann* aus Wolfenbüttel, ein Sohn des *Johann Christoph Hüsemann*<sup>12)</sup>.

*Hüsemann* betreute die Orgel bis einschließlich 1823, führte auch diverse kleinere Reparaturen aus<sup>13)</sup>.

1825/26 führte der Orgelbauer *Heinrich Warnecke* aus Helmstedt eine umfangreiche Reparatur aus. Ab Februar 1823 wurden Verhandlungen geführt, wobei auch die Orgelbauer *Hüsemann* und *Johann Christoph Noack* aus Braunschweig berücksichtigt werden sollten. Beide wurden jedoch nicht aufgefördert, da *Hüsemann* zu alt und *Noack* nicht geeignet sei. Bei den Verhandlungen wurden gefordert: eine neue Brustwerk-Windlade, eine neue Mechanik, Verbesserung der Bälge und Windkanäle, eine neue Intonation. Am 19. 2. 1824 wurde der Reparatur-Vertrag mit *Warnecke* abgeschlossen, am 18. 3. 1826 lieferte der Braunschweiger Organist *C. Kelbe* das Abnahme-gutachten.

Die Orgel hatte nach der Reparatur folgende Disposition:

Hauptwerk: Principal 8', Bordun 16', Gedact 8', Gemshorn 4', Octave 4', Octave 2', Cimbels 2f, Mixtur 3f, Trompete 8'.

Oberwerk: Principal 4', Quintatön 8', Flauto trav. 8', Quinta 3', Octave 2', Floete 4', Sesquialtera 2f, Oboe 8'.

Pedalwerk: Principal 8', Subbaß 16' (neu), Octave 4', Mixtur 3fach, Posaune 16', Trompete 8'<sup>14)</sup>.

1836 führte der Orgelbauer *Kreutz* eine Stimmung aus<sup>15)</sup>.

1840 lieferte der Herzberger Orgelbauer *Andreas Engelhardt* Reparatur-Kostenanschläge, die vom Consistorium bewilligt, aber von *Engelhardt* nicht ausgeführt wurden<sup>16)</sup>.

1844 und 1845 bewarb sich der Helmstedter Orgelbauer *August Boden* um eine Reparatur, die 1846 ausgeführt wurde. Es ist nicht bekannt, ob *Bodens* Plan voll verwirklicht wurde: Die Mixtur 3f und die Cimbels 2f sollten durch eine neue Mixtur 3f 2' ersetzt werden, eine „schöne galanterie Stimme“ sollte an die Stelle von Quinte 3' und Sesquialtera 2f treten, Violon 8' sollte für Oktave 4' und Mixtur 3f im Pedal neu eingebaut werden<sup>17)</sup>.

1859—1863 erfolgten Stimmungen durch *Dominicus Ferdinand Bernhard Bentroth* aus Seesen<sup>18)</sup>.

1863 wurde eine umfangreiche Reparatur beantragt, aber nur eine notdürftige Reparatur wurde bewilligt. Diese wurde von *Bentroth* 1863 ausgeführt<sup>19)</sup>.

Vor dem 30. 3. 1865 lieferten auf Aufforderung die Orgelbauer *Andreas Engelhardt* aus Herzberg und *Conrad Balthasar Euler* aus Gottsbüren Neubau-Kostenanschläge<sup>20)</sup>.

Am 7. 6. 1865 wurde ein Neubau-Vertrag zwischen *Euler* und der Kirchengemeinde abgeschlossen<sup>21)</sup>.

1866 erfolgte ein Neubau durch *Euler*<sup>22)</sup>. Die Disposition dieser Orgel war bislang nicht zu ermitteln. Sie hatte auf Schleifladen 28 Register<sup>23)</sup>; 15 Register sind aus dem Neubau-Kostenanschlag der Firma *P. Furtwängler und Hammer* aus Hannover vom Jahre 1926 zu entnehmen (s. unten), der Rest ist schwer rekonstruierbar. Der Prospekt der alten Orgel blieb in seinen wesentlichen Teilen erhalten. Nur der 5teilige Brustwerks-Prospekt ging verloren.

1895 wurde die Orgel durch *P. Furtwängler und Hammer* repariert<sup>24)</sup>.

Der Neubau der handwerklich äußerst soliden Firma Euler schien nicht lange zu befriedigen. Bereits 1926 lieferte die Firma *P. Furtwängler und Hammer* einen Entwurf von *Dr. Mahrenholz* aus Groß Lengden zur Gestaltung einer neuen Orgel: Hauptwerk: Bordun 16' (alt), Prinzipal 8' (neu), Gambe 8' (ab c alt), Oktave 4' (alt), Hohlflöte 4' (alt), Gemshorn 4' (alt), Quinte 2<sup>2</sup>/3' (neu), Oktave 2' (neu), Mixtur 5fach (neu), Trompete 8' (neu).

Oberwerk: Geigend Prinzipal 8' (alt), Salicional 8' (ab c alt), Lieblich Gedackt 8' (alt), Aeoline 8' (alt), Oktave 4' (alt), Rohrflöte 4' (neu), Schweizerpfeife 2' (neu), Blockflöte 2' (neu), Nachthorn 1' (neu), Scharf 3- bis 4fach (neu), Sesquialtera 2fach (neu), Rankett 16' (neu), Krummhorn 8' (neu), Tremulant.

Pedalwerk: Kontrabaß 16' (ab E alt), Subbaß 16' (alt), Prinzipal 8' (alt), Bordun 8' (alt), Oktave 4' (alt), Sifflöte 2' (neu), Rauschquinte 4fach (neu), Posaune 16' (neu), Rankett 16' (Transmission), Krummhorn 8' (Tr.), Rohrflöte 8' (Tr.).

Drei Normalkoppeln, eine freie Kombination, Walze, diverse Spielhilfen, pneumatische Taschenladen<sup>25)</sup>.

Die neue Orgel wurde 1927 von *P. Furtwängler und Hammer* mit der folgenden Disposition erbaut:

Hauptwerk: Bordun 16', Prinzipal 8', Gambe 8', Quintade 8', Dolce 8', Portunalflöte 8', Oktave 4', Hohlflöte 4', Gemshorn 4', Rauschpfeife 2f, Mixtur 5f, Trompete 8'.

Hinterwerk: Geigenprinzipal 8', Salizional 8', Liebl. Gedackt 8', Aeoline 8', Oktave 4', Rohrflöte 4', Blockflöte 2', Oktave 2' vakant, Sifflöte 1', Scharff 3—4f, Sesquialtera 2f, Rankett 16', Krummhorn 8'.

Pedalwerk: Kontrabaß 16', Subbaß 16', Prinzipal 8', Bordun 8', Oktave 4', Nachthorn 2', Rauschpfeife 4f, Posaune 16', Rankett 16' (T), Krummhorn 8' (T), Rohrflöte 4' (T).

(T = Transmission). Tremulant, Schweller, drei Normalkoppeln, pneumatische Taschenladen<sup>26)</sup>.

Der Prospekt erhielt u. a. blinde Pfeifen und wurde durch eine Stoffwand von dem Pfeifenwerk getrennt, so daß sich der Klang kaum entfalten konnte.

Als 1964 bei der umfassenden Kirchenrenovation die Orgel abgetragen werden mußte, ergab sich die Frage, ob es sinnvoll sei, sie wieder in das Gotteshaus einzubauen. Der Kirchenvorstand entschloß sich mit Zustimmung des Landeskirchenamtes, ein neues, dem herrlichen alten Prospekt und erneuerten Raum gemäßes Werk erbauen zu lassen. Der Auftrag wurde der Orgelbauwerkstatt *Schmidt & Thiemann* in Hannover erteilt. Die neue Orgel wird wieder dem alten Prospekt gerecht. Die Mensuren der Pfeifen wurden von Kirchenmusikdirektor *Alfred Hoppe* aus Verden erarbeitet. Hoppe war bereits durch die Restauration mehrerer Renaissance- und Barock-Orgeln im Bereich der Hannoverschen Landeskirche bekannt geworden. Die Intonation führte *Helmut Thiemann*, Hannover, aus. Für die farbliche Gestaltung des Prospektes zeichnet der Braunschweiger Restaurator *Fritz Herzig* verantwortlich.

Die Einweihung der neuen Orgel erfolgte am Sonntag Trinitatis, dem 21. Mai 1967. Das Instrument hat folgende Disposition, die von Landeskirchenmusikdirektor *K.-H. Büchsel*, Wolfenbüttel entworfen wurde:

**Hauptwerk:** Quintadena 16', Principal 8', Hohlflöte 8', Octav 4', Gedactflöte 4', Nasard 2<sup>2</sup>/<sub>3</sub>', Octav 2', Mixtur 5—6f, Zimbel 3f, Trompete 16', Trompete 8'.  
**Brustwerk:** Gedact 8', Quintadena 8', Principal 4', Rohrflöte 4', Waldflöte 2', Quinte 1<sup>1</sup>/<sub>3</sub>', Sesquialtera 2f, Scharf 3—4f, Dulcian 8', Tremulant.

**Pedalwerk:** Subbaß 16', Praestant 8', Gedact 8', Octav 4', Nachthorn 1', Mixtur 4f, Posaune 16', Trompete 8', Cornett 2'.

Mechanische Schleifladen, Schwellvorrichtung für Brustwerk, zwei Normal-koppeln (BW-HW, BW-PW).

#### Quellenangaben:

- <sup>1</sup>) W. Gurlitt: Der Kursächsische Hoforgelmacher Gottfried Fritzsche / Festschrift Arnold Schering, Verlag A. Glas, Berlin, 1937, S. 106 bis 124. Vgl. insbesondere die Angaben auf den Seiten 111 bis 115. — <sup>2</sup>) M. Praetorius: Syntagma Musicum II, De Organographia, Wolfenbüttel, 1619, S. 189/190. — <sup>3</sup>) Dresdener Handschrift, 18. Jahrhundert, herausgegeben von P. Smets im Bärenreiter-Verlag, 1931, S. 61. — <sup>4</sup>) Corpus bonorum von 1750 im Landeskirchlichen Archiv, Braunschweig. Es ist unbekannt geblieben, welches andere „alte Orgelwerk“ 1723 mit verarbeitet worden ist. — <sup>5</sup>) Corpus bonorum. — <sup>6</sup>) Landeskirchliches Archiv, Braunschweig, Bauakte Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Nr. 14, 8. 11. 1905. — <sup>7</sup>) A. a. O., 8. 11. 1805. — <sup>8</sup>) A. a. O., 8. 3. 1764, 8. 11. 1805. — <sup>9</sup>) A. a. O., 8. 11. 1805. — <sup>10</sup>) A. a. O., 7. 3. 1768 (Reparatur-Kostenanschlag), 8. 11. 1805. — <sup>11</sup>) A. a. O., 8. 11. 1805. — <sup>12</sup>) A. a. O., 25. 10. 1805. — <sup>13</sup>) Pfarrarchiv Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Rechnungsbücher, Jahrgänge 1810, 1812 bis 1823. — <sup>14</sup>) Pfarrarchiv Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Reparatur-Kostenanschlag von August Boden, Helmstedt, vom 10. 1. 1845. — <sup>15</sup>) Pfarrarchiv Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Rechnungsbücher, Jahrgang 1836. — <sup>16</sup>) Landeskirchliches Archiv, Braunschweig, Bauakte Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Nr. 13, Reparatur-Kostenanschläge vom 4. 6. 1840 und 8. 7. 1840. — <sup>17</sup>) A. a. O., 15. 4. 1845, 26. 4. 1845, 12. 8. 1846. Pfarrarchiv Wolfenbüttel, St. Trinitatis, 10. 1. 1845. — <sup>18</sup>) Pfarrarchiv Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Rechnungsbücher, Jahrgänge 1859 bis 1863. — <sup>19</sup>) Landeskirchliches Archiv, Braunschweig, Bauakten Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Nr. 13, 23. 10. 1863, 14. 11. 1863. — <sup>20</sup>) A. a. O., 30. 3. 1865. — <sup>21</sup>) A. a. O., 7. 6. 1865. — <sup>22</sup>) A. a. O., 8. 6. 1866. — <sup>23</sup>) Werkverzeichnis der Firma Conrad Euler, Hofgeismar. Der Verfasser dankt besonders herzlich Herrn Fr. Euler für seine Unterstützung bei der Erforschung historischer Orgeln. — <sup>24</sup>) Landeskirchliches Archiv, Braunschweig, Bauakten Wolfenbüttel, St. Trinitatis, Nr. 12, Reparatur-Kostenanschlag vom 29. 5. 1895; Nr. 36, 14. 12. 1895. — <sup>25</sup>) Orgelbauarchiv der Firma E. Hammer, Hannover. Neubau-Kostenanschlag vom 30. 11. 1926. Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Eickhoff in Firma Hammer. — <sup>26</sup>) C. Elis: Neuere Orgeldispositionen, Bärenreiter-Verlag, 1930, S. 35.

# *Um den Sachsenstein bei Bad Sachsa*

von Walther Reinboth

Die nach Westen steil abfallende Seite des Sachsensteins bietet ein markantes Bild in der Südharzlandschaft bei Bad Sachsa und Neuhoof. Der Sachsenstein ist ein langgestreckter Gipszug (etwa bis 300 m über NN), der sich wie der Rand einer Felsenbucht in geschwungener Linie über die westlich vor ihm liegenden Acker und Wiesen erhebt. Der Fuß dieses Felsens wird von der Uffe, einem kleinen Wasserlauf, ständig unterspült. Grotten bilden sich, stürzen zusammen. Die Gipsbrocken werden gelöst, neue Lösung entsteht, wird fortgeschwemmt. So hat sich die Steilwand gebildet. Die Oberfläche des Sachsensteins war bis 1851 mit einer dürrtigen Grasnarbe bedeckt. Das Forstamt Walkenried, in dessen Bereich das Gebiet liegt, entschloß sich vor über hundert Jahren, eine Aufforstung zu wagen, deren Gelingen von Sachverständigen bestritten wurde. Trotzdem wagte man es; 1851 begann das Forstamt mit der Anpflanzung von Kiefern auf der höchsten Erhebung, 1863 wurden Fichten am Bahneinschnitt gesetzt, 1867 folgten Fichtenpflanzungen im Mittelstück. Das „Wagnis“ gelang!

W. Koch erzählt in seinem Werk „Vom Urwald zum Forst“ davon, wie Schiller bei einem Spaziergang einen Förster ansprach, der an seinen Bestandskarten arbeitete. Es heißt: „Die vorhergesehenen Nutzungen waren darauf auf zwei mal 120 Jahre projektiert und mit Jahreszahlen bezeichnet.“ Daneben lag ein anderer Plan, auf dem das Ziel und Ideal eines vollkommenen Nadelwaldes ausgearbeitet war, das bis zum Jahre 2050 verwirklicht werden soll. Schiller betrachtete aufmerksam und still die Zahlen und Planungen und vertiefte sich darin. Dann rief er bewundernd aus: „Nein! Bei Gott, ich hielt Euch Jäger für Menschen, deren Taten sich über das Töten des Wildes nicht erheben, aber Ihr seid groß, Eures stillen Fleißes Früchte reifen der späteren Nachwelt noch. Held und Dichter erringen eitel'n Ruhm, ich möchte ein Jäger sein!“ Schiller's Sohn wurde Forstmann, im Nationalmuseum in Marbach hängt noch sein Bild in grüner Tracht.

Einzelne Hainbuchen verlocken dazu, sie in der Dämmerung des Hochwaldes aufzuspüren. Heute rauschen die Kiefern und Fichten auf der Hochfläche, die viele Erdfälle aufweist. Diese Zerklüftung der Hochfläche entstand durch eingestürzte Hohlräume im Gips, die durch die Lösung des Gipsgesteines entstanden waren. Der Sachsenstein besteht im Kern aus Anhydrit ( $\text{CaSO}_4$ ), der sich durch die Einwirkung des Oberflächenwassers in Gips umwandelt, hierbei sein Volumen vergrößernd. Die Gesteinsschichten wölben sich auf und bilden Blasen, im Volksmunde Zwergenlöcher genannt. Die abergläubischen Vorfahren hielten diese Miniaturhöhlen für Zwergenwohnungen.

Wie auf mancher steilen Höhe, war auch auf dem Sachsensteine eine Burg, zu der ein Wirtschaftshof bei Walkenried gehörte. Dieser bildete dann den Anfang von der Klostergründung. Neben der Ruine sind die Reste einer umfangreichen vorhistorischen Wallburg zu sehen, um die nach der Sage, schwere Kämpfe zwischen Hunnen und Sachsen stattgefunden haben sollen, Thüringer sollen dabei Leihdienste geleistet haben. Heinrich IV. errichtete seine Burg 1073, mußte sie aber 1074 schon wieder abbauen. Blumenhagen, der für sein Harzbuch die Zeichnungen von Ludwig Richter verwendete, sieht auf dem Sachsenstein förmlich „die langumlockten Sassen hinter ihren mannshohen Schilden mit baumhohen Lanzen und langen Messern zu den Thüringern hin dräuen“. 1085 wird ein Edel-

mann Volkmar erwähnt, ein Stammvater der Grafen von Clettenberg; er soll im Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV. auf der Sachsenburg „gehaust“ haben. Die Sachsenburg befand sich als Ruine unter den Gütern der ersten Ausstattung des Klosters Walkenried. Die Geschichte der Burg ist noch nicht ausreichend erforscht. Im Schutze der Burg entstand Sachsa, 860 als Sachsahu, 1238 als Sassa erwähnt. Unter dem Sachsensteine liegt auch Neuhof. 1259 erbauten sich die Walkenrieder Mönche einen „neuen Hof“, um ihre Felder besser bestellen zu können. Um 1322 ließ Abt Johannes die Sanct Anthonius-Capelle in Neuhof beginnen, sein Nachfolger Conradus II. vollendete sie.

Sie soll 400 Jahre lang gestanden haben dort, wo jetzt die Neuhöfer Kirche steht.

Der Hochwald auf dem Sachsenstein liegt wie ein dunkler Mantel auf dem weißen Gestein. Auf den Wurzeln der Kiefern rankt sich das Gipskraut (*Gypsophila repens*), eine unscheinbare Pflanze mit schmalen, spitzen Blättern und kleinen weißen Blüten, eine Seltenheit, die nur an ganz wenigen Stellen der Welt (!) zu finden ist.

Wunderliche Welt des Sachsensteins: Geheimnisumwitterte Burgreste, sagenhafter Grund dunkler Höhlen, botanische Kostbarkeit, Sinnbild der Forstplanung über Generationen, erregendes Landschaftsbild im Helldunkel. Braucht es noch mehr, diese Landschaft zu preisen?

## *Pack et Leben an!*

von Wilhelm Sandfuchs

Ji denket, nu is Sunnenschien,  
da giffet et Blitz un Dönderslagg.  
Ji glöwet, nu werdd Rauhe sien,  
denn giffet en suren Arbeitsdagg.

Un steiht dat Koorn in Stiegen all,  
döscht et dik Hagel, Sloten ut.  
Und hast'e Jungveih in'n Stall,  
dräggst du et trurig doot erut.

Wer ümmer socht, find't keine Bruut,  
wer knipendri'ert, hat kein Geld,  
wer alles well, da werdd nist ut.  
't geiht oft vertweer up düsser Welt.

Wat jammerst du? Et hilpet nist.  
De Külle, Hitte, Storm un Doot,  
dä fraget nich, wer du woll bist.  
Und doch find'st du dien däglich Brot.

Hast du de Lusten, fri'e Art,  
den Globen un den Brauder Mut  
in dinen Leben dik bewahrt,  
denn werd an'n Enne alles gut.

## Neues heimatliches Schrifttum

Hans Wiswe, *Kulturgeschichte der Kochkunst*. Kochbücher und Rezepte aus zwei Jahrtausenden mit einem lexikalischen Anhang zur Fachsprache von Eva Hepp. Heinz Moos Verlag München 1970. (224 S. mit 8 Farbtafeln, 26 Schwarzweißtafeln und 143 Abb. im Text, Großformat Leinen 87,— DM.)

Dies Buch unseres braunschweigischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichtsforschers aus Fömmelse bei Wolfenbüttel hatte 1965 einen Vorläufer. Hans Wiswe entdeckte in der Herzog-August-Bibliothek die Handschrift des ältesten mittelniederdeutschen (ostfälischen) Kochbuchs, die er mit schon damals zahlreichen interessanten Literaturangaben im Jahrbuch des Braunschw. Geschichtsvereins Bd. 37 veröffentlichte. Aus dieser Keimzelle der Kochbuchforschung (es sei dafür die Bezeichnung „Coquinariologie“ vorgeschlagen) ist dieses großartige Buch erwachsen. Es stellt nicht die Kulturgeschichte der Ernährung, die Wirtschaftsgeschichte der Nahrungsmittel für ewig hungrige Menschen dar, sondern es will aufzeigen, wie, woraus und mit welchen Rezepten man in den letzten 2000 Jahren diesen Menschen Gaumenfreuden aller Art zu bereiten versuchte. Dabei geht es Hans Wiswe nicht um die beliebte Art, Kuriositäten in Kochbüchern zu entdecken. Er findet die mythologische Bedeutung der Gebäckbrote, darunter der Prilleken, die schon 1407 bezeugt sind, genau so wichtig, wie die Entdeckung, daß man um 1890 in Kneitingen das gleiche Dünnbier braute, wie es 800 v. Chr. in einer Urne bei Winsen (Luhe) chemisch nachgewiesen worden war. Und so sind in diesem großartigen, aber dabei angesichts des unermeßlichen Stoffes weise bescheidenen Werkes den Kapiteln über Aufbau und Entstehung der Kochbücher, „Küchenlatein“, Spezialkochbücher, für die einfache Küche oder zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, den Sinn von Form und Färbung der Speisen u. v. a. m. Betrachtungsbezirke entdeckt, die durch den vom Verleger zugestandenen Reichtum an Farbtafeln und Kupferstichnachdrucken ausgezeichnet beleuchtet werden.

Dies Buch ist nicht nur eine Fundgrube für niedersächsische Kulturhistoriker, son-

dern ein wissenschaftliches, dabei nüchtern im Stil eines guten niederdeutschen Erzählers geschriebenes Buch (10 Großformatseiten über Literatur verlocken künftige Forscher!), ein Buch, das, wie ich meine, zu den schönsten Neuerscheinungen des Jahres 1970 gehört.

Dr. Barnstorf

Braunschweiger Butzenscheibenlyrik. Gesammelt und herausgegeben von Karlwalter Rohmann. 173 S. mit vielen Abbildungen und Faksimiles. Verlag A. Graff, Braunschweig, 1970 (7,80 DM).

Der Name Graff ist nicht nur als alte Buchhandlung den Braunschweiger Schülern um 1920 bekannt. Eine Sippenangehörige, Frau Alwine Helene Graff, geb. Hillegeist, hat in ihrem „Braunschweiger Bilderbogen um 1880“ überaus herzlich eine Zeit in der Residenzstadt dargestellt, die den heute 70—80jährigen aus der Nachbarschaft Wilhelm Raabes so verklärt erscheint.

Nun gibt ein alter Braunschweiger eine Anthologie urbraunschweigischer Verse aus 2 Jahrhunderten heraus, die seine Generation, aber manchmal wohl auch die Jüngeren, entzücken können. Wer Sacks Sammlungen und andere Archivalien im Stadtarchiv kennt, der hat oft bedauert, daß so etwas abgetan in den Aktendeckeln schlummert. Den Mut, es zu veröffentlichen — von der „Ochsenkantate“ um 1750 bis zu dem Lied von der Pferdebahn („hat ausgesetzt“) und Hofrats Rieke, von Lessing bis Harfenagnes, von politischen bis zu höchst privaten Reimereien — diesen Mut des Herausgebers, aber besonders des Verlegers, müssen wir alle rühmen, die mit Bronsewik, der leiwen Stadt, verbunden sind. Den Titel freilich hätte man anders fassen sollen. Butzenscheibenlyrik ist ein literarhistorischer Begriff für die Lyrik um 1880 (Baumbach u. a.). Dies aber ist eine naive Gelegenheitspoesie, die in ihrer Trivialität den Reiz auch für heutige Leser hat. Die reiche Ausstattung mit Abbildungen nach seltenen Kupferstichen und mit Faksimiles macht das Büchlein zu einem herrlichen Weihnachtsgeschenk for use Bronswiekers, alt und jung.

Dr. Barnstorf



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

56. Jahrgang

Dezember 1970

Heft 4

## *Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen*

von Werner Flechsig

Beim Durchblättern eines Adreß- oder Fernsprechbuches treffen wir immer wieder auf längere oder kürzere Reihen von Familiennamen wie Müller, Schmidt, Becker, Koch, Jäger, Fischer, Richter, Bauernmeister und andere, denen man sofort ansehen kann, daß ihnen Berufsbezeichnungen zugrunde liegen. Noch weit größer ist die Zahl solcher Familiennamen, deren Herkunft aus mittelalterlichen Berufsbezeichnungen nur für den Kenner der mundartlichen Sprachentwicklung und der heimischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte durchschaubar ist, weil die fraglichen Namen im Laufe der Jahrhunderte erhebliche Lautveränderungen durchgemacht haben oder infolge der Verdrängung alter Berufsbezeichnungen durch neuere den heutigen Menschen zumeist unverständlich sind.

Die Beschäftigung mit den aus alten Berufsbezeichnungen entstandenen Familiennamen ist also für den Familienforscher, der die soziale Stellung des ersten Namensträgers einer Ahnenreihe ergründen möchte, oft mit Schwierigkeiten verbunden. Ihm dabei zur Hand zu gehen, ist der eine Zweck der folgenden Untersuchung. Darüber hinaus soll sie aber allgemeiner interessierten Geschichtsfreunden dazu dienen, neue Einblicke in die Wandlungen der Wirtschafts- und Sozialstruktur der Bevölkerung des Braunschweiger Landes zu gewinnen. Es zeigt sich nämlich, daß Familiennamen als mittelbare Geschichtsquellen so manches über berufliche Spezialisierung, Berufswechsel, Stärkeverhältnisse der verschiedenen Berufszweige und Wanderungsbewegungen auszusagen vermögen, wovon staatliche und städtische Verordnungen, Gildeakten und ähnliche wirtschaftsgeschichtliche Quellen schweigen. Die nachstehende Untersuchung gliedert sich daher in zwei Hauptabschnitte. Der erste behandelt die Entstehung und sprachliche Weiterentwicklung der Familiennamen aus Berufsbezeichnungen. Der zweite ordnet das untersuchte Namenmaterial nach Berufsgruppen und bringt Angaben über die Häufigkeit der einzelnen Berufsamen unter den Einwohnern der Stadt Braunschweig und der braunschweigischen Dörfer in der Neuzeit.

Benutzt wurden als wichtigste Quellensammlungen für den älteren Namenbestand der Stadt Braunschweig der das alphabetische Namenregister enthaltende 2. Band der maschinenschriftlich vervielfältigten Dissertation von Winfried Scharf über „Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts“ (im Selbstverlag Freiburg 1957) und die sehr umfangreichen handschriftlichen Auszüge aus Braunschweiger Ratsakten und Kirchenbüchern des 14. — 18. Jahrhunderts von Otto Schütte, die in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts angefertigt, aber nur zu einem geringen Teil für kleinere namenkundliche Auf-

sätze ausgewertet wurden und 1951 dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum von der Schwiegertochter des Erblassers übereignet worden sind. Benutzt wurden ferner das von Werner Spieß herausgegebene „Braunschweigische Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671“ (Verlag Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig 1942), das Braunschweiger Adreßbuch für 1937 und das Adreßbuch der Landgemeinden Braunschweigs für 1938. Soweit handwerkliche Berufe behandelt werden, sind vor allem die Veröffentlichungen von Franz Fuhse zu Rate gezogen worden, insbesondere sein Werk „Handwerksaltertümer“, erschienen 1935 als Bande VII der Werkstücke der Stadt Braunschweig.

## I. Entstehung und Fortentwicklung der Namen

### a) Von der Berufsbezeichnung zum mittelalterlichen Familiennamen

Die fortschreitende Zunahme der Bevölkerung unserer Heimat im Mittelalter führte dazu, daß sich innerhalb eines Ortes die Menschen häuften, die den gleichen Rufnamen bei der Taufe erhalten hatten. Um diese gleichnamigen Leute für steuerliche, privat- und strafrechtliche Belange eindeutig identifizieren und auseinanderhalten zu können, wurde es notwendig, sie durch verschiedene Zusätze zum Rufnamen zu unterscheiden. Das konnte geschehen durch Hinzufügung des Vaternamens im Genitiv, durch einen Spitznamen, der körperliche oder geistige Eigenheiten, Besitz- oder Wohnverhältnisse des Betreffenden kennzeichnete, durch Angabe des Herkunftsortes, soweit es sich um Zugewanderte handelte, oder durch Nennung des ausgeübten Berufes. Die letztgenannte Art der Kennzeichnung erfolgte in Braunschweig während des 13. Jahrhunderts, solange Urkunden und Akten von gelehrten Kanzleischreibern auf Lateinisch abgefaßt wurden, gewöhnlich durch die Anfügung einer lateinischen Berufsbezeichnung wie *pistor*, *sartor*, *molendinarius*, *carnifex* und so fort. Beim Übergang zur mittelniederdeutschen Schriftsprache in Urkunden und Akten werden diese Zusätze folgerichtig in niederdeutscher Form gegeben, und zwar als Apposition mit dem Artikel „de“ (=hd. der) zwischen dem Rufnamen und der Berufsbezeichnung, wie z. B. Ludeke de Smet 1320/30. Schon in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zeichnet sich aber durch die Weglassung des Artikels der Übergang von der Berufsbezeichnung zum echten Familiennamen ab, so 1259 bei *Herbordus Pape* (=hd. Pfaffe) und *Wernherus Burmester* (=hd. Bauermeister), 1290 bei *Johannes Smet van Monstede* geheten (=hd. Schmidt von Münstedt genannt) und *Helmold Rademeker* (=hd. Rademacher, Stellmacher), 1292 *Hermannus Burmester*. Im frühen 14. Jahrhundert folgen 1306/20 *Hermannus Korvere* (nd. Körwer, hd. Korbmacher), 1312 *Heyse Melemekers* (= hd. Meelmacher?) und *Conradus Olboteres* (= hd. Altschuhflicker), 1314 *Johannis Hotwelkere* (= hd. Hutwalker), 1319 *Johannes Lakenscerere* (= hd. Lakenscherer), 1320/30 *Ludolf Beckere* (=hd. Bäcker), *Hennig Kopman* (=hd. Kaufmann), *Henning Tymberman* (= hd. Zimmermann) und *Winant Olmekere* (lies Olmäkere = hd. Ölmacher), 1320/45 *Ebeling Drattoghere* (=hd. Drahtzieher), *Hennig Scradere* (nd. Schrader =hd. Schneider) und *Wolter Buremekere* (lies Büremäkere =hd. Bettbezugmacher), 1321 *filius Frederici Stendeckeres* (=hd. Sohn des Friedrich Steindecker), 1322 *Hennig Burmester*, 1323 *Engelke Scoboter* (=hd. Schuhflicker) und *Arnoldus Sedeleres* (=hd. des Sattlers), 1324 *Jordan Cramere* (=hd. Krämer, Kaufmann), und *Conrad Koppersmed* (=hd. Kupferschmied), 1326 *Henrici Muntmester* (=hd. Münzmeister) und *Conradus Spangenghetere* (= hd. Spangengießer), 1329 *Gherardus Hantscomekere* (=hd. Handschuhmacher) und *Hennig Homestere*

(=hd. Hofmeister?). Überall da, wo der Familienname mit der genitivendung -es wiedergegeben wurde, handelte es sich offenbar um den Sohn eines Mannes, der bereits den gleichen, um eine Generation älteren Familiennamen trug.

Der Umwandlungsprozeß von der Berufsbezeichnung zum Familiennamen war jedoch in jener Zeit noch keineswegs allgemein abgeschlossen. Immer wieder von neuem erscheinen in den folgenden Jahrzehnten noch Leute mit der Berufsbezeichnung als Apposition hinter dem Rufnamen, die also offensichtlich noch keinen festen Familiennamen besaßen, wie 1338 *Ludeke de Molre* (=hd. der Müller), 1339 *Bosse de moller* (der Müller), 1345 *Herbort de Beckere*, 1346 *Peter de Vorman* (=hd. der Fuhrmann), 1355 *Richard de Gherwer* (=hd. der Gerber), 1356 *Bernt de Smei* (=hd. der Schmied), 1357 *Bertold de Gardenere* (=hd. der Gärtner), 1362 *Ludeke de Jeghere* (=hd. der Jäger) und *Herbort de Smet* (=hd. der Schmied), 1367 *Tileke der heren bode* (=hd. der Bote der Herren, d. h. des Rates). Einmal finden wir für denselben Mann sogar im gleichen Jahr nacheinander Eintragungen mit und ohne Artikel, woraus zu erkennen ist, wie sich die Umwandlung von der Berufsbezeichnung zum Familiennamen gerade vollzieht, und zwar 1359 *Heneke de Vischere* und *Heyneke Vischere* (=hd. Fischer). Vermutlich handelte es sich bei diesen Leuten um Zugewanderte vom Lande, die in ihrem Heimort wegen der geringeren Einwohnerzahl noch nicht auf die Führung eines festen Familiennamens angewiesen gewesen waren.

#### b) Berufs- und Namenwechsel

Ohne Zweifel haben wir überall da einen aus einer Berufsbezeichnung entstandenen echten Familiennamen vor uns, wo auf diesen die Angabe eines ganz anderen Berufes folgt, die offensichtlich die vom Namensträger zur Zeit wirklich ausgeübte Tätigkeit angibt, z. B. 1324 *Johannes Beckere lanifex*, d. h. Johannes Becker (Nachkomme eines Bäckers), der Wollenweber, 1360 ohne den Vornamen *Cramere de gherdenere*, d. h. Kramer (Nachkomme eines Kaufmanns), der Gärtner, 1363 ohne Vornamen *Sculte voman*, d. h. Schulte (Nachkomme eines Dorfschulzen), der Fuhrmann, 1367 *Tileke Radeker piscator*, d. h. T. Radmacher, der Fischer, 1394 ohne Vornamen *Sculte de bekenwerte*, d. h. Schulte (Nachkomme eines Dorfschulzen), der Beckenwerker, 1414 *Tyleke Voged gerdener*, d. h. T. Vogt (Nachkomme eines Vogtes), der Gärtner. Solche Beispiele besagen allerdings noch nicht, daß der damals geführte Familienname schon für alle Zeiten festgeworden war und seitdem unverändert durch die nachfolgenden Generationen der Familie in die Neuzeit überliefert werden mußte. Noch im 15. und 16. Jahrhundert gibt es aufschlußreiche Beweise für willkürliche Namenswechsel anlässlich der Ausübung eines neuen Berufes, wobei in den Quellen noch der alte neben dem neuen Familiennamen mit aufgeführt wird, um die Identität des Genannten zu beweisen, so 1441 *Hans Meyger, anders geheten Hans Kistenmaker*, d. h. Hans Meyer (Nachkomme eines Bauern), anders genannt Hans Kistenmacher, 1460 *Hans Kestemaker edder Tolner*, d. h. Hans Kistenmacher (Nachkomme eines Kistenmachers) oder Zöllner, 1494 *Tile Vischer edder Hoppener*, d. h. Tile Fischer (Nachkomme eines Fischers) oder Höpfner (Hopfenanbauer oder -händler?), 1495 *Jacob Schulte, anders Zander geheten*, d. h. Jakob Schulte (Nachkomme eines Dorfschulzen), anders Sander genannt, 1507 *Hans Kock anders Hoppenemester geheten*, d. h.

Hans Koch, anders Hopfenmeister genannt, 1522 *Hinrik Meyer ofte Koler*, d. h. Hinrik Meyer (Bauer) oder Köhler, 1540 *Hans Soltbecker effte Lutken*, d. h. Hans Salzbäcker oder Nachkomme von Lütge, 1552 *Hinrik Oppermans, anders Vischer*,

d. h. Hinrik, Nachkomme des Opfermanns (Kirchendieners), anders Fischer genannt. Nicht nur Familiennamen aus Berufsbezeichnungen unterlagen dem Wechsel, sondern auch solche aus Flurbezeichnungen und Vaternamen, wie die folgenden Beispiele erkennen lassen: 1463 *Hans Engelheit edder* (= oder) *Müller*, 1567 *Ludwig Wasserman sonst Perlensticker* genant, 1572 *Chord van Wasten, sonst Pilsticker* (d. h. Pfeilschäfter) genant, 1576 *Frantz Piper sust Jacobs*, d. h. Fr. Pfeifer, sonst Jakobs, 1577 *Peter Opke alias* (d. h. anders) *Schwerdfeger*.

Eine andere Ursache für Namenwechsel im Mittelalter bestand darin, daß es sprachlich mehrere Möglichkeiten gab, einen und denselben Beruf zu bezeichnen, von denen man auch bei der Wahl eines Familiennamens nach dem Beruf Gebrauch machen konnte. Die sogenannten *Nomina actoris*, d. h. die Namen der handelnden Person, wurden in der Frühzeit gewöhnlich durch die Anfügung des Suffixes -ari an den endungslosen Stamm eines Tätigkeits- oder eines Dingwortes gebildet. Durch die allmähliche Abschleifung dieses Suffixes über -eri und -ere zu -er entstanden einfache Berufsbezeichnungen wie Müller, Bäcker, Jäger, Fischer, Schlachter, Schlosser, Richter, Schreiber und so weiter, die uns alle aus dem neuhochdeutschen Wortschatz bekannt sind. Bei fortschreitender Spezialisierung der Tätigkeiten vor allem im Holz- und metallverarbeitenden Handwerk der mittelalterlichen Städte reichten aber solche einfachen Grundwörter für Berufe nicht mehr aus, und man half sich mit Neubildungen, bei denen der Name des zu bearbeitenden Rohstoffes oder Gegenstandes mit allgemeinen *Normina actoris* wie -meker (= -macher), -sleger (= -schläger), -geter (= -gießer), -snider (= -schneider) oder ähnlichen zusammengefügt wurde. Eine weitere Art von zusammengesetzten Berufsbezeichnungen entstand durch die Anfügung des freilich recht unbestimmten Grundwortes -mann an das einen Rohstoff oder einen Gegenstand oder eine Tätigkeit nennende erste Namensglied. So entstanden Namen wie *Ackermann*, *Hausmann*, *Hoffmann*, *Fuhrmann*, *Kaufmann*, *Goldmann*, *Silbermann*, *Eise(r)man*, *Steinmann*, *Holzmann*, *Opfermann*, *Olmann*, *Zimmermann* und so fort, bei denen nicht immer eindeutig zu erkennen ist, ob es sich um Berufs- oder Herkunftsnamen handelt und welche Art von Tätigkeit im ersten Falle ausgeübt wurde. Ein Olmann könnte z. B. sowohl ein Olmacher wie ein Olhändler gewesen sein, und erst wenn eine und dieselbe Person bald als Ölschläger (mnd. *Olsleger*), Ölstoßer (mnd. *Olstoter*) oder Olmacher (mnd. *Olmeker*) bezeichnet wird, besteht kein Zweifel mehr daran, daß er mit der Herstellung des Oles beschäftigt war. Zwar hatten die mittelalterlichen Handwerker- und Kaufmannsgilden gewisse Normen für die Benennung ihrer Berufe ausgebildet, doch unterlagen diese Normen im Laufe der Jahrhunderte bisweilen auch modisch bedingtem Wechsel, und ein solcher Wechsel blieb nicht ohne Folgen auf die aus Berufsbezeichnungen entstandenen Familiennamen. So kam es, daß in den Urkunden und Akten manche Person abwechselnd mit zwar bedeutungsgleichen, aber sprachlich verschiedenartig gebildeten Familiennamen aufgeführt werden, wie z. B. *Hinrik Leppelsnyder* (= Löffelschneider) 1404/07 und *Hinrik Leppeler* (= hd. Leffler oder Löffler) 1405, *Cunradus Hotmeker* (= Hutmacher) 1410 und *Cunradus Hotflechter* 1411, *Nycolaus Dischmeker* (= Tischmacher) 1414 und *Nycolaus Discher* (= Tischler) 1416, *Hans Baumeister*, anders *Bauman* genant 1564, *Wulf Goldschleger* und *Wulf Goldschmidt* im gleichen Jahr 1596. Am erstaunlichsten zeigt sich die Vertauschbarkeit bedeutungsgleicher, aber verschieden gebildeter Berufsamen im Schoßbuch der Neustadt bei einem Manne, der 1576 nacheinander *Andreas Plogemeker* (= Pflugmacher), *Plogener* und *Plochman* genannt wird, 1597

PH

als *Andras Plögemaker*, *Plogemacher* und *Ploggemeier* wieder erscheint und 1604 schließlich noch einmal in der jetzt fast rein hochdeutschen Form *Plügemacher* vorkommt. Gerade beim Beruf des Pflugmachers ist ein Wechsel zwischen der zusammengesetzten Berufsbezeichnung und dem Nomen actoris schon im 14. Jahrhundert bezeugt. Einen 1367 erwähnten *Ludeke Plogher* würde man als „Pflüger“ verhochdeutschen, wenn er nicht 1386 mit der Namensform *Ludeke Ploghemeker* erschiene und folglich als „Pflugmacher“ in die Berufsgruppe der Rade- oder Stellmacher einzureihen wäre. Auch außerhalb der Handwerkernamen begegnet uns verhältnismäßig früh der Wechsel zwischen zusammengesetzter Berufsbezeichnung und einem sinngleichen Nomen actoris bei einem Manne, der 1393 *Ghereke Voghelvenger* (= Vogelfänger) und ein Jahr später *Ghereke Voghieler* hieß. Wenn auch nicht auf die gleiche Person bezogen, findet sich ein scheinbar willkürlicher Wechsel zwischen diesen beiden Haupttypen der Berufsbezeichnungen auch in Braunschweig während des 14. bis 16. Jahrhunderts häufig. So entsprechen einander *Hannes Groper* (lies Gröper) 1367 und *Olrik Gropengheter* (= Gropengießer) 1378, *Henning Slotere* 1381 bzw. *Hennig Slotter* (= Schlosser oder Schlösser) 1402 und *Herman Schlotmeker* (= Schloßmacher) 1580, *Tyle Grutter* (= Grütter) 1421 und *Hans Gruttemaker* (= Grüttemaker, hd. Grützmacher) 1574, *Tile Hoppener* (= hd. Höpfner) 1494 und *Hans Hoppenmester* (hd. Hopfenmeister) 1507, *Hermen Schomeker* (hd. Schuhmacher) 1523 und *Simon Schoster* (hd. Schuster) 1593. Nachdem wir dieses Prinzip einer gewissermaßen zweigleisigen Berufsnamenbildung in Braunschweig erkannt haben, bieten sich für manche neuzeitliche Familiennamenformen in unseren Adreßbüchern, die bisher nicht eindeutig erklärt werden konnten, überraschende Zusammenhänge mit zweiteiligen Handwerkernamen des Mittelalters an. Vermutlich haben die niederdeutsche Form *Heuer* (*Hoyer*) und die entsprechende verhochdeutsche Form *Hüter* (*Hüther*) nichts mit dem Hüten des Viehes zu tun, sondern mit der Hutmacherei wie der mittelalterliche *Hotmeker*, wozu ein wohl nur zufällig nicht bezeugter *Hoder* als Nomen actoris gehört haben könnte. Vielleicht ist auch *Esser* ein Parallelname zu *Assemeker* (= Achsenmacher) und nicht ein Spottname für besonders eßlustige Menschen. Man braucht auch bei *Seeler* und *Sehler* nicht Gedankenverbindungen zur Seele zu suchen, weil es näher liegt, diesen Familiennamen ebenso wie seine hochdeutsche Übersetzung *Sieler* als Sielenzeugmacher zusammenzustellen mit dem mittelalterlichen *Selemeker*. Noch eindeutiger erscheinen die Zusammenhänge von *Helmer* mit *Helmsleger*, *Kettler* und *hd. Keßler* zu *Kettelmeker* oder *Kettelboter*, (Kesselmacher oder -flicker) *Kestner* und *Kästner* zu *Kestenmeker* (= Kistenmacher), *Münter* zu *Muntmester* (= Münzmeister), *Oler* (*Öhler*) zu *Ölmeker*, *Ölsleger* oder *Ölstöter* (= Ölmacher, -schläger, -stößer), und *Stüler* als Verhochdeutschung eines nicht überlieferten niederdeutschen *Stöler* oder *Steuler* zu *Stolmeker* (= Stuhlmacher).

Nach allen diesen Beobachtungen über die Vertauschbarkeit bedeutungsgleicher, aber verschieden gebildeter Berufsbezeichnungen im Mittelalter muß sich also der Familienforscher auf Überraschungen gefaßt machen, wenn er eine Ahnenreihe mit einer Berufsbezeichnung als Familiennamen möglichst weit in das 16. oder gar 15. und 14. Jahrhundert zurückverfolgen will. Es sind jedoch nicht nur Probleme der Wortbildung, sondern auch solche der Lautentwicklung innerhalb eines und desselben Namenwortes, die bei der Erforschung genealogischer Zusammenhänge Schwierigkeiten bereiten können. Deshalb seien hier die wichtigsten Gesetzmäßigkeiten der ostfälischen Lautentwicklung aufgezeigt.

### c) Mittelalterliche Lautveränderungen an den Namen

Die Zurückführung neuzeitlicher Familiennamen auf ihre mittelalterlichen Ausgangsstufen wird für den Familienforscher dadurch erschwert, daß die Namen vor dem 17. Jahrhundert im allgemeinen noch mittelniederdeutsche Lautformen aufweisen, die in ihrem Schriftbilde mehr oder weniger stark nicht nur von den neuhochdeutschen Schreibformen, sondern auch von den heutigen mundartlichen Formen abweichen. Aber auch innerhalb der mittelalterlichen Überlieferung eines Namens zeigen sich bald geringere, bald größere Unterschiede, die teils durch den Wechsel der Rechtschreibungsmode, teils durch wirkliche Lautveränderungen bedingt waren. Von einer echten Lautveränderung im 14. Jahrhundert, der Abschleifung des Suffixes -ere zu -er bei den Nomina actoris war schon kurz die Rede. Abgesehen von vereinzelt Frühbelegen für den Schwund des auslautenden -e wie den bereits erwähnten Helmolt Rademeker von 1290 und Hermanus Burmester von 1292 herrschen die älteren Formen auf -ere bis in die 50er Jahre des 14. Jahrhunderts durchaus vor. Vereinzelt Nachzügler sind Nicolaus Helmslegere und Ludeke Drattoghere 1361, Welant Pustermekere 1362, Hans Beckere 1363, Klawes Bladbyndere und Hannes Tappenghetere 1368, Heneke Bodekere (= hd. Böttcher) 1375, Roleke Kerzenmekere (= hd. Kerzenmacher) 1380 und Ludeke Seylemeykere (=hd. Sielenmacher) 1392. Inzwischen hatte sich seit den 1360er Jahren der Schwund des auslautenden -e sozusagen „auf breiter Front“ durchzusetzen begonnen. Beispiele dafür sind u. a. Matias Stenbreker 1362, Thile Richter 1364, Herman Spillendreyer (=hd. Spindeldreher) 1367 und Sander Bodeker (lies Bödeker, hd. Böttcher) 1369.

Nicht so offensichtlich sind andere, eigentlich viel wesentlichere Veränderungen an den Namen, die durch die fortschreitende Umwandlung der einfachen langen Stammsilbenvokale e, o und ö zu den Zwielaute ei (gesprochen ai), au und eu (gesprochen oi) während des 14. bis 16. Jahrhunderts hervorgerufen wurden. Diese Veränderungen gehen nämlich unter der Oberfläche einer allzu vieldeutigen, weil mehr von Kanzleitraditionen als von Sprachlogik bestimmten mittelniederdeutschen Rechtschreibung vor sich und werden erst gegen Ende des 16. und teilweise sogar erst im 17. Jahrhundert sichtbar. Deshalb ist es für den nicht sprachwissenschaftlich geschulten Familienforscher oft so schwer zu entscheiden, ob mit einem geschriebenen e ein langes oder kurzes e oder ä gemeint ist oder ein ei und ob ein o als langes oder kurzes o, ö, au oder oi zu lesen ist. Je nachdem, wie der Leser eines mittelniederdeutschen Namens sich entscheidet, kann er bald zu einer richtigen, bald zu einer irreführenden Deutung des fraglichen Namens kommen. Einige Beispiele mögen das erläutern.

Da die Kürze eines Vokals nicht immer folgerichtig durch Verdoppelung des folgenden Mitlauts gekennzeichnet wurde, könnte „*Bullenleder*“ 1386 sowohl das Leder von einer Bullenhaut (plattdeutsch *Bullenledder*) wie den Leiter oder Führer eines Bullen (pld. *Bullenlai(d)er*) bedeuten. Ein „*Velkoper*“ 1430 könnte ebenso gut ein Vielkäufer (pld. *Fēlkōper*) wie ein Fellkäufer (pld. *Fellkōper*) gewesen sein. Bei einem „*Dreger*“ kann man im Zweifel darüber sein, ob ein Träger (pld. *Dräger*) gemeint ist wie etwa in der Zusammensetzung „*Brefdregher*“ (pld. *Braifdräger*, hd. Briefträger) von 1378, oder ein Dreher (pld. *Draier*), weil der Zwielaute ei in der Zusammensetzung mit *Spillen-* (hd. Spindel) bald als ey, bald als eyg, bald als eg geschrieben wurde: *Spillendreyer* 1367, *Spillendreyger* 1410, *Spillendreger* 1402, entsprechend den wechselnden Schreibungen des Familiennamens

Meyer als Meyer, Meyger und Meger. Ähnliche Probleme bieten sich bei der Lesung des Lautzeichens *o*. So könnte z. B. *Vorman* von 1346 ein *Vormann*, d. h. Vorarbeiter, oder ein Fuhrmann (pld. *Faurmann*) gewesen sein, *Hofsmedt* 1541 entweder der Schmied eines Gutshofes, entsprechend der Bezeichnung *Hof(i)-mester* für den Großknecht oder Aufseher eines großen Hofes, oder aber ein Hufschmied (pld. *Haufsmett*). Zweideutig ist sogar der anscheinend so durchsichtige *Kopman* 1579, den wir gewiß mit Recht als Kaufmann (pld. *Köpmann*) verhochdeutschen; theoretisch wäre aber durchaus denkbar, daß er aus Kop(en)man zusammengezogen wäre und Kufenmann, d. h. Kufenmacher bedeutete wie *Kopenhawere* 1384, der Kufenhauer (pld. Kaupenhauer).

Die einzige konsonantische Veränderung an den Namen, die noch in der mittelniederdeutschen Zeit sichtbar wird, ist der Ausfall des *-d-* zwischen langem Stammsilbenvokal und dem tonlosen *e* der Folgesilbe. Wer möchte wohl bedenkenlos annehmen daß unser heutiger ostfälischer Familienname *Holtheuer* auf die mittelalterliche Form *Holtho(i)der* zurückgeht und dasselbe ist wie Waldhüter im Hochdeutschen, wenn nicht der Schwund des *-d-* im 16. Jahrhundert nachzuweisen wäre durch die Belege *Bernd Holthoider* 1500, *Hermen Holthoier* neben *Hermen Holthoider* im gleichen Jahre 1563 und *Hermen Holthoer* 1569? Dasselbe gilt für die Doppelbelege *Ebeling Roder* (lies Röder) von 1520 und *Ebeling Roer* (lies Rö'er) von 1521. Nur hierdurch ist es möglich, den heutigen Familiennamen *Röhr* auf eine ältere Form *Röder* zurückzuführen und als eine Berufsbezeichnung für Leute, die Rodungsarbeiten durchführten, zu erkennen.

#### d) Weiterentwicklung der Namen in der Neuzeit sei Einführung der hochdeutschen Schriftsprache

Als in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts erst die landesherrlichen, später auch die städtischen Behörden und schließlich selbst die Pfarrer als Kirchenbuchführer dazu übergingen, die niederdeutsche durch die hochdeutsche Amtssprache zu ersetzen, wurden davon auch die meisten Familiennamen betroffen, die aus Berufsbezeichnungen hervorgegangen waren. Die ersten Anzeichen hochdeutscher Einflüsse auf Namen in Braunschweig finden sich im Gedenkbuch der Braunschweiger Neustadt. Dort liest man 1567 *Frantz Kanengießer* statt *Kannengeter*, *Peter Leuffer* statt *Löper*, *Melchior Cruger* (lies Krüger) statt *Kröger*, 1584 *Hans Ziegenmeiger* statt *Zegenmei(g)er*, 1585 *Jurgen Wagenfuierer* (lies Wagenführer) statt *Wagenfoirer*, 1588 *Tile Rademacher* statt *Rademeker* oder *-maker*, 1589 *Karsten Knochenhauwer* statt *Knokenhauwer*. Weitere aufschlußreiche Beispiele für den Wechsel von der nieder- zur hochdeutschen Form der Familiennamen bietet das Verpfändebuch der Braunschweiger Altstadt, wo im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts wiederholt während eines und desselben Jahres der gleiche Bürger nacheinander mal so, mal so geschrieben wird, nämlich 1579 *Fredrich Schulte* und *Friedrich Schultze*, 1582 *Hennig Stolmeker* und *Henni Stulmacher*, 1583 *Heinrich Moller* (zu lesen: Möller) und *Heinrich Müller*, 1591 *Gerd Budeler* (zu lesen: Büdeler) und *Gerd Beutler*, 1592 *Hans Kock* und *Hans Koch*. Ohne solche nachweisbar raschen Übergänge finden sich in der gleichen Quelle 1616 *Wigand Kleinsmidt*, der 1571 noch *Wigand Kleinsmedt* geschrieben wurde, und *Henning Baurmeister*, der früher *Burmester* hieß. In den Schoßbüchern der Neustadt können wir verfolgen, wie sich die Verhochdeutschung eines zusammengesetzten Namens in mehreren Stufen vollzieht. 1597 wird zwar schon *Andreas Plögemacher* unter Bewahrung des niederdeutschen Anlauts und Vokals im ersten Glied mit hoch-

deutschem -ch- im zweiten Glied geschrieben, aber erst 1604 als *Andreas Plügemacher* mit hochdeutschem Vokal in der ersten Silbe. Seit wann dann auch der niederdeutsche Anlaut Pl- zum hochdeutschen Pfl- gewandelt wird und die heute gültige Namensform Pflugmacher feste Gestalt annimmt, ließ sich leider nicht genau feststellen. Wahrscheinlich erfolgte die Verhochdeutschung der Namen überhaupt nicht gleichmäßig und brauchte bald längere Zeit, je nachdem ein fortschrittlich gesinnter oder ein zäher am Niederdeutschen festhaltender Schreiber am Werk war. Obwohl schon 1589 ein *Carsten Knochenhauer* mit hochdeutschem -ch- im Gedenkbuch der Neustadt genannt wird, erscheint doch in der gleichen Quelle 1625 wieder ein *Ludolf Knochenhauer* mit nd. -k-. Der in den Schoßbüchern der Altstadt 1650 erwähnte *Hans Roßtüescher* wird dort zwar 1661 *Hans Roßteuscher* geschrieben, 1671 aber im Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt wieder *Hans Roßtüscher*. Dieses Verzeichnis weist auch sonst manche altertümlichen Lautformen auf, so z. B. die Bezeichnung einer Witwe als „*Kannegetersche*“, d. h. die Frau eines verstorbenen Kannengießers, dessen Berufsbezeichnung schon mehr als 100 Jahre früher auf hochdeutsch durch das Gedenkbuch der Neustadt 1567 in den Familiennamen *Frantz Kannengießer* bezeugt worden war. Noch deutlicher wird das lange Festhalten an niederdeutsche Formen neben den längst eingebürgerten hochdeutschen bei der zum Familiennamen gewordenen Berufsbezeichnung des Schmiedes. Nachdem auf einen im Gedenkbuch der Neustadt 1571 genannten *Ludeke Smeth* im Verpfändungsbuch der Altstadt 1577 ein *Hans Smidt*, in den Gerichtsprotokollen des Rates 1596 ein *Wulf Goldschmidt* und im Gedenkbuch der Neustadt 1607 ein *Heinrich Schmidt* gefolgt waren, erscheinen in der letztgenannten Quelle gleich wieder e-Formen mit *Arnd Goltschmed* 1607 und *Ernst Schmed* 1613. Auch im Bürger- und Gewerbeverzeichnis von 1671 stehen neben 21 Trägern des Namens *Schmidt* noch 8 Belege für *Schmedt*. In der Folgezeit schwand diese halb niederdeutsche ältere Form zwar mehr und mehr, doch behauptete sie sich resthaft bis ins 20. Jahrhundert, wie das Braunschweiger Adreßbuch für 1937 mit 2 Vertretern des Namens *Schmedt* neben 621 Belegen für *Schmidt* ausweist.

Das gleiche Adreßbuch bietet noch zahlreiche weitere Beispiele für das Nachleben niederdeutscher Namenformen gleichzeitig mit ihren Verhochdeutschungen, so die Namenpaare *Bode* (109 Belege) und *Bot(h)e* (70), *Bruer* (26) und *Brauer* (28), *Buhr* (5) und *Bauer* (79), *Burmester* (6) und *Bauermeister* (23) mit der Mischform *Burmeister* (10), *Dreier* bzw. *Dreyer* (44) und *Dreher* (1) oder *Drechsler* (18), *Kopmann* (4) und *Kaufmann* (46), *Köster* (25) und *Küster* (35), *Kröger* (4) und *Krüger* (141), *Oppermann* (150) und *Opfermann* (4), *Pape* (168) und *Pfaffe* (1) bzw. *Pfaff* (7), *Pieper* (49) bzw. *Piper* (14) und *Pfeil(f)er* (47), *Remer* (6) bzw. *Reimer* (14) und *Riemer* (4), *Schaper* (150) und *Schäfer* (80), *Schlüter* (131) und *Schließer* (1), *Schriever* (6) und *Schreiber* (71), *Schütte* (103) und *Schütze* (26) bzw. *Schütz* (9), *Stöber* (12) bzw. *Stöver* (1) und *Stüber* (14) oder *Bader* (6), *Timmermann* (18) und *Zimmermann* (89). Die Beharrungskraft der niederdeutschen Formen gegenüber dem Systemzwang der Verhochdeutschung war also sehr unterschiedlich. Auffallend gut behaupteten sich *Bode*, *Dreier*, *Oppermann*, *Pape*, *Pi(e)per*, *Remer/Reimer*, *Schaper*, *Schlüter* und *Schütte*, die mit Ausnahme von *Dreier* und *Reimer* auch in den braunschweigischen Dörfern ungewöhnlich häufig vorkommen. Nach dem Dörferadreßbuch von 1936 gab es damals *Bode* in 81, *Oppermann* in 73, *Pape* in 75, *Schaper* in 73, *Schlüter* in 46 und *Schütte* in 53 Gemeinden der Kreise Braunschweig, Gandersheim, Helmstedt, Holzminden und Wolfenbüttel. (Schluß folgt).



# Alte Grenzsteine

von Friedrich Brandes

Der Streit der Menschen um die leidigen Grenzen ist uralte, wir sehen das im großen wie auch im kleinen. Der Grenzstein mit der wohl traurigsten Berühmtheit ist der Grenzstein auf der nach 1918 geschaffenen Dreiländerecke bei Weißenberg im Kreis Stuhm/Westpreußen. Im Laufe der Jahre sind Tausende gekommen, um sich diesen Stein mit der Inschrift „Traité de Versailles — 28. Juin 1919“ anzusehen. Denn hier grenzten die 3 Länder Deutschland, Danzig und Polen aneinander.

In unseren Dörfern ist nun in der verschiedensten Form die Sage vom Bauern überliefert, der zu Lebzeiten die Grenzsteine versetzt hat und nun in der Geisterstunde „umgehen“ muß. Er schreckt den nächtlichen Wanderer und jagt ihm Angst und Entsetzen ein.

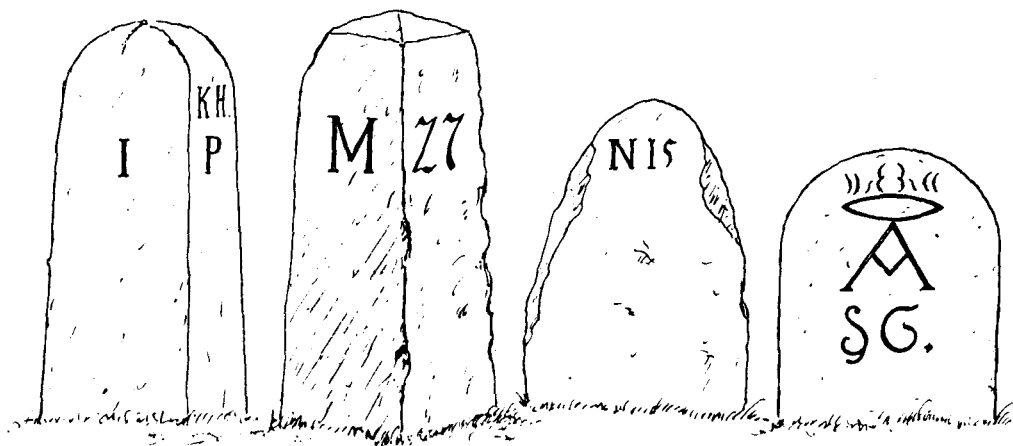
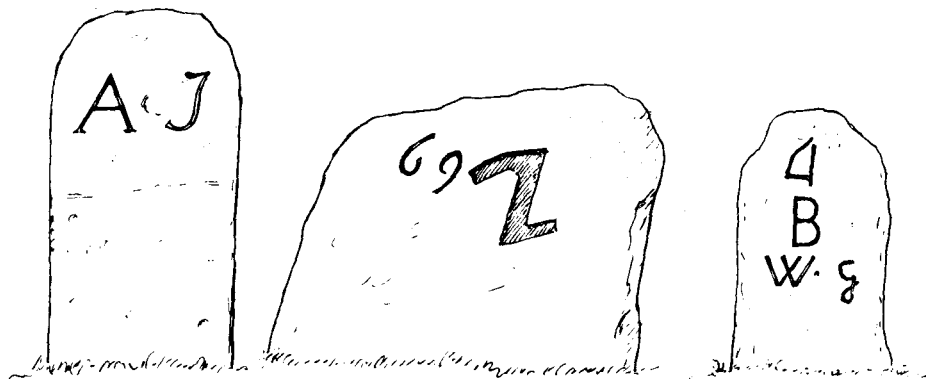
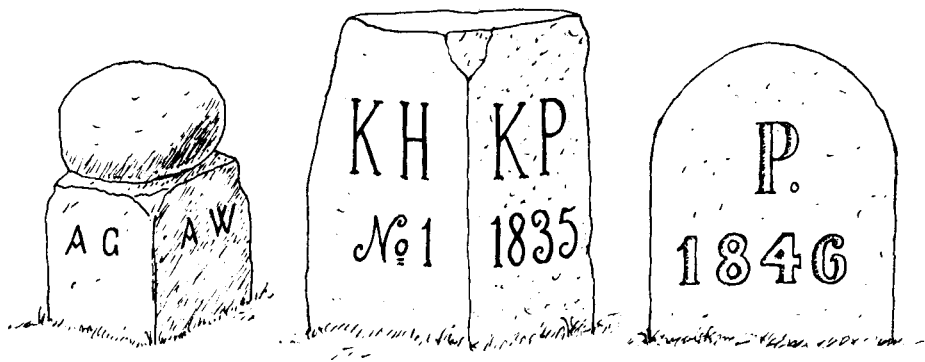
Doch von all diesen Steinen soll hier nicht die Rede sein, sondern von älteren Grenzsteinen, die die alten Amtsbezirke, Vogteien usw. abgrenzten und die nach der Art ihrer Beschriftung auf ein Alter von oft mehreren Jahrhunderten zurückblicken können. Nur selten haben diese Steine den heute üblichen quadratischen Querschnitt, es sind meistens Steinplatten oder aber in Gebirgsgegenden unbehauene Findlinge.

Ein wohl schon 200 — 300 Jahre alter und recht bemerkenswerter Grenzstein in Form eines „Kopfsteines“ ist der Vierämterstein auf dem Schwalenberge am Rande des Westharzes, s. Abb. 1. Hier grenzten einst die Ämter Seesen, Gandersheim, Stauffenburg und Westerhof aneinander. Der Stein ist schon vor 35 Jahren vom Lehrer Lampe aus Harriehausen aufgenommen.

Die Abb. 2 zeigt einen alten Grenzstein der früheren „Dreiländerecke“ südlich von Börßum im großen Bruch. Hier, in einem weiteren Anger- und Wiesengebiet, grenzten die früheren Länder Preußen, Braunschweig und Hannover aneinander. Der dreiseitige Sandstein hat die Inschriften „HB No. 1“, „KH No. 1“ und „KP 1835“, d. h. also Herzogtum Braunschweig, Königreich Hannover und Königreich Preußen. Unweit dieses Steines steht der mit Abb. 3 wiedergegebene kleinere Grenzstein von 1846, dessen P auf das preußische Gebiet des Kreises Halberstadt hinweist.

Abb. 4 stellt einen alten Grenzstein des Amtes Jerxheim dar, der im Herbst 1964 am Nordhang des Heeseberges aufgefunden wurde. Da der Stein an einem Wegrande lag, ist er vermutlich erst vor kurzem durch einen Pflüger ans Tageslicht gekommen. Der Stein wurde zwecks Aufzeichnung aufgerichtet, am nächsten Tage wurde der Jerxheimer Gemeindedirektor benachrichtigt, um eine Sicherstellung dieses alten Grenzsteines zu erreichen. Die vom Gemeindedirektor schon am folgenden Tage mit einem Wagen ausgesandten Leute kamen jedoch unverrichteter Dinge zurück — den Stein hatte sich irgend jemand angeeignet.

Einer der alten Grenzsteine des Kaiserweges, der von Harzburg quer durch den Harz nach Nordhausen verläuft, ist auf Abb. 5 zu sehen. Auf einem großen Teil dieses sehr alten Weges verläuft die Grenze zwischen den Ländern Braunschweig und Hannover. Diese Grenze ist durch zahlreiche alte Grenzsteine markiert. Nördlich vom Achtermann zweigt vom Kaiserweg ein östlich um den Achtermann herumführender Weg ab, an dieser Stelle steht der mit Abb. 5 wiedergegebene Stein, der wie die anderen dort befindlichen Grenzsteine fortlaufend nummeriert



ist. Diese unbehauenen Steine tragen auf Vorder- und Rückseite verteilt, in tiefer Einmeißelung die Wolfsangel, ferner 3 parallel verlaufende kurze Striche und eine laufende Nummer.

Der mit Abb. 6 wiedergegebene Stein steht südwestlich von Harzburg an der Ostseite des Kohlenweges im Jagen 203. Unter Fichtenzweigen und hohem Moos fast verdeckt konnte erst nach Beseitigung dieser Hindernisse die hier ersichtliche Inschrift festgestellt werden. Hiernach handelt es sich um einen Grenzstein der einstigen Weidegenossenschaften Bündheim und Schlewecke, denn das auf der Rückseite befindliche S weist auf Schlewecke hin.

Die Südgrenze des Amtes Meinersen war bis zum Jahre 1771 gegenüber dem hildesheimischen Amte Peine ein dauernder Anlaß von Streitigkeiten gewesen, man führte einen ständigen Kleinkrieg um Nutzungs- und Weiderechte. 1771 wurde die Grenze nun genau vermessen und durch 30 hohe Grenzsteine markiert. Von der Dreiländerecke zwischen Peine und Essinghausen beginnend, wurde dann der letzte Stein an der Nordwestecke des Hämelerwaldes gesetzt. Die Steine haben einen fast quadratischen Querschnitt und sind noch fast alle erhalten. Die Abb. 7 zeigt den Stein an der Dreiländerecke östlich von Peine, wo die 3 Ämter Peine, Vechede und Meinersen zusammentreffen. An der Westseite trägt der Stein eine I, auf der Ostseite „No. 84“ als braunschweigische Nummer. Auf der Südseite KH und P (Königreich Hannover, Amt Peine), auf der Nordseite HB (Herzogtum Braunschweig), das darunter befindliche M weist auf das Amt Meinersen hin. Die Abb. 8 zeigt den Grenzstein Nr. 27, der nördlich vom Hämelerwalde inmitten einer Wiese des Dorfes Arpke / Krs. Burgdorf steht, er grenzt die Vogtei Uetze gegen das Amt Peine ab.

Die auf der Höhe des Galgenberges zwischen Kalme und Gr. Biewende / Krs. Wolfenbüttel verlaufende Feldmarksgrenze bildete in alter Zeit auch die Südgrenze der alten Vogtei Gr. Biewende. Auf alten Flurkarten ist an dieser Stelle die Bezeichnung „Knüdel“ eingetragen. Knüdel sind von Menschenhand aufgeschichtete kegelförmige Erhöhungen, unter denen sich ein bronzzeitliches Grab befindet. Bei der Begehung der hier nun verlaufenden alten Grenze wurde der mit Abb. 9 zu ersehende alte Grenzstein entdeckt, ein Grenzstein der alten Vogtei Gr. Biewende mit der Inschrift „N 15“.

Ein besonders schöner alter Grenzstein, dessen Alter mit 300 Jahren anzunehmen ist, wurde vor Jahren bei Wendschott im Amte Vorsfelde ausgepflügt. Da auch in der Umgebung der Fundstelle von einer früheren Grenze nichts bekannt ist, bleibt diese Inschrift mit der Krone noch immer rätselhaft.

## *Zierformen an Einrichtungsgegenständen der Süpplinger Bauernstuben des 19. Jahrhunderts*

Auszüge aus den zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Aufzeichnungen  
des verstorbenen Ackermanns

Alfred Hesse

### 1. Der Stubenofen

Das Auffallendste in jeder bäuerlichen Wohnstube (große Stube) war der „Kok-Owe“ (= Kochofen). Dieser stand nicht, wie die jetzt noch neueren Kochöfen, mit der einen Breitseite im Zimmer, welche auch die am meisten verzierten Gußplatten besitzt, sondern es standen die alten Kochöfen mit ihrer einen Giebelseite daselbst, wodurch erreicht wurde, daß sie der Stube eine weit größere Heizfläche darboten. Noch jetzt im Orte aufbewahrte Seitenplatten beweisen, daß diese alten Öfen von größerem Ausmaß waren. Das Kunstvollste an diesen war der sogenannte „Obenstein“, der als Fuß unter der dem Stubeninneren zugekehrten Schmalseite der eisernen Feuerkiste des Ofens stand und oft ein in Kalkstein gemeißeltes, flaches Säulenkapitell mit gewundenen Schnecken darstellte.

Die beiden großen Seitenplatten der Feuerkiste trugen Bilder, die einen großen geschichtlichen Vorgang mit der Figur eines Fürsten aus jener Zeit in der Mitte, darstellten. Oft fügte man auch ein entsprechendes Motto hinzu.

Der obere Teil dieser Ofen war nicht wie jetzt aus Eisenteilen, sondern aus Stein gemauert und mit mächtigen Höhlungen oder Röhren versehen, zur Aufnahme von Kaffeekanne oder Kochtöpfen. Auch Ofen, deren Oberteil sich pyramidenartig nach oben verjüngte, waren in den alten „Krügen“ im Gebrauch; dagegen besaßen die Bauernhäuser solche nicht.

## 2. Tisch und Stühle

Neben dem Ofen war „*de grote Disch*“ das Stück der Einrichtung, welches am meisten benutzt und demgemäß auch am meisten zu sehen war. Infolgedessen hatte man auch beabsichtigt, es künstlerisch zu gestalten. Doch sind diese alten, mächtigen Bauertische mit ihren Lindenholzplatten und säulenartigen Beinen, die unten der Festigkeit halber mit Fußleisten verbunden sind, höchst selten geworden und den meisten der jüngeren Generation gar nicht mehr bekannt.

Die dem Tisch von zwei Seiten umgebenden *Holzbänke* mit ausgesägten Holzfüßen sind noch mehrfach erhalten; so auch einige *Holzschemel* mit mehrfach ausgeschweiften Holzlehnen. Letztere waren in den Wirtsstuben bis 1880, in welcher Zeit durch den Einzug der Industrie der letzte Rest bäuerlicher Einrichtung und bäuerlichen Wesens verloren ging, noch fast ausschließlich im Gebrauch. Krugstube und Bauernstube, waren ehemals ein und dasselbe in den Bauernwirtschaften, die wie es in alten Dorfbeschreibungen heißt, die „*K r u g g e r e c h t s a m e*“ besaßen. In unserem Dorfe waren es nur Kotsassen, denen sie verliehen war. Nur war die sogenannte „*Krauchstuwe*“ ihrer auch anderweitigen Benutzung wegen größer und zwar um so viel, wie die Stubenkammer, die im Bauernhause hinter der Wohnstube lag, ausmachte. Diese beiden Räume waren im Krüge zu einem verschmolzen.

Der große *Ohrensessel*, „*Schüddelstaul*“ oder „*Backenstaul*“ genannt, war schon am Anfang des 19. Jahrhunderts in den Bauernstuben vorhanden. Er trug oft einen Bezug von schwarzem Leder, der an allen Kanten von einer dichten Reihe Pinnen mit weißen Porzellanköpfen festgehalten wurde. Die ältere Form des Backenstuhles war mit einer Fußbank verbunden und hatte die Eigenschaft, als Ruhebett in waagerechter Lage verwendet werden zu können. Die letzten Backenstühle dieser Art sind am Ende des 19. Jahrhunderts verschwunden.

Ein anderes Aussehen hatte „*de Spinnestaul*“ (= Spinnstuhl) der zuerst als „*Schelpstaul*“ (= Schilfstuhl) ungefähr um 1750 auftritt. Ziemlich niedrig auf den Beinen, war er mit Kreuzfuß verbunden, wie auch die Seitenstäbe der Rückenlehne zu verschiedenen Formen ausgedrechselt waren. Der Sitz bestand aus harten Schilfstengeln, kunstvoll gefügt und ganz dicht geflochten. An einem in der Mitte verbreiterten Stab der Rückenlehne war die Jahreszahl mit dickem Pinsel in Weiß aufgemalt, alles übrige an Holzteilen trübblau gestrichen. Seitenlehnen besaßen die Schilfstühle nicht. Hingegen fand man an ihrem Nachfolger, dem „*Reitenstaul*“ stets eine Seitenlehne, und zwar an der rechten Seite. Solche Stühle mit geflochtenem Sitz aus „*Reit*“ (= spanisches Rohr) stammen aus den Jahren um und nach 1800 und weisen am Holz schon Einlegearbeiten unter Verwendung von Eschenfurnier auf, mitunter an versteckter Stelle, mit feinem Punktstrich eingraviert, einen kurzen Spruch.

### 3. Laden, Koffer und Schränke

Die *Lade* ging zeitlich dem Koffer und dem Kleiderschrank voraus, sie diente zur Aufbewahrung der besseren Kleidungsstücke und anderer Wertsachen.

In jeder Bauernstube stand früher eine „La“ an Stelle des späteren Sofas. Die „La“ war oft sehr schmuckvoll gearbeitet, aus reinem Eichenholz bestehend, hatte Arbeit von Holzrelief als Säulenmotiv. Mitunter waren sie auch gestrichen. Mit den Farben war man wenig wählerisch und im Pinselstrich sehr roh. Ein unvollkommenes Wellenlinienbündel war die ganze Zeichnung; eine andere zeigte wieder saubere, wenn auch einfache Kassettenmuster. Die Schösser wiesen doppelte Klammerriegel auf, die Schlüssel krause Bärte. War die „La“ oben mit waagrechttem Deckel versehen und auch sonst rechtwinklig gehalten, so war der „Kuffer“ unten etwas enger als oben und trug einen gewölbten Deckel. Eichene Koffer sind hier nicht bekannt, die ältesten stammen aus der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts; sie hatten Eisenbeschlag und teils mit einem Maurerpinsel äußerst plump aus freier Hand hingeworfene Blumen. Teils aber waren sie über und über vierfarbig bemalt mit blumenähnlichen Gebilden, welche aber eine eigenartige Wirkung auslösten. Die mehr künstlerisch bemalten Koffer ließen auf einen feineren Sinn des Malers für Farben schließen. Die Zusammenstellung dieser Farben bestand aus Schieferblau als Untergrund, Weiß als Einfassung, Trübsrot, Lehmgelb und Dunkelgrün als Blumenfarbe.

Um die Separationszeit 1848 und früher treten escheverlegte Koffer auf mit sehr sauber gearbeiteten Einlagen, die ausgesprochene Kunstmöbeltischlerei in vollendeter Weise darstellten.

Auch die Griffe an der „La“ und dem „Kuffer“ zeigten von Anbeginn an eine mehr oder weniger künstlerische Gestaltung. Auch die Schlüssellöcher waren manchmal derartig mit einer Klappe versehen, die nur der Eingeweihte zu öffnen verstand.

Mit den Koffern tritt „*dat Klederschapp*“ (= Kleiderschrank) auf, dessen Türen und Vorderseite man auch zu verzieren beliebte. In Reihen oder Figuren brachte man daselbst längliche Holzperlen im Relief an und erzielte auf diese Weise eine künstlerische Wirkung, welche an das Blumengerank auf Denkmälern der Biedermeierzeit erinnerte. Verhältnismäßig alt ist auch die „*Schriekummode*“ (= Schreibkommode), eschenfurniert und im Empirestil gehalten, mit nach vorn niederschlagender Schreibklappe, die innen dunkel poliert war und im geschlossenen Zustande schräg nach hinten einfiel. Bisweilen sieht man einen Glasschrank als Aufsatz auf der Kommode. Verschiedene andere, unmodern gewordene Möbelstücke, wie hohe, eschenfurnierte *Sekretäre* in den verschiedensten Formen, Schränke auf einem Fußgestell mit ziemlich derb gedrechselten Beinen, die mit einem Kreuzsteg verbunden sind, oder sogenannte *Rollbüros* waren wie die Schreibkommoden keine Erzeugnisse ländlicher Kunst, obwohl sie alle schon seit dem 1. Viertel des 19. Jahrhunderts ihre dauernde Heimat in unserem Dorf gefunden hatten. Mitunter ist gar nicht festzustellen, woher sie eigentlich stammten. Sie sind wohl in der Regel von außerhalb nach hier vererbt oder bei Verkäufen aus herrschaftlichen Haushaltungen benachbarter Orte erstanden worden.

Ländlicher Herkunft war dagegen „*dat Melkschapp*“ (= Milchschränk), das bis zur Separationszeit in keiner Bauernstube fehlte, solange der geringe Viehbestand noch keinen besonderen Raum zur Aufbewahrung der Milch und ihrer Produkte erforderlich machte. Auch dieses Möbelstück hatte seine künstlerische Ausgestal-

tung, und zwar war es hauptsächlich die Tür, die in ihrer oberen Hälfte aus reinen, sauber gearbeiteten Holzgittern bestand.

#### 4. Bettstelle und Fußbank

Einen Wandel in der künstlerischen Gestaltung machte „*de Beddespunnije*“ (= Bettstelle) durch. Die ältesten waren rein eichen, durch Holzpflocke zusammengehalten. Etwas jüngere aus der ersten Zeit der Einführung des Tannenholzes in unserer Gegend haben auf der Kopf- und Fußgiebelseite Galerien aus einem Stück gearbeiteter, dicht aneinander stehender Holzringe. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts treten Bettstellen mit verhältnismäßig hohem Kopfende auf, deren Holzornamente wie vergrößerte Laubsägearbeiten sich ausnehmen, mit Blumen und Blattgewinden sauber bemalt und mit Jahreszahl, Namen und frommem Spruch geschmückt in den bei den Koffern angegebenen Farben.

Selbst „*de Hutsche*“, die hölzerne Fußbank, zeigte meistens eine, wenn auch unbedeutende, künstlerische Gestaltung. In der Mitte ihrer Platte war eine Öffnung in einer leicht geschwungenen Form angebracht, die den Zweck hatte, als Handgriff zu dienen.

#### 5. Sonstige Einrichtungsgegenstände

Die meisten der bisher genannten Einrichtungsgegenstände gehörten zum Hochzeitsgut, das einem jungen Paar zur Ausstattung ihres neuen Hausstandes mitgegeben wurde und entweder zu diesem Zweck neu gekauft oder von den Vorfahren vererbt wurde. Auf diese Weise haben sich manche altertümlichen Stücke von Generation zu Generation in den Bauernstuben erhalten.

Zum Hochzeitsgut gehörten auch „*de Spinnewocken*“ (= Spinnrad) und „*de Haspel*“ (Garnhaspel), die als Brautgeschenke mit besonderem künstlerischen Geschmack von Drechslern angefertigt wurden. Wenn auch diese Staatsspinnräder meist nur als Schmuck aufbewahrt wurden, da man zum täglichen Gebrauch beim Spinnen gewöhnliche Wocken hatte, so wurden doch aus braunen Zwetschenbaumholz gedrechselte und mit vielen Elfenbeinspitzen verzierte Drechslerarbeiten immer wieder auf jedem Wagen, der „*dat Bruschat*“ (Brautschatz, Brautausstattung) am Tage vor der Hochzeit nach dem Brauthause fuhr, als Symbol des Fleißes zu sehen.

In Beziehung zum Spinnrad stand auch der „*Lüchter*“, ein Ständer der oft dreifüßig, gestützt, in Tischhöhe eine ornamental ausgesägte waagerechte Platte von Quadratfußgröße trug, zur Aufnahme einer Olfunzel um welche an Spinnabenden die Mädchen spinnend, erzählend oder singend saßen.

Diese mit einer Stichsäge ausgeführte Arbeit fand man auch an Bettstellen und am sogenannten „*Handaukhalter*“, der hinter der Stubentür angebracht war als drehbarer Hebel, der das „*Staatshandauk*“ trug entweder feiner gehalten mit Schnitzarbeit oder gröber, wie beim „*Lüchter*“.

„*Dat Neitüch*“ (Nähzeug); da sind zu nennen die Nähkasten, manchmal aus feiner Einlegearbeit bestehend, manchmal als starker Holzkasten vorhanden mit Schnitz- und Sägearbeiten verziert.

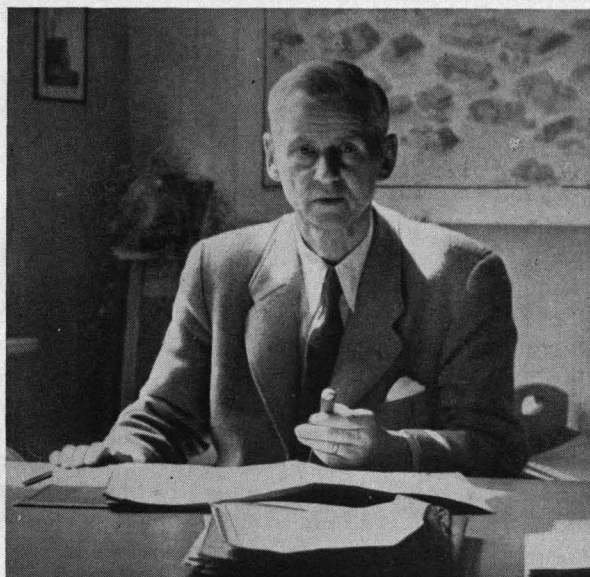
„*Natelbüssen*“ (Nadelbüchsen) waren vorhanden mit sauberer Kerbschnitzerei.

„*Klubebekker*“ (Knäuelbecher) aus Holz in aufrechter Eiform mit einem Deckel verschließbar. Die Öffnung für den Faden wie auch die drei zierlich gedrechselten Füße bestanden aus Elfenbein.

(Fortsetzung folgt).

## Zum Gedächtnis an Gottfried Hartwieg

Am 1. Dezember 1970 verstarb der Ehrenvorsitzende des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, Oberbaurat a.D. Gottfried Hartwieg im 83. Lebensjahre. Eine Schilderung seines Lebensweges und seines beruflichen Wirkens brachten wir schon im 39. Jahrgang unserer Zeitschrift auf Seite 65 f. anlässlich seines 65. Geburtstages im Jahre 1953 und eine Würdigung seiner Verdienste um den Heimatschutz im 49. Jahrgang auf S. 95 f. anlässlich seines 75. Geburtstages im Jahre 1963. Damals übte der rüstige Jubilar noch mit umsichtiger Tatkraft das Amt des Vorsitzenden unseres Landesvereins aus. Als er am 24. März 1966 mit Rücksicht auf sein hohes Alter dieses Amt niederlegte, das er vom 25. Juni 1949 an im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung für die Heimat fast 14 Jahre lang verwaltet hatte, dankten ihm die Mitglieder seine treue Hingabe durch die Verleihung der Würde eines Ehrenvorsitzenden.



Gottfried Hartwieg im Jahre 1953

Obwohl Gottfried Hartwieg, nunmehr frei von amtlichen wie ehrenamtlichen Pflichten, seinen Lebensabend als ein wohlverdientes „otium cum dignitate“ in aller Beschaulichkeit hätte genießen können, gönnte er sich doch keine Muße. Als beratender und gestaltender Architekt wirkte er weiterhin rastlos bis in die letzten Monate seines Lebens dafür, daß denkmalwürdige Gebäude karitativer Institutionen wie Krankenhäuser, Alten- und Pflegeheime, deren Vorständen er angehörte, unter möglichster Schonung des historischen Baubestandes durch behutsame Um- und Anbauten den sozialen und volksgesundheitlichen Erfordernissen der Gegenwart angepaßt wurden und die Erstellung völlig neuer Gebäude in das umgebende Orts- und Landschaftsbild unter Beachtung heimatlicher Überlieferungen erfolgte. So setzte er im gewissermaßen privaten Bereich das segensreiche baupflegerische Schaffen fort, dem er sich jahrzehntelang vorher amtlich als Leiter der staatlichen Bauverwaltung im Braunschweiger Lande und ehrenamtlich als Vorsitzender des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz gewidmet hatte.

Wenn er nun den Zeichenstift für immer aus der Hand gelegt hat, so wird sein Wollen und Wirken doch nicht in Vergessenheit geraten. Es spiegelt sich für die Nachwelt wider in den baupflegerischen Aufsätzen, die er in unserer Zeitschrift und in der Sonderschriftenreihe unseres Landesvereins veröffentlicht hat: „Die Neubauernsiedlung Neuhaus bei Vorsfelde“ (S. 25 ff. des Heftes 2/3 der Braunschweiger Blätter von 1937), „Praktische Denkmalpflege“ (S. 20 ff. der „Braun-

schweiger Heimat" von 1943), „Kann und soll das Braunschweiger Schloß erhalten werden?“ (Heft 1 der Sonderschriftenreihe von 1956), „Landschaftsgebundenes Bauen auf dem Lande“ (S. 37 ff. des Heftes 3 der Sonderschriftenreihe von 1958), „Die Verhandlungen über das Schicksal des Residenzschlosses zu Braunschweig“ (S. 16 ff. der „Br. H.“ von 1960) und „Die letzten Tage des Residenzschlosses zu Braunschweig“ (S. 24 ff. der „Br. H.“ von 1961).

Es war für den traditionsbewußten Baupfleger gewiß eine der bittersten Enttäuschungen seines Lebens, daß er in seinem leidenschaftlich geführten und doch sachlich aufs zuverlässigste begründeten Kampf um die Erhaltung und Wiederherstellung eines so bedeutenden Baudenkmals wie des Braunschweiger Schlosses gegen mächtigere Widersacher am Ende unterlegen war. Um so mehr mußte es ihn beglücken, bei Fahrten durch die Heimat immer wieder beobachten zu können, wie seine früheren Bemühungen um die Erhaltung mittelalterlicher und barockzeitlicher Domänengebäude und deren sinnvolle Umgestaltung für neue Verwendungszwecke anläßlich der Aufsiedlung braunschweigischer Domänen (Neuhaus, Warberg, Schliestedt u. a.) zu einem bleibenden Erfolge geführt hatten. Jene der Nachwelt geretteten Zeugen alter Baukunst wie auch die von Hartweg in ihrer Umgebung geschaffenen Neubauernhöfe erweisen sich nach wie vor als zugleich betriebswirtschaftlich gesund und als künstlerisch vobildlich gelungen. Wer auch immer heute und künftig auf die Zeugen der Bautätigkeit Gottfried Hartwegs in braunschweigischen Dörfern trifft, wird anerkennen, daß sie sich überall im Sinne einer der Tradition verpflichteten, heimatverbundenen Baupflege in die organisch gewachsenen Ortsbilder harmonisch eingefügt haben. Daß mit den Werken Gottfried Hartwegs auch sein Name bei der Nachwelt lebendig bleiben möge, ist der Wunsch aller derer, die sich ihm als Weggenossen verbunden fühlten und des vortrefflichen Mannes in Dankbarkeit gedenken. Flehsig

## *Botanische Zwischenbilanz im Braunschweiger Heidberggebiet*

von Wilhelm Osterloh

(Vorbemerkung: Diesem Beitrage ging die in Heft 3/4 des Jahrgangs 1968 der „Braunschweigischen Heimat“ veröffentlichte Zusammenstellung „Botanische Beobachtungen im Heidberggebiet bei Braunschweig“ voraus. Die „Zwischenbilanz“ wurde bereits im letzten Quartal 1969 abgeschlossen. Der Naturfreund konnte in den vergangenen Monaten erneut interessante Veränderungen der Vegetation des großflächigen Neubaugebietes beobachten).

Seit 1968 ging die Bebauung des Gebietes weiter zügig voran. Ich nenne die Greifswald- und Stargardstraße, das Katholische Gemeindezentrum, die Hauptschule Heidberg, das Einkaufszentrum, das Thüringen-Viertel und die Dresdenstraße. Für botanische Beobachtungen sind natürlich nur die noch unbebauten Flächen und Anlagen wichtig. Das Viereck zwischen dem Sachsendamm, der Wittenberg- und Magdeburgstraße wurde mit Rasen versehen, ebenso ein großes Stück westlich der Schule Dresdenstraße und des Evangelischen Gemeindezentrums sowie ein ursprünglich ziemlich nasses Stück zwischen dem Sachsendamm und der Ascherslebenstraße. Die Zuschüttung des Westteils der großen Kuhle zwischen der Anklam- und Dresdenstraße wurde abgeschlossen. Die Wendeschleife der Straßenbahn hier dürfte gegen Ende des Jahres 1969 fertig sein. Ihr Innenkreis wurde mit Rasen versehen. Ich nehme an, daß all' diese Rasenflächen bis zur endgültigen Ausgestaltung mit Anlagen oder zu ihrer Bebauung nur vorläufig sind. Die ganze Nordseite der Kuhle bis an den Rasen der Hochhäuser der Dres-



denstraße wurde abgeschält oder umgepflügt, der Steilhang abgeflacht und teilweise begradigt. Der Nordostrand der Kuhle wurde durch Zuschüttung oder Planierung erheblich abgeflacht. Von den vier Kühlen östlich der Stolp- und Dresdenstraße dient die größte, am Grunde tief mit Wasser gefüllte zur Kiesgewinnung. Die kleinere nördlich davon ist vorläufig noch sich selbst überlassen, hat einen feuchten Grund und zeigt ein ansehnliches Pflanzenkleid. Die große Kuhle nördlich davon ist fast ganz zugeschüttet. Die vierte Kuhle östlich von dieser wird augenblicklich zugeschüttet. Eine weitere große Kuhle westlich der der Siedlung bei „Jägersruh“ dient noch der Kiesgewinnung und liegt außerhalb der Heidbergsiedlung. Der Sachsendamm führt jetzt von der B 4 bis nach der Salz-dahlumer Straße. Seine Böschungen wurden in gleicher Weise wie die der Zu- und Abfahrtstraßen begrünt und mit Bäumchen und Sträuchern bepflanzt. Infolge des heißen und trockenen Sommers 1969 ist leider manches davon eingegangen. Die Böschung an der Südseite des Sachsendamms von der Einmündung der Stettinstraße bis an die B 4 erhielt einen hübschen Schmuck durch Aussaat der Blauen Luzerne (*Medicago sativa* L.), die außer zahllosen Exemplaren mit dunkelblauen oder violetten Blüten auch Einzelstücke mit hellblauen, weißblauen oder weißen Blüten hervorbrachte. Hinter dem Bauzaun der Hauptschule am Sachsendamm und an der Greifswaldstraße entstanden Aufschüttungen mit Mutterboden, der bei seinem Reichtum an Samenkörnern und Wurzelstöcken überraschend schnell eine bunte Vegetation hauptsächlich hochwüchsiger Pflanzenarten hervorbrachte. Dieser Boden wird indes bald wieder gebraucht werden. Auf den vorläufigen oder dauernden Rasenflächen traten schnell wieder Überreste des früheren Pflanzenkleides auf. Nahezu unberührt blieb nur das Gelände zwischen der Anklamstraße (Häuser Nr. 15 und 17), dem Bauzaun der Hauptschule, der Stettinstraße und den Schulpavillons. Hier wurden nur Bodenproben entnommen oder zeitweilig Bäumchen und Sträucher vor dem Auspflanzen eingeschlagen.

Eine Beschreibung der Pflanzenwelt des Heidberges ist jetzt schwieriger als 1968. Viel mehr Beobachtungsgänge waren nötig. Nach der starken Dezimierung der im Vorjahre erwähnten Pflanzenarten schoben sich, auch unter dem Einfluß des Wetters, viele andere Arten in das Blickfeld des Beschauers. Neue Auswahl, neue Pflanzennamen! Bei den im Dezember 1968 beschriebenen Arten lasse ich die lateinischen Namen weg. Zuerst die „alten“ Arten!

Der Huflattich ist auf unbebautem Gelände sehr häufig und sogar in die Anlagen und Rasenflächen eingedrungen, kein Wunder bei seinen zahlreichen und flugfähigen Samenkörnern.

Der Acker-Schachtelhalm ist auf brachliegenden Flächen noch häufig. Die Gemeine Pestwurz erschien wieder weithin an den Rändern des Bächleins. Die Ränder wurden teilweise durch Anlieger der Greifswaldstraße freigehalten. Das war zum Vorteil der Wasser-Schwertlilie (*Iris pseudacorus* L.), die mit ihren großen, gelben Blüten einen sehr angenehmen Anblick bietet.

Rote Taubnessel, Hirtentäschelkraut, Ehrenpreis und Frühlings-Greiskraut sind weithin noch vorhanden, das Hirtentäschelkraut in Anlagen und auf Rasenflächen.

Der Bauernsenf tritt nur sehr wenig auf. Ungarischer Raukensenf, Stachel-Lattich, Rainfarn und Gemeiner Beifuß sind häufig, Kanadische Goldrute und Schmalblättriges Weidenröschen mehrfach vorhanden, Weißer und Echter Steinklee sowie Zottiges Weidenröschen nur vereinzelt sichtbar.

Die Glanz-Melde entdeckte ich erst Ende Juli. Sie tritt zahlreicher als 1968 auf.

Zu den Fundstellen am Lauseberg und bei der Anklamstraße traten Vorkommen an der Stettinstraße bis in das Gelände der Hauptschule und wieder südlich der Dresdenstraße. In unvorstellbaren Massen wächst sie östlich der noch in Betrieb befindlichen Kiesgrube an der Straße nach Mascherode.

Der dem sandigen und trockenen Boden an der großen Kuhle angepaßte Pflanzenverein wurde schwer dezimiert. Vom Berg-Sandglöckchen erschien ein einziges winziges Stück am Südrande des Rasens der Dresdenstraße. Der Rote Spärkling siedelte nur noch innerhalb der Wendeschleife und wurde im Sommer durch die Anlage der Rasenfläche vernichtet. Der Hasen-Klee wächst vereinzelt auf dem vorläufig umgebrochenen und sich selbst überlassenen Boden nördlich der Kuhle und neu auf den Rasenflächen der Dresdenstraße. Das Kleine Habichtskraut, auf den ursprünglichen Fundstellen vernichtet, ist mit wenigen Exemplaren neu auf den Rasenflächen der Dresdenstraße. Hasen-Klee und Kleines Habichtskraut konnten offenbar auf diesem kurzgehaltenen Rasen Fuß fassen, weil der trockene Sommer wohl für sie zuträgliche Lebensbedingungen schaffte.

Der kleine Teich am Grunde der großen Kuhle wurde inzwischen zugeschüttet.

Vom Gebräuchlichen Seifenkraut erschienen zwei kräftige Exemplare auf dem Baugelände der Hauptschule, wurden indes bald durch Ausschachtungsarbeiten vernichtet. Von der Wiesen-Bärenklau war nirgendwo etwas zu entdecken.

Der Ostteil der großen Kuhle birgt, sehr versteckt, einen Bestand der Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias* L.). Die Pflanze liebt trockene Böden und bevorzugt sonnige Abhänge, so auch hier. Durch Wurzelsprossen bildet sie oft große Kolonien. Ihr Stengel trägt viele schmale Blättchen. Unter der vielstrahligen Trugdolde an seiner Spitze befinden sich meistens noch einige blütenlose Seitenäste. Die Endästchen der Trugdolde gabeln sich in zwei Scheinblüten. Jede Scheinblüte besteht aus einem gestielten, heraushängenden, dreiblättrigen Fruchtknoten (weibliche Blüte) und fünf Reihen miteinander verbundener männlicher Blüten, von denen jede ein Staubblatt vortäuscht. Die Scheinblüte wird von fünf becherartigen verwachsenen Hochblättern umschlossen, zwischen denen eine Honigdrüse steht. Auf den drüsigen Zipfeln der oft lebhaft rot gefärbten Blütenbecher wird Honig abgesondert. Der Stengel enthält weißen Milchsaft. Langaufgeschossene, kränkliche und daher nichtblühende Wolfsmilchpflanzen leiden unter dem Befall mit Erbsenrost (*Uromyces pisae*). Der Befall ist auf der Unterseite der Blätter leicht zu erkennen. Wohl unter dem Einfluß des Wetters änderten die brachliegenden Flächen ihren Gesamtaspekt gegenüber dem Vorjahre, besonders deutlich zwischen der Anklam- und Stettinstraße. Hier erschienen zwar die durchweg niedrigen Frühlingspflanzen, wurden aber bald durch hochwüchsige Arten verdeckt. Huflattich, Acker-Schachtelhalm, Hirtentäschelkraut, Rote und Stengelumfassende Taubnessel (*Lamium amplexicaule* L.), Ehrenpreis-Arten, Gemeine Kuhblume (*Teraxacum officinale* Web.) und Frühlings-Hungerblümchen (*Erophila verna* [L.] F. Chevall.) wurden schnell durch die „Riesen“ überwuchert. Zu den bereits 1968 erwähnten Stachel-Lattich, Rainfarn, Gemeiner Beifuß, Weißer Steinklee und Schmalblättriges Weidenröschen zähle ich noch auf: Echte Kamille (*Matricaria chamomilla* L.), mit kegelförmigem, hohlem Blütenboden, Geruchlose Kamille (*Tripleurospermum inodorum* [L.] Schultz-Bip.), mit flachem, massivem Blütenboden, Kohlartige Saudistel (*Sonchus oleraceus* L.), Stink-Pippau (*Crepis foetida* L.), Gemeines und Raukenblättriges Kreuzkraut (*Senecio vulgaris* L. und *S. erucifolius* L.), die wehrhafte Gruppe der Stachel-Distel (*Carduus acanthoides*

L.), Krausen Distel (*C. crispus* L.), Acker-Kratzdistel (*Cirsum arvense* [L.] Scop.) und Gemeinen Kratzdistel (*C. vulgare* [Savi] Ten.) Krauser Ampfer und Sauerampfer (*Rumex crispus* L. und *R. acetosa* L.), Wiesen-Kerbel (*Anthriscus silvestris* [L.] Hoffm.), Schafgarbe (*Achillea millefolium* L.), Acker-Knautie (*Knautia arvensis* [L.] Coult.), Wilde Möhre (*Daucus carota* L.), Filz-Klette (*Arctium tomentosum* Mill.) und Ampfer-Knöterich (*Polygonum lapathifolium* L.). Diese hohen Pflanzen behinderten sogar die mittelgroßen, also z. B. das Wiesen-Labkraut (*Galium mollugo* L.), Kanadische Berufskraut (*Erigeron canadensis* L.), die Kornblume (*Centaurea cyanus* L.), Weiße Taubnessel (*Lamium album* L.), Zweihäusige und Kleine Brennessel (*Urtica dioica* L. und *U. urens* L.), den Scharfen Hahnenfuß (*Ranunculus acer* L.), Sand-Mohn (*Papaver argemone* L.), Großen und Lanzettlichen Wegerich (*Plantago major* L. und *P. lanceolata* L.). Die kleinen Gewächse, vor allem die etwas später blühenden, wurden meistens übersehen: Silber-Fingerkraut (*Potentilla argentea* L.), Gänseblümchen (*Bellis perennis* L.), Thals Schmalwand (*Arabidopsis thaliana* [L.] Heynh.), Kleinblütiges Vergißmeinnicht (*Myosotis micrantha* Pall.), Weicher Storchschnabel (*Geranium molle* L.), Schierlings-Reiherschnabel (*Erodium cicutarium* [L.] L'Her.), Gundelrebe (*Glechoma hederacea* L.), Scharfer Mauerpfeffer (*Sedum acre* L.). Von den vielen kleineren oder größeren Fehlstellen dieses Geländeteils nutzte besonders die Strahllose Kamille (*Matricaria matricarioides* [Less.] Port.) den kahlen Boden an den Rändern der Trampelpfade weidlich aus, besonders nahe der Bushaltestelle Stettinstraße. Ihr fehlen die Strahlblüten. Sie ist daher unansehnlich, liegt dort, wo sie oft getreten wird, nahezu dem Boden auf und übersteht alle Gefahren. Sonst sind die Fehlstellen das Reich der Gräser. Diese dringen gern in andere Pflanzenbestände ein, lassen in ihre Bestände aber kaum andere Pflanzen herein. Meistens sind sie auch hochwüchsig oder stehen dicht zusammen. Hier traten sie 1969 in solcher Menge und Wuchsfreudigkeit auf, daß der Gesamtanblick dieses Geländeteils gegen 1968 deutlich anders war. Ich möchte nicht alle hier festgestellten rund 25 Arten Gräser aufzählen, sondern nur die hochwüchsigen. Ähren-Rispengräser: Gold-Hafer (*Trisetum flavescens* [L.] P. B.). Rispengräser: Gemeiner Windhalm (*Apera spica venti* [L.] P. B.), Hoher Glatthafer (*Arrhenatherum elatius* [L.] J. et C. Presl.), Dach-Trespe (*Bromus tectorum* L.), Gemeines Knäuelgras (*Dactylis glomerata* L.), Rasen-Schmieles (*Deschampsia flexuosa* [L.] Trin.), Land-Reitgras (*Calamagrostis epigeios* [L.] Roth), Hoher Schwingel (*Festuca elatior* L.), Hain-Rispengras (*Poa nemoralis* L.) und Wiesen-Rispengras (*Poa pratensis* L.). An der Ostseite der Stettinstraße, kurz vor der Einmündung in den Sachsendamm, befindet sich ein flacher Abhang, der von Kindern zum Spielen und Schlittenfahren benutzt wurde. Dementsprechend war die Pflanzendecke recht locker. Nachdem der Abhang durch den Bauzaun seit fast zwei Jahren vorläufig Ruhe hatte, trat 1969 die Wilde Möhre außergewöhnlich zahlreich und kräftig auf.

In großen Mengen blühte überall der Zweijährige Feinstrahl (*Erigeron annuus* [L.] Pers.), besonders auf dem Gelände nordöstlich der großen Kuhle. An der abgeflachten, begradigten Nordseite dieser Kuhle und darüber hinaus bis an den Rasen der Dresdenstraße im Abschnitt der beiden Wohnblöcke Häuser 24/25 und Häuser 26/27 geschah etwas Interessantes. Auf dem umgepflügten und zunächst kahlen Boden erschienen im Frühling 1969 zuerst der Huflattich, das Hirtentäschelkraut, einige Ehrenpreis-Arten, das Acker-Hellerkraut (*Thlaspi arvense* L.), die Rote und Stengelumfassende Taubnessel und der Echte Erdrauch (*Fumaria officinalis* L.). Danach blühten in Unmengen die Echte Kamille und noch

mehr die Geruchlose Kamille, so daß von der Anklamstraße her (Entfernung etwa 200 Meter) dieses Gelände weiß leuchtete. Bei näherer Untersuchung ergab sich freilich, daß unter den Kamillen auch noch Acker-Stiefmütterchen (*Viola tricolor* L.), Schmalblättrige und Viersamige Wicke (*Vicia angustifolia* L. und *V. tetrasperma* [L.] Schreb.), Speise-Linse (*Lens esculenta* Moench) und Acker-Krummhals (*Lycopsis arvensis* L.) blühten, während dazwischen Gräser und unsere „Riesen“ zur Blüte rüsteten. Nachdem die Kamillen im wesentlichen abgeblüht waren, übernahmen die Gräser schnell die Herrschaft. Von der Anklamstraße her erschien das Geländestück in einem Graubraun, das später fahl wurde. Rainfarn, Weißer Steinklee, Gemeiner Beifuß, Kanadische Goldrute, Wilde Möhre, Ausgebreitete Melde (*Atriplex patula* L.), Weißer Gänsefuß (*Chenopodium album* L.), Krauser Ampfer sowie die Disteln und Kratzdisteln waren auf die Entfernung nicht auszumachen; auch nicht in der Blüte. In der Nähe waren sie selbstverständlich schnell erkennbar. An den Rändern dieses Komplexes blühten dann auch noch Floh- und Vogel-Knöterich (*Polygonum persicaria* L. und *P. aviculare* L.), Saat-Wicke (*Vicia sativa* L.), Schierlings-Reiherschnabel, Hasen-Klee und Acker-Spark (*Spergula arvensis* L.). Zuletzt entdeckte ich hier noch in größerer Anzahl die Glanz-Melde. Im Zuge der Fertigstellung der Wendeschleife wurde der Südteil des Geländestückes bereits frühzeitig nochmals planiert. An seiner tiefsten Stelle blieb allerdings ein etwa 900 m<sup>2</sup> großer, nahezu reiner Bestand der Ausgebreiteten Melde stehen. Auf den Rasenflächen können nur Pflanzen erscheinen und sich halten, die klein sind und öfteren Grasschnitt verkraften. Auf diesen Flächen an der Dresdenstraße waren von den Wegen und Straßen her (Betreten verboten!) blühend zu beobachten: Hasen-Klee, Reiherschnabel, Kleines Habichtskraut, Herbst-Löwenzahn *Leontodon autumnalis* L.), Weiß-Klee (*Trifolium repens* L.) und ein gelbblühender Klee, der wegen der Entfernung nicht genauer bestimmt werden konnte (entweder Gelber Acker-Klee = *T. campestre* Schreb. oder Zwerg-Klee = *T. dubium* Sibth.)

Das Wetter bringt anscheinend den Kalender mancher Pflanzen für 1969 durcheinander. Nach der Aussaat des Rasens innerhalb der Wendeschleife blüht jetzt (7. Oktober) das Acker-Hellerkraut voll. Im Gelände blüht es zum zweitenmal, d. h. die Pflanzen der Aussaat der Frühlingsblüte blühen jetzt. Im Schulbaugelände blüht eben der Gebräuchliche Erdrauch. Blühende Pflanzen der Kamillen sind noch da. Viele Sträucher in den Anlagen der Siedlung tragen Früchte und blühen abermals, z. B. der Rote Hartriegel (*Cornus sanguinea* L.). Am Hause Anklamstraße 9 blüht der Wollige Schneeball (*Viburnum lantana* L.) abermals.

Das Tierleben innerhalb der Siedlung ist nicht völlig erloschen. Als Meister der Anpassung erwiesen sich die Kaninchen. Man sieht sie oft auch am Tage. Die Rasenflächen bieten Nahrung, die Sträucher der Anlagen Deckung. Im harten Winter findet sich hier und da ein Tierfreund, der vielleicht hin und wieder etwas hinstreut. Jedenfalls überlebten viele Kaninchen den Winter 1968/69, der ja an Länge und Unberechenbarkeit so schnell sich nicht wiederholen wird. In den Abendstunden eines der ersten Tage im September flog vor mir eine kleine Kette Rebhühner in jenem genau beschriebenen Gestrüpp südlich der Dresdenstraße auf. Haubenlerchen waren zu sehen und in größerer Zahl Sperlinge. Schwalben zeigte sich oft. Teilweise nisteten sie mit Erfolg unter den Dachrinnen der Häuser an der Anklamstraße. Das Tierleben in den Kühlen östlich der Siedlung ist erhalten geblieben. Der in Anlagen und Privatgärten häufige Sanddorn (*Hippophaë rhamnoides* L.) zeigt in diesem Jahr einen reichen Besatz an Scheinbeeren.

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Vorwald – Bodenreife – Bestandsumwandlung*

### **Eine Betrachtung zur waldbaulichen Behandlung von Anschüttungsböden im Helmstedter Braunkohlenrevier**

von Otto Homuth

(Vorbemerkung der Schriftleitung: Abweichend von unserem Grundsatz, nur Originalaufsätze zu veröffentlichen, bringen wir zum Abschluß des Naturschutzjahres 1970 mit freundlicher Genehmigung des Verlages M. & H. Schaper in Hannover als Nachdruck aus Heft 20 des 25. Jahrganges der Zeitschrift „Der Forst- und Holzwirt“ den folgenden Beitrag des Schöninger Forstverwalters der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke, weil dieser für die meisten unserer Leser sonst kaum zugängliche Aufsatz grundsätzliche Erfahrungen über neue, in unserer engeren Heimat erprobte Wege zur Landschaftspflege bietet).

Im Jahre 1954 wurden von der Forstverwaltung der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke in Helmstedt, als erste derartige Maßnahmen auf Kippen und Halden des Braunkohlenbergbaues überhaupt, Voranbauversuche in älteren, verlichteten Robinienbeständen auf offensichtlich produktionskräftigen Standorten (Anschüttungen) eingeleitet. Im Dezember 1961 wurde an dieser Stelle bereits darüber berichtet (Homuth, 9).

Im folgenden soll nun versucht werden, die in mehr als 15 Jahren bei unterschiedlichen Verhältnissen gesammelten Erfahrungen bei der künstlichen Vorverjüngung von Erstaufforstungen auf Anschüttungsböden zusammenfassend aufzuzeigen.

#### *A. Der Vorwald*

##### **1. Entstehungsgeschichte**

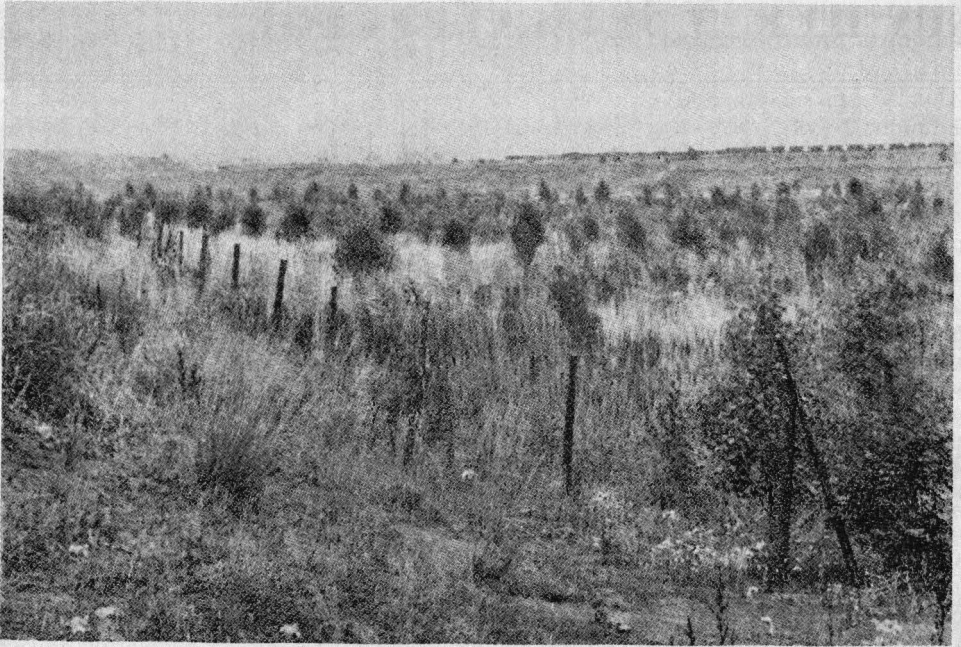
Wie überall im Braunkohlenbergbau lassen sich auch im Helmstedter Revier zeitlich getrennte Rekultivierungsperioden erkennen. Die ersten Bestrebungen gehen hier auf die Jahre nach dem Weltkrieg 1914/18 zurück. Ob diese Haldenaufforstung nach Beratung durch einen Forstmann angelegt wurden, steht nicht fest, sicher ist aber, daß interessierte Bergleute sie einleiteten, durchführten und förderten.

Schon sehr früh wurde durch Erfahrungen im mitteldeutschen Braunkohlenrevier die Bedeutung von Robinie, Roterle, Kiefer und Birke für Haldenaufforstungen erkannt (Heusohn, 8 u. Copien, 3).

Den besonderen Wert der Robinie für Anschüttungsböden erwähnt Dittmar (4) bereits 1929 in seinem Waldbaulehrbuch. Es ist somit verständlich, daß die genannten Holzarten, und zwar überwiegend die Robinie, auf Kippen und Halden bestandesbildend anzutreffen waren. Einige Fichten, Lärchen und Edellaubhölzer waren in fast allen Abteilungen beigemischt.

##### **2. Bestandsbild und Bodenflora**

Die meisten Bestände aus früheren Aufforstungsperioden wiesen nahezu einheitlich folgendes Bild auf:



Pappeln und Robinien ein Jahr nach Pflanzung einer Kippenfläche.

In der Baumschicht war bis auf vereinzelte Erlen nur noch die Robinie vertreten, während die Strauchschicht ausschließlich aus *Sambucus nig.* bestand, dessen Stamm fast durchweg die Derbholzgrenze weit überschritten hatte. An den Bestandsrändern sowie in einigen Lücken hatte sich ein dichter Rasen von *Calamagrostis epig.* gebildet. Dieser war stellenweise von *Galium ap.*, *Geranium rob.* und *Urtica dio.* durchsetzt. Diese stark nitrophile Flora ist nach K o h l e r (13) typisch für Robinienbestände und wird durch starke Nitratanreicherung im Boden verursacht, die sowohl auf die günstige Streuzersetzung als auch auf die Knöllchenbakterien zurückzuführen ist.

In den weiter vorhandenen Reinbeständen von Kiefer und Birke fehlte zunächst die Strauchschicht gänzlich, in der Krautschicht waren nur *Calamagr. epig.* sowie vereinzelt Rasenschmiele, Knauelgras und Glatthafer anzutreffen. Nitrophile Pflanzen traten jedoch am Rand zu den Robinienbeständen und auch in der Umgebung einzelner, beigemischter Robinien auf.

Ein offensichtlich starkes Vorkommen der Weinbergschnecke wies darauf hin, daß auch die Kalkversorgung auf den Kippen gut sein mußte. Auf diesen, also zweifellos recht produktionskräftigen Standorten mußte die Umwandlung der verlichteten, durchweg aus schlechten Stamm- und Kronenformen bestehenden Bestände eingeleitet werden, um auf den nicht unbeträchtlichen Flächen eine Leistungssteigerung zu erzielen und um zu verhindern, daß die weitere Entwicklung zu urwaldähnlichen Zuständen führte.

### 3. Wesen und Aufgabe des Vorwaldbestandes

Nach den Waldbauregeln fällt dem Vorwald die Aufgabe zu, gefährdete Holzarten zu schützen, etwa vor Sonne und Frost. Mit Aufhören der Schutzbedürftigkeit wird ersterer entfernt. Bei der Begrünung von Kippen und Halden ist es jedoch

Hauptaufgabe, den nach der Verstärkung völlig ungeordneten Boden (Syrosem/Ranker) als Standort für anspruchsvollere Holzarten vorzubereiten. Um diesen Anforderungen gerecht werden zu können, muß die Vorwaldbaumart selbst anspruchslos und widerstandsfähig, darüber hinaus im Industriegebiet rauchhart sein. Sie soll schnell wachsen, also den Boden rasch bedecken und die Schattengare herbeiführen, nicht zuletzt soll sie bodenpflegliche Eigenschaften haben, d. h. tief wurzeln, ein gut zersetzliches Laub abwerfen (enges C:N-Verhältnis) und evtl. durch Symbiose mit Knöllchenbakterien den Boden mit Stickstoff anreichern. Die Begründung einer Vorwaldgeneration wird sich bei der Aufforstung von Anschüttböden auf besonders schwierige und exponierte Flächen beschränken. Je nach dem Ergebnis der Bodenuntersuchung kann zuvor eine Meliorierung mit Kalk und Düngemitteln erforderlich werden (Kesselhausasche kann nur dann Verwendung finden, wenn die Basen/Säurebilanz günstig ausfällt), um die oftmals toxischen Böden zunächst für anspruchslose Holzarten vorzubereiten (K n a b e , 11). Die Aufforstung solcher extremen Flächen hat oft auch die Aufgabe, die Standortsicherheit der Böschungen zu gewährleisten und muß deshalb mit möglichst wurzelintensiven Holzarten arbeiten.

#### 4. Die Vorwaldbaumarten und ihre Eigenschaften

##### Die Birke (*Betula pendula*)

Von allen für Kippen empfohlenen Holzarten zeichnet sich die Birke durch die Eigenschaft aus, ihre Wurzeln weit in der allerobersten entsäuerten Schicht entlang wachsen zu lassen. Dieses und das Vermögen, alles erreichbare Wasser für sich nutzbar zu machen, läßt sie unverträglich auf schwierigen Standorten erscheinen. Sie erträgt starke Bodenversauerung und gedeiht praktisch auf allen Böden. Ihr Laubabfall ist gering, das C:N-Verhältnis mit 50 als weit zu bezeichnen. Als bodenpflegliche Holzart kann sie somit nicht angesprochen werden, durch Wild wird sie nur selten verbissen.

##### Die Eberesche (*Sorbus aucuparia*)

Die Eberesche ist gleichfalls eine anspruchslose und widerstandsfähige Holzart, auf Kippen ist sie empfindlich gegen Trockenheit, vermag jedoch sonst auf allen Böden zu gedeihen. Sie wirkt bodenbessernd, hat jedoch im Rahmen dieser Betrachtung nur geringe Bedeutung als Mischholzart. Dem Verbiß durch Hase und Kaninchen ist sie stark ausgesetzt.

##### Die Aspe (*Populus tremula*)

Als sehr standortvage Holzart gedeiht sie auf allen, auch auf stark sauren Böden; als Pflanze der Heilgesellschaften hat sie ein gutes Ausbreitungsvermögen und ein ziemlich gut zersetzliches Laub. Sie gilt als ausgesprochene Pionierpflanze, der auch wiederholter Wildverbiß keinen Schaden zufügen kann.

##### Die gemeine Kiefer (*Pinus silvestris*)

Nach dem heutigen Wissen über Anschüttungsböden wird man die Kiefer nicht mehr als Vorwaldbaumart anbauen, da sie, wenn überhaupt, erst sehr spät befriedigende Leistungen zeigt. Ihre Nadelstreu weist ein weites C:N-Verhältnis auf und ist selbst auf physiologisch einwandfreiem Boden ohne Wühlarbeit von Bodentieren unzersetzlich.

Ältere Kiefernbestände lassen vermuten, daß der oft mineralisch kräftige Anschüttboden das Einsetzen der natürlichen Reinigung verzögert und so grob-





1jährige Roterle auf rohem Kippenboden.

ästiges Holz von geringem Wert heranwächst. Vorhandene ältere Kiefernbestände können nach sorgfältiger Prüfung oftmals auch nur als Vorwald angesprochen werden, eine Umwandlung erscheint ratsam.

#### Die Schwarzkiefer (*Pinus austriaca*)

Für die Schwarzkiefer gilt das für die gem. Kiefer Gesagte, eine Umwandlung unter Schirm ist auch hier durchaus möglich.

#### Die Robinie (*Robinia pseudoacacia*)

Köhler (13) sagt von ihr: „Keine unserer einheimischen Holzarten, aber auch kein aus anderen Kontinenten eingeführter Baum vermag einen Standort in einer derart auffälligen und tiefgreifenden Weise zu verändern, wie es die Robinie in kurzer Zeit zuwege bringt<sup>1)</sup>.“ Sie stellt keine besonderen Ansprüche an den Boden, liebt ihn jedoch locker und gut durchlüftet. Durch die Symbiose mit *Bac. radicola* deckt sie ihren Stickstoffbedarf aus der Luft und ist somit unabhängig vom Boden. Ihre weitreichenden Wurzeln befähigen sie, Anschüttungen

zu befestigen, der Laubabfall ist reichlich, das C:N-Verhältnis mit 14 sehr eng, die Streu somit wertvoll und gut zersetzlich. Die Robinie ist sehr lichtbedürftig, verträgt sowohl Hitze wie Dürre, ist jedoch etwas frühfrostopfindlich. Sie wird gern vom Wild verbissen, erträgt dieses jedoch dank ihres hohen Ausschlagsvermögens gut. Ihre oft erwähnte Unverträglichkeit mit anderen Baumarten ist auf Anschüttungsböden nicht zu beobachten.

#### Die Roterle (*Alnus glutinosa*)

Sie wird schon von Heusohn (8) für die Kippenaufforstung empfohlen; als Baum der Bachufer und Flußniederungen liebt sie anhaltend feuchten Boden, ihr sehr anpassungsfähiges Herzwurzelsystem versetzt sie in die Lage, die Haft- und Kondenswasserzirkulation der lockeren Ausschüttungsböden in Verbindung mit deren oftmals hoher maximaler Wasserkapazität zu nutzen. Sie ist wenig wärmebedürftig und recht frosthart.

Ihr Laub (C:N = 15) ist gut zersetzlich, sie lebt wie die Robinie in Symbiose mit Knöllchenbakterien und reichert den Boden mit Nitratstickstoff an; gegen Beschattung ist sie empfindlich. Vom Wild wird sie kaum verbissen.

### 5. Auswahl der Vorwaldbaumarten

#### Waldbauliche Gesichtspunkte

Wie bereits erwähnt, erfordert nicht jede Haldenaufforstung die Anwendung einer Vorwaldgeneration; wo diese aber unumgänglich ist, müssen die Baumarten nach Standort und Wirtschaftsziel ausgewählt werden. Es empfiehlt sich nach Beobachtungen im hiesigen Revier besonders die Mischung von Robinie und Rot-

<sup>1)</sup> a. a. O. Seite 13



erle. Beide Holzarten ergänzen sich in ihren Eigenschaften sehr gut und helfen schnell (innerhalb 12—20 Jahren) den Boden für den Voranbau der zweiten Waldgeneration vorzubereiten.

In den ersten Jahren nach der Pflanzung treiben sich beide Baumarten oft im jährlichen Wechsel in die Höhe, bei Erreichen des Dichtschlusses drängt dann jedoch die Robinie die Erle in den Unterstand; hier erfüllt sie noch einige Jahre ihre Aufgabe als Bodenschutzholz, um dann allmählich ganz zu verschwinden. Heusohn weist bereits darauf hin, daß es von großer Wichtigkeit ist, die Halden unmittelbar nach ihrer Fertigstellung zu bepflanzen. Die vorerwähnten Baumarten vermögen (im Verband  $1,0 \times 1,0$  m begründet) den Boden innerhalb von 3—4 Jahren zu beschatten, daß in Verbindung mit ihrer günstigen Streu sich bald eine Bodenfauna einfindet, die dann der weiteren Entwicklung sehr dienlich ist.



Wüchsiger Voranbau (Bergahorn, Esche) als 2. Waldgeneration unter Robinie.

#### Wirtschaftliche Erwägungen

Da die Lebensdauer des Vorwaldes von vornherein auf den Zeitpunkt begrenzt ist, wo er seine Aufgaben (Bodenaufschluß, Schutz des Voranbaues) erfüllt hat, müssen die Begründungs- und Pflegekosten in angemessener Höhe gehalten werden. Hierzu sollen einige Faktoren verglichen werden:

**Pflanzkosten** für 1jährige Sämlinge von Birke, Aspe, Eberesche, Robinie und Roterle sind bei gleichem Pflanzverfahren nicht unterschiedlich; mit Ausnahme der Aspe sind Jungpflanzen der genannten Holzarten preislich etwa gleich, diese ist beträchtlich teurer, wird auch nicht in jeder Baumschule angezogen und ist daher nicht immer in gewünschter Menge zu beschaffen.

**Forstschutzkosten** (für Gatter oder Einzelschutz) sind bei Eberesche und Aspe mit Sicherheit zu erwarten, Robinie, Roterle und Birke benötigen hingegen keinen Zaun.

**Vorerträge** läßt allein die Robinie in nennenswerter Höhe erwarten. Sobald diese die Derbholzgrenze erreicht hat, liefert sie Koppel- und Gatterpfähle, letztere sind besonders interessant, da für den Voranbau der zweiten Waldgeneration in der Regel nicht auf ein Gatter verzichtet werden kann.

Daneben findet das Holz, ähnlich dem der Birke und Roterle, Verwendung für Brennzwecke, es wird dank seiner hohen Heizkraft, die der von Eiche und Buche gleicht, gern gekauft, brennt wie Birke im frischem Zustand und ist daher heute als Kaminholz besonders begehrt.

Koppel- und Gatterpfähle übertreffen Eiche und Lärche in der Lebensdauer und das besonders beim Räumungshieb anfallende Langnutzholz ist gleichfalls durchaus absetzbar.

Bei der Robinie decken im allgemeinen die Erlöse aus Vor- und Endnutzung die Kosten für die Lichtstellung und Aufräumung des Vorwaldbestandes.

Es sei noch erwähnt, daß die Pappel schon aus rein wirtschaftlichen Erwägungen als Vorwaldbaumart — besonders für ärmere Böden — nicht angezeigt ist. Es erscheint somit richtig, die Mischung Robinie/Roterle als Vorwald zu wählen. Auf extremen Bodenstellen und zur Belebung des Landschaftsbildes sollten einige Birkengruppen an geeigneten Stellen nicht vergessen werden.

Sollte die Anpflanzung zugleich der Sicherung gegen Erosion dienen, so sind die genannten Baumarten aufgrund ihres schnellen Jugendwachstumes auch gut in der Lage, diesen Anforderungen gerecht zu werden.

## *B. Die Reifeentwicklung zum eutrophen Waldboden*

### *1. Die Ansaat von Gräsern usw. bei der Aufforstung*

Es ist bei der Aufforstung von Kippen und Halden in den letzten Jahren sehr oft empfohlen worden, gleichzeitig mit der Pflanzung eine Einsaat von Gräsern und krautigen Pflanzen vorzunehmen. Hat der Begrünungsauftrag die Aufgabe „Erosionssicherung“, so treten waldbauliche Erwägungen zurück, und gegen die Ansaat bestehen keine Bedenken. Liegt jedoch keine besondere Erosionsgefährdung vor, so wird der Forstmann gern darauf verzichten, Gräser usw. anzusäen.

- a) Für die Bekämpfung von kulturhindernden Gräsern und Unkräutern werden in der Forstwirtschaft jährlich beträchtliche Aufwendungen gemacht. Es ist daher nicht einzusehen, warum man einen Zustand erst mit Kostenaufwand herbeiführen soll, um diesen dann gleichfalls mit Kostenaufwand wieder beseitigen zu müssen.
- b) Die Ansaat ist stark wetterabhängig, hat viele ökologische Schwierigkeiten zu überwinden und erfordert oft mehrmalige Wiederholung.
- c) Bei Kippen- und Haldenböden, die zum Zeitpunkt der Erstaufforstung durchweg als ärmste bis arme Standorte anzusprechen sind, sollen die Gehölze möglichst vor Wasser- und Nährstoffkonkurrenz bewahrt werden.
- d) Die unbeeinflusste Bodenvegetation gibt in ihren natürlichen Sukzessionen Hinweise auf die Entwicklung und den Garezustand des Bodens.
- e) Es sei noch ein Abschnitt aus Wittich „Die heutigen Grundlagen der Holzartenwahl“, S. 21 u. 22, zitiert:

„Ob eine bestimmte Bodenvegetation günstig oder ungünstig wirkt, ist nicht absolut zu sagen, sondern nur in bezug auf die Verhältnisse, auf die sie ändernd einwirkt. Eine Grasdecke unter Akazie oder Esche mit ihrer ungewöhnlich wertvollen Streu kann begreiflicherweise nur eine Verschlechterung bedeuten, während sie unter Holzarten mit so ungünstiger Streu wie Kiefer oder Lärche eine wesentliche Verbesserung des biologischen Zustandes bedeutet.“

Wenn also als Vorwaldbaumarten Robinie (vorstehend Akazie genannt) und Roterle gewählt werden, so erfolgt durch die wertvolle Laubstreu eine nicht zu übertreffende Bodenverbesserung. Die sich nach und nach einstellende, der erreichten Bodenreife folgende Flora gibt uns wertvolle Hinweise über den Zustand unserer sich vom Syrosem zum tätigen Waldboden entwickelnden Kippen.

## 2. Die Initialflora

Zeigen die zu bepflanzen den Flächen schon bald nach der Verkipfung eine leichte Initialbegrünung, so kann mit Sicherheit angenommen werden, daß keine pflanzengiftigen Böden an der Oberfläche liegen, die Anpflanzung also Aussicht auf Erfolg haben wird.

Diese Initialflora ist soziologisch völlig ungeordnet und naturgemäß stark von der näheren Umgebung, ebenso aber auch vom physiologischen Bodenzustand abhängig.

Rückschlüsse auf die Güte des Substrates sind daher noch nicht möglich, da manche Arten nur als Hungerformen, andere hingegen vollentwickelt auftreten; das Gesamtbild unterliegt zudem jährlichen Änderungen.



Blaue Dauerlupine an der Werkstraße.

Neben einem schütterten Rasen von *Calamagrostis epigeios* findet sich fast regelmäßig:

Agropyron arvense	Gem. Quecke
Agrostis tenius	Gem. Straußgras
Apera spica venti	Windhalm
Artemisia vulgaris	Gem. Beifuß
Bromus inermis	Wehrlose Trespe
Bromus tectorum	Dachtrespe
Cardus crispus	Krause Distel
Chamaenerion angustifolium	Staudenfeuerkraut
Chenopodium album	Weißer Gänsefuß
Crepis virens	Wegepippau
Erigeron canadensis	Kanad. Berufkraut
Epilobium montanum	Bergweidenröschen
Festuca rubra	Rotschwingel
Hypericum perforatum	Tüpfel-Hartheu
Lotus corniculatus	Hornschotenklee
Medicago lupulinus	Hopfenklee
Oenothera biennis	Nachtkerze
Picris hieracioides	Habichtskraut-Bitterkraut
Poa annua	Einjähr. Rispengras
Polygonum convulvulus	Windenknoöterich
Senecio vernalis	Frühlings-Kreuzkraut
Sonchus arvense	Acker-Kohldistel
Trifolium arvense	Hasenklee
Tussilago farfara	Huflattich

auf besonders armen, trockenen Sanden treten stellenweise noch zwei kleine Gräser auf, die ihrer Seltenheit wegen genannt werden sollen:

*Aira caryophylla*

Nelkenhafer

*Vulpia myuros*

Federschwingel

Vorstehende Aufstellung will keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben, manch andere Species geben noch auf den jungen Böden eine mehr oder weniger lange Gastrolle.

### Die Initialflora und die Vorwaldbaumarten als Pioniere

Es ist Aufgabe der Pioniere im Pflanzenreich, für kommende Sukzessionsstadien die Lebensbedingungen zu schaffen, bei den Anschüttungsböden zuerst also die Verbesserung und Aufschließung der Böden. Die letztgenannte Arbeit fällt vorwiegend den Vorwaldgehölzen als „aufbauende Arten“ zu, Aufgabe der anderen Pflanzen ist ja nebenher auch der Abbau des vorangehenden Sukzessionsstadiums.

Hier wird nochmals deutlich, daß die Vorwaldbaumarten ihren Aufgaben entsprechende Eigenschaften haben müssen, um diesen gerecht werden zu können.

So verläuft die gesamte Vorwaldphase im Wechsel von Abbau/Aufbau; Aufgabe des Wirtschafters ist es, den rechten Zeitpunkt zu erkennen, um durch geeignete Eingriffe diese Entwicklung zu steuern, den Vorwald vor dem Abbau zu bewahren und somit den Boden der erwünschten „Wieder n u t z b a r m a c h u n g“ zuzuführen.

### Das Initialstadium

Nicht alle Samenkörner, die auf den unbewachsenen — z. T. völlig rohen — Haldenflächen anfliegen, vermögen hier zu keimen, einer großen Anzahl gelingt es jedoch. Dieses kann nur als kurzlebiges Artengemisch angesprochen werden.

In diese Initialphase fällt der Zeitpunkt der Bepflanzung; im Juni/Juli des gleichen Jahres erfolgt als Starthilfe für die Gehölze eine leichte Stickstoffdüngung. Bereits im nächsten Vegetationszeitraum beginnen einige Arten zu dominieren und die Kreuzkraut-Huflattichgesellschaft zeichnet sich ab; diese hält sich, bis die Gehölze in den Dichtschluß kommen, um dann bis auf einige Inseln zurückzugehen.

### Das Gras-Stadium

Wenn die Anpflanzung das Dickungsalter überwunden hat und zum angenehmen Stangenholz wird, fällt von Jahr zu Jahr wieder mehr Licht auf den Boden, Laubstreu ist reichlich vorhanden und dank des günstigen C:N-Verhältnisses der gewählten Baumarten auch in guter Zersetzung. Neben vereinzelt krautigen Pflanzen finden sich auf dem nun schon verbesserten Standort Gräser ein, die sich rasch auf Kosten der erstgenannten ausbreiten. Auf die Aufzählung der beteiligten Arten soll verzichtet werden, der Zustand wird jetzt durch eine geschlossene gleichmäßige Begrünung charakterisiert, in die bald vereinzelt das Klettenlabkraut (*Galium* ap.) eindringt.

### Das Galium-Stadium

Das nun mehr und mehr verstärkte Auftreten nitrophiler Pflanzen leitet das Galium Stadium ein; der dichte Rasen von *Galium aparine* beherrscht das Ge-

samtareal. Die in Symbiose mit Knöllchenbakterien lebenden Vorwaldbaumarten haben, gemeinsam mit der zersetzten Laubstreu, einen reichlich mit Stickstoff versorgten Boden geschaffen.

Neben *Galium aparine* findet sich einzeln, gruppen- oder horstweise wachsend:

<i>Torylis japonica</i>	Klettenkerbel
<i>Geranium robertianum</i>	Ruprechts-Storchschnabel
<i>Urtica dioica</i>	Brennessel

daneben wird ein erstes Auftreten des

*Festuca gigantea* Riesenschwingel

beobachtet; die Brennessel besiedelt nach und nach größere Flächen und leitet über in:

### Das Sambucus-Stadium

Unter dem sich nun zum Stangenholz entwickelnden Vorwaldbestand — die Roterle ist bis auf geringe Reste bereits verschwunden — beginnt jetzt die Bildung einer Strauchschicht. Neben den bisher genannten nitrophilen Pflanzen tritt der schwarze Holunder (*Sambucus niger*) recht zahlreich auf. Dieser Zeitpunkt ist für die weitere waldbauliche Behandlung von entscheidender Bedeutung und wird im Abschnitt 3.2 näher behandelt.

### Das Clematis-Stadium

Mit dem Auftreten dieses Klimmstrauches scheint das Endstadium der Entwicklungsreihe erreicht zu sein.

Die Krautschicht besteht jetzt überwiegend aus den im Abschnitt 2:33 aufgeführten Arten, an Gräsern haben sich noch Knautgras und Glatthafer hinzugesellt, wenige Exemplare anderer Arten haben sich aus dem Initialstadium erhalten.

In der Strauchschicht war bisher *Samb. nig.* fast allein vertreten, nun breitet sich *Clematis vit. schnell* aus und erobert den Kronenraum des Vorwaldbestandes. In der beobachteten hohen Soziabilität tritt sie offenbar nur auf Anschüttungsböden auf, während die, ihr vergesellschafteten Arten auch in anderen Robinienforstgesellschaften vorkommen und mittlere/gute Standorte kennzeichnen.

### Die Umwandlung des Vorwaldbestandes

#### Das Endstadium der Vorwaldentwicklung

Die letzte Aufbaustufe der Pioniergesellschaft ist nun erreicht, mit der Beanspruchung des Kronenraumes beginnt die Waldrebe den *Abbau* — also die Vernichtung des Vorwaldes.

Noch vermögen die Äste der Robinie die Last zu tragen, Schneefall kann aber schon zu ersten Bruchschäden führen. Der Klimmstrauch windet sich um den Stamm, Adventivknospen kommen nicht mehr zur Entfaltung, und schließlich stirbt nach und nach der Wald ab. Es bleibt nun ein „Geisterwald“ — zu retten ist hier nichts mehr! Dem nun unumgänglichen Kahlhieb folgt auf dem stark nitrathaltigen Boden eine artenreiche und üppige Schlagflora, die der nun erforderlichen Wiederaufforstung große Schwierigkeiten und dem Betriebe hohe Kosten bereitet, die dadurch noch mehr ins Gewicht fallen, da aus der Abtriebsmasse mit Sicherheit auch kein Erlös mehr zu erzielen sein wird.

## Der Zeitpunkt zum Einleiten der Vorverjüngung

Wenn der Vorwaldbestand als Stangenholz angesprochen werden kann und die Flora neben Gräsern, Klettenlabkraut schon vereinzelt Brennessel und Holunder aufweist, ist der Eingriff zum Einleiten der Vorverjüngung erforderlich.

Erfolgt diese Lichtstellung jedoch zu frühzeitig, also zu einer Zeit, wo der Boden nur von Gräsern bedeckt ist, so erfährt nach bisherigen Beobachtungen der Boden eine Unterbrechung des Reifevorganges, und die folgenden Sukzessionen zielen zur Mäusegerstenflur (*Hordeetum murini*) hin. Besonders auffallend ist meist schon im ersten Jahr nach der verfrühten Durchforstung das großflächige Auftreten der Dachtrespe (*Brom. tectorum*), die durch ihre violette Farbe unverkennbar ist. In diesem Stadium ist jeder Voranbauversuch zum Scheitern verurteilt, weitere Eingriffe in den Bestand sollten vorerst unterbleiben und der Wiederbeginn der Bodenentwicklung, wie oben beschrieben, abgewartet werden. Nach Beispielen ist zu vermuten, daß ein Zeitverlust von 10 bis 15 Jahren in Kauf genommen werden muß, erst dann erfolgt sehr spärlich eine weitere Bodenreifung. Besondere Vorsicht erscheint auf Böden mit einer Beimischung von sorptionschwachen Substraten bedeutsam.

## Der Verjüngungshieb

Er hat das Ziel, die (natürliche oder) künstliche Verjüngung einzuleiten bzw. mit dem Voranbau zur Durchführung zu bringen. Er ist so zu führen, dass der Lichteinfall nicht zu spontan erfolgt. Der Schirm soll gleichmäßig sein, es sollten daher in Verfolgung dieses Zieles auch schlechte Stamm- und Kronenformen kurzfristig geduldet werden, nach Möglichkeit sind jedoch gerade Schäfte mit hoch angesetzter Krone zu bevorzugen. Als ausgesprochene Lichtholzart beantwortet die Robinie die Durchforstung mit einer Kronenerweiterung, so daß die dem Voranbau zur Verfügung stehende Lichtmenge schon bald wieder reduziert wird. Es erscheint ratsam, den Schirm in den ersten Jahren so zu halten, daß etwa 65 % der vollen Lichtmenge einfallen können. Steubing (14) beschreibt verschiedene Methoden; um schnell orientierende Werte zu erhalten, genügt es aber, mit einem Fotobelichtungsmesser mit Opalglas zu arbeiten.

Wirtschaftlich gesehen liefert, wie schon erwähnt, der Verjüngungshieb die für den Schutz der zweiten Waldgeneration erforderlichen Gatterpfähle, darüber hinaus deckt der Erlös aus dem anfallenden Holz die Einschlags- und Aufräumungskosten. Gut bewährt hat es sich, die Arbeit schlicht um schlicht zu vergeben. Die erforderlichen Gatterpfähle werden ausbedungen und Kosten irgendwelcher Art entstehen der Verwaltung nicht.

## 4. Der Voranbau

### Die Holzartenwahl

Als Holzarten für den Voranbau haben sich neben Rotbuche und Traubeneiche besonders Bergahorn und Esche in Mischung bewährt. Nach ökologischen und waldbaulichen Gegebenheiten ist aus den genannten Holzarten die Wahl zu treffen.

Wegen der Wüchsigkeit der Bodenflora sind zwei- bis dreijährige Pflanzen in der Größe 50/70 zu wählen.



## Kulturtechnik und Pflege

Die Pflanzung erfolgt in Reihen mit Spaten, Hohlspaten oder Pflanzhäckchen, der Verband betrug bisher  $1,0 \times 1,0$  m, kann aber wahrscheinlich auf  $1,5 \times 1,5$  m erweitert werden.

Die Gatterung sollte, wenn irgend möglich, bereits im Herbst des dem Voranbau vorhergehenden Jahres erfolgen, um ausreichend Zeit zu haben, eingedrungenes Wild, insbesondere Hasen und Kaninchen, zu bejagen und die Flächen bei Neuschnee zu beobachten.

Zur Vermeidung von Stockausschlägen ist es ratsam, die Stöcke sofort nach dem Einschlag des Vorbestandes mit geeigneten Herbiziden zu behandeln (Tributon D, Tormona o. ä.); will man jedoch diese Mittel, die Dieselöl als Trägerstoff voraussetzen, vermeiden, so kann man die Ausschläge durch Abschneiden in kurzen Intervallen auch gut niederhalten.

An Pflegearbeiten ist ein Freischneiden der Gehölzpflanzen wenigstens während der ersten beiden Jahre erforderlich. Hierbei ist dem sich verstärkt ausbreitendem Holunder besondere Sorgfalt zu widmen. Kontrollen auf Mäuse sind jährlich erforderlich (Probefänge).

## Lichtungshieb

Eine erste Nachlichtung des Vorbestandes sollte tunlichst im zweiten Jahr nach der Pflanzung erfolgen, da die Robinie durch Kronenvergrößerung den Lichteinfall schon wieder stark gebremst hat. Solange die Stämme des Schirmbestandes noch ohne Hilfsgerät von den Waldarbeitern gerückt werden können, soll der Schirm soweit irgend möglich lichtgestellt werden. Auf größtmögliche Schonung des Gatters ist bei den Hiebsmaßnahmen zu achten.

## „Dunkelkammer“ oder Gattererhaltung?

Diese Frage, die den Wirtschaftler häufig bewegt, darf nicht unerwähnt bleiben. Sechs bis acht Jahre nach der Pflanzung hat der Voranbau oft schon eine Höhe von 6,0 und mehr Meter erreicht, der Zeitpunkt des Räumungshiebes rückt also heran, das Gatter wird notgedrungen zerstört. Ist letzteres noch in gutem Zustande, so daß also noch kein Wild eindringen konnte, so sollte man im Interesse des Verbißschutzes den dichten Schirm und damit verbunden einen geringen Rückgang des Zuwachses in Kauf nehmen. Erst wenn die vorangebauten Holzarten deutlich im Wuchs nachlassen, muß eingegriffen werden. Wenn ein Gatter erst geöffnet oder beschädigt wurde, ist die Instandsetzung sinnlos, da eingewechseltes Wild nicht mehr bejagt werden kann.

Es sollte also Grundsatz bleiben, das Gatter tunlichst lange zu erhalten.

## 5. Der Räumungshieb

Der Beginn der Räumung ist nach dem Gesagten von Fall zu Fall zu entscheiden. Das Gatter wird abgebaut, um das Material ggf. nochmals verwenden zu können. Der Einschlag erfolgt bei Schnee und möglichst bei schwachen Frösten, um den Voranbau weitgehend zu schonen. Fällungs- und Rückschäden lassen sich nie vermeiden, spielen jedoch bei dem relativ engen Begründungsverband keine Rolle und werden bald verwachsen.

Es kann durchaus erwogen werden, einige gut ausgeformte Stämme aus dem Vorwaldbestände „überzuhalten“, denn bei vorangegangener günstiger Bodenentwicklung kann es sein, daß die erste Waldgeneration bereits 20 bis 25 Jahre

nach der Pflanzung die Fläche wieder räumen muß. Die Robinie kann aber durchaus ein Alter von 40 bis 50 Jahren erreichen.

### Der Unterbau als letzte Aufbaumaßnahme

Nach Abräumung des Vorwaldbestandes und den in den folgenden Jahren notwendig werdenden Läuterungshieben muß durch geeignete Maßnahmen die erreichte Bodengüte erhalten werden.

Es empfiehlt sich also, wenn auch nicht auf ganzer Fläche, ein Unterbau mit Hainbuche oder Winterlinde. Auf den ursprünglich ja sehr heterogenen Böden wird sich hier und da ein natürlicher Unterstand bilden, der erhalten bleiben sollte.

Der Waldaufbau auf Kippenboden ist nun abgeschlossen und das sich bietende Waldbild kann sich durchaus mit Bildern besserer Bonitäten des alten Waldbodens messen.

Aichinger: Pflanzen als forstliche Standortsanzeiger. Wien 1967. — 2. Barner: Der Wald — Begründung, Aufbau und Erhaltung. Braunschweig 1967. — 3. Copien: Über die Nutzbarmachung der Abraumkippen. In: Zeitschrift für Forst- u. Jagdwesen, Heft 1—3, 1942. — 4. Dittmar: Der Waldbau. Neudamm 1929. — 5. Göhre: Die Robinie und ihr Holz. Berlin 1952. — 6. Graf/Weber: Wald und Mensch. München 1965. — 7. Gutschick: Forstliche Standortkunde. Hannover 1950. — 8. Heusohn: Die Kultivierung roher Mineralböden. Berlin-Charlottenburg 1947. — 9. Homuth: Die Umwandlung ertragloser Erstaufforstungen auf Hochhalden des Braunkohlenbergbaues. In: Der Forst- und Holzwirt, Heft 24, 1961. — 10. Klemm: Zur pflanzlichen Besiedlung von Abraumkippen und -halden des Braunkohlenbergbaues. In: Herzynia NF (1966) Heft 1, S. 31—51. — 11. Knabe: Zur Wiederurbarmachung im Braunkohlenbergbau. Berlin 1959. — 12. Knapp: Arbeitsmethoden der Pflanzensoziologie. Stuttgart 1958. — 13. Kohler: Zum pflanzengeographischen Verhalten der Robinie in Deutschland. In: Beiträge zur naturkundl. Forschung SW. Deutschl. Bd. XXII, Heft 1, S. 3—18. — 14. Steubing: Pflanzenökologisches Praktikum. Berlin und Hamburg 1965. — 15. Weber: Ruderalpflanzen und ihre Gesellschaften. Wittenberg-Lutherstadt 1961.

## *En lütjen Unterschied.*

von Frieda Bittersohl

Bi Buer Mölders da sitt' se an Dische;  
Et giff't Kartuffelbrie un gebrate Fische.  
Dä Schöttel mit Brie dä steiht da nu all,  
Un sei lurt, dat Mudder mit den Fisch komen sall.  
Un dat lahme Rotkehlchen, dat flüggt da herummer,  
Un fängt da mal ne Fleige un da mal en Brummer.  
Na, Mudder kummt na ne korte Tied,  
Stellt den Fisch oppen Disch, un denn is et sawiet.  
Da röppt de lütje Heini: „Mudder, wutte wat wetten?  
Use Rotkehlchen hat innen Brie eschetten?“  
„Ach Junge“, seggt Mudder, „dat is ja allgut;  
Dat nehmt wie da hille wedder herut.“  
„Ja“, fängt denn Heini glieks wedder an tau kreihn,  
„Ick söllt man ewest sin, denn woll ick mal sein!“